GESCHICHTE DES THEATERS UND DER MUSIK IN KASSEL

Wilhelm Lynker, Theodor Köhler



Geschichte

des

Theaters und der Musik

in Kassel.

Bearbeitet vom verstorbenen Hof-Theater-Secretar

W. Lynker.

Bis auf die neueste Zeit fortgesetzt und mit einer Auswahl früherer Schriften Lynker's

herausgegeben

von

Dr. Th. Köhler.

Kassel 1865.

Verlag von Theodor Kay.

(J. C. Krieger'sche Buchhandlung.)

Druck von Gebr. Gotthelft in Kassel.

Vorwort.

Wir veröffentlichen hiermit den Nachlaß W. Lynker's, welcher vor kurzer Zeit durch den Tod seinen literarischen Arbeiten entrissen und insbesondere an der Vollendung dieses mit größtem Eifer begonnenen Werkes: „Die Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel" verhindert ward.

Wir haben dasselbe gesichtet und bis auf die neueste Zeit fortgeführt, um dem Publikum ein abgeschlossenes Ganzes übergeben zu können.

Möge der Leser Angesichts des mühseligen Zusammensuchens und Forschens, mit denen eine solche, lediglich auf zerstreute, abgerissene, zum größten Theil in schrecklichen Thürmen von Theaterzetteln und Akten versteckte Nachrichten beruhende Arbeit zu kämpfen hat, entschuldigen, wenn er Vieles darin vermißt; er wird auch Manches finden, was er nicht gesucht hat und das einen wissenswerthen und interessanten Beitrag zur Culturgeschichte der Menschheit liefert.

Hierbei verfehlen wir nicht, Allen, die uns mündlich oder schriftlich Auskunft ertheilt haben, den innigsten Dank zu sagen.

Die übrigen Schriften des Verstorbenen haben wir in chronologischer Folge herausgegeben und das Ganze mit einem Sonetten-Kranz abgeschlossen. Letztere entlehnten wir dem Notizbuche des Verfassers; wild und zum Theil in abgerissener Form hingeworfen, waren sie keinesfalls von dem Verstorbenen zum Druck bestimmt; ihr überaus schöner, gedankenreicher, die Qualen des hoffnungslos erkrankten Dichters abspiegelnder Inhalt bestimmte uns, dieselben mit möglichst treuer Wiedergabe des Originals beizufügen.

Lynker hat sich durch seine vielfachen Publikationen so bekannt gemacht, daß wir hoffen dürfen, das Büchlein werde einen fröhlichen, munteren Lauf durch engere und weitere Kreise nehmen.

Kassel, im December 1864.

Dr. Th. Köhler.

Inhalts-Verzeichniß.

Wilhelm Lynker's

Vater, ein Mann von liebenswürdigen Eigenschaften, dem es nicht an Freunden und Gönnern fehlte, hatte in Kassel, nach seiner Rückkehr als freiwilliger Jäger aus Frankreich, ein Geschäft gegründet. Dasselbe kam sehr bald in Blüthe, ja es hatte überraschenden Erfolg; aber das gab nur Veranlassung die allzujunge Ehe — das Paar zählte zusammen keine 40 — um so vollkommner zu genießen und an Erwerb nicht zu denken. Das Jahr 1830 machte ihn zudem zu einen der eifrigsten Politiker; vor lauter Politisiren und beständiger Aufregung mußte das Geschäft vernachlässigt und seinem Ruine entgegengeführt werden. Als der frühzeitige Tod ihm die Augen schloß, da schlossen sich gleichzeitig die Schalterläden; eine Witwe mit acht unmündigen Kindern war die alleinige Hinterlassenschaft. Wilhelm, den 30. März 1831 zu Cassel geboren, war ein Jahr alt, als der Leichnam seines Vaters unter großem Pomp und Auflauf begraben wurde, denn dieser war der erste, welcher von der, auf Grund der neuen Verfassung eben errichteten Bürger-

wehr das Geleit zur Begräbnißstätte erhielt. Den ersten Unterricht mußte der beinah acht Jahre alte Knabe in der hiesigen Bürgerschule nehmen, die er durch alle Klassen durchmachte und mit einer Prämie beschenkt verließ. Ohne weitere Ausbildung und erst 15 Jahre alt, sollte er sich schon selber durch das Leben fortbringen; er trat in die bis dahin von seinem älteren Bruder Carl innegehabte Stelle eines Amtsschreibers in dem Kurhessischen Landstädtchen „Wolfhagen". Trotz dieser in jeder Hinsicht kümmerlichen Stellung, trotz häufiger Erkrankungen bewahrte er seinen heiteren Sinn; Mutter und Geschwister wurden öfters durch allerliebste Briefe und Gedichtchen, meist humoristischen Inhaltes, beglückt. Was aber weit mehr den wissenschaftlichen und ästhetischen Sinn des jugendlichen Geistes bethätigt, — er benutzte die wenigen freien Stunden, um die in Wolfhagen und Umgegend im Munde des Volkes lebenden Sagen zu sammeln. An der von seinem Bruder Carl im Jahre 1854 herausgegebenen „Sammlung deutscher Sagen und Sitten" hat er einen erheblichen Antheil.

Im Jahr 1848 konnte es der lebendige und empfindungsvolle Jüngling in dem öden Landstädtchen nicht mehr aushalten; er kehrte nach Kassel zurück, um einen materiell und geistig befriedigenderen Beruf zu erstreben. Hier arbeitete er anfangs für seinen Bruder, der Schriftsteller und Privatsecretar war und nahm Unterricht in der Stenographie. Ein günstiger Stern leuchtete ihm; sein Lehrer, der damalige Stenograph in der Ständekammer starb, und Lyncker trat sofort an dessen Stelle, die ihm ein reichliches Einkommen und geistigen Genuß

gewährte. Die politischen Debatten der Ständekammer, die Preßprozesse vor dem Schwurgericht stenographirte er mit dem lebhaftesten Interesse. Er schloß sich der republikanischen Partei an; bei dem damaligen Turnverein wurde er Schriftführer und Bibliothekar. Mit der Vernichtung des ständischen Ausschusses, dem er bis zum letzten Augenblicke zur Seite gestanden, ward auch seine Existenz vernichtet. Seine Vielseitigkeit und seltene Gewandtheit nach jeder Richtung verschaffte ihm alsbald ein anderes Engagement; er wurde Buchhalter in einem hiesigen Eisenwaarengeschäft. Durch seine liebenswürdigen Eigenschaften und außerordentlichen Leistungen wußte er sich die höchste Zuneigung und Freundschaft seines Principals zu erwerben. Neben dieser Stellung lag er einem wissenschaftlichen Selbststudium ob und entfaltete, getrieben von den in ihm wohnenden Drange nach Belehrung und Forschung, eine außergewöhnliche Thätigkeit. Mit seinem Bruder Carl zusammen hat er die reichhaltigste Sammlung Kurhessischer Schmetterlinge zu Stande gebracht; beide standen mit den berühmtesten Männern der Wissenschaft in Verkehr und lieferten Aufsätze in wissenschaftliche Zeitungen. Die Naturwissenschaft trieb er mit Vorliebe; neben dieser beschäftigte er sich mit Geschichte und Literatur; die hauptsächlichsten Schriftsteller des Alterthums las er in guten Uebersetzungen; in der lateinischen Sprache erlernte er soviel, als sein naturwissenschaftliches, besonders zoologisches Studium erforderte. Im Zeichnen und Malen, worin er auf hiesiger Akademie zur Zeit des Besuchs der Bürgerschule Unterricht genossen hatte, brachte er es als Dilet-

tant zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit. Auch für die Musik hatte er ein empfängliches Gemüth und Begabung; in Ermangelung eines besseren Instrumentes mußte er sich mit einer Guitarre begnügen, auf der er Melodien nach dem Gehör zu spielen verstand.

Nach dem Tode seines Geschäftsherrn wurde er Buchhalter in einer hiesigen Weinhandlung im Jahre 1851, die er indeß, da sie seinem geistigen Drange zu wenig genügte, nach Ablauf eines Jahres wieder aufgab.

Durch seine ausgezeichneten Leistungen in der Zoologie aufmerksam gemacht, wünschte ihn Professor Herold in Marburg zum Assistenten. Da diese Stellung die Kenntniß des Ausstopfens erforderte, so erlernte er dieses rasch und brachte es binnen Kurzem zu einer großen Fertigkeit. Trotzdem erhielt er diese Stelle, die seine glühende Sehnsucht nach einem Studium auf der Universität einigermaßen hätte befriedigen können, nicht. Er lebte nun eine längere Zeit ohne bestimmte Beschäftigung; um so eifriger setzte er sein Selbststudium fort. Insbesondere beschäftigte er sich in dieser Zeit mit französischen Schriftstellern; er vertiefte sich in Fourrier's Werk über Kommunismus, aus tiefster Seele für einen allbeglückenden, kommunistischen Staat schwärmend. Die Frucht seines Studiums der englischen Sprache war außer der Uebersetzung einer großen Anzahl von Liedern aus „Th. Moor's national airs“ die Herausgabe der mit dem Sprachlehrer Fried zusammen gearbeiteten Uebersetzung von „White, red, black by Pulzky“, die unter dem Titel „Schwarz, roth, gold“ im Jahre 1853 bei Fischer in Kassel erschien.

Die Zeit seit dem Austritt Lyker's aus dem kauf-

männischen Stande bis zum Sommer 1854 ist ihm die schwerste und schmerzlichste gewesen. Ein empfindungsvolles, inniges Gemüth, von einem sehnsüchtigen Verlangen hin und her getrieben, ward er nicht selten inmitten seines köstlichen Humors von einer höchst getrübten Stimmung erfaßt; häufig gab er eine Ahnung frühen Todes kund, deren Veranlassung die täglich weitergreifende Brusterkrankung seines Bruders war. Da sich die brüderlichen Bande wegen zu großer Verschiedenheit beider Charaktere lockerten, so nahm er, des gemeinschaftlichen Arbeitens müde, die ihm auf Empfehlung des Maschinisten Henschel zu Kassel übertragene Stelle eines Secretars und Korrespondenten bei der eben ins Leben getretenen „Societé anonyme des mines et des fonderies du plomb etc“ zu Ramsbeck in Westphalen im Juli 1854 an. Hier lernte Lyuker ein vielseitiges industrielles Leben und Menschen aus allen Ländern Europa's kennen. Insbesondere verdankt er dieser Stelle die vollendete Kenntniß der französischen Sprache. Was dazwischen liegt, ist ein Leben voll der tollsten, köstlichsten Extravaganzen, das von den aus allen Ländern Europa's zusammengewürfelten, bei einem schwindelhaften Unternehmen comme il faut employirten Herren geführt wurde. Dieses schrankenlose Treiben, obwohl ihm ewig unvergeßlich, konnte ihm für längere Zeit nicht gefallen; da zudem sein Chef als ein Opfer der Intriguen der Pariser Actionaire gefallen war, nahm er seine Entlassung. Sein glänzend ausgefallenes Zeugniß verschaffte ihm alsbald ein Engagement als Korrespondent bei einem Londoner Handelshaus. Gerade im Begriff, dahin überzusiedeln, wird er

von der bedenklichen Erkrankung seines Bruders und dessen innigsten Wunsch, sich mit ihm auszusöhnen, benachrichtigt. Er ließ das günstige Engagement fahren und eilte so rasch als möglich nach Kassel, aber nur, um seinen Bruder bereits als Leiche anzutreffen. Dies war im Sommer 1855.

Er verblieb von nun an in Kassel, gegen seinen Wunsch und Willen, lediglich aus Anhänglichkeit zu seinen Angehörigen. Was sollte er hier beginnen? Der Gedanke, als Schriftsteller leben und wirken zu können, war dem bescheidenen Jüngling niemals in den Sinn gekommen. Wir sehen, daß in gewisser Hinsicht auch die Armuth ihr Gutes hat; diese drängte ihn gegen seinen Willen zur Entfaltung seines reichen Schatzes an Wissen und productiven Kräften.

Im September 1855 beförderte er die von seinem Bruder Carl mühsam aus dem Schutt der Archive zusammenstudirte Geschichte von Wolfhagen zum Druck.

In demselben Monat wurde er vom Redacteur der Kasseler Zeitung, Dr. Pinhas, als Berichterstatter für die Kammerverhandlungen engagirt. Außerdem lieferte er viel für das Feuilleton dieser Zeitung. Unter diesem heben wir hervor: „die alten germanischen Todtenstätten in Hessen“, ein Artikel, dessen Material er den hinterlassenen Notizen seines Bruders entlehnte. Den Aufsatz „über die Reste heidnischen Aberglaubens, zur Naturgeschichte des Volkes in Hessen“ hielt Dr. Pinhas Angesichts der orthodoxen Richtung des damaligen Ministeriums (mit Vilmar) für gefährlich, ließ ihn aber doch erscheinen.

Ende des Monats September erschien die in jeder Hinsicht vortreffliche und sehr gut honorirte Novelle „Danzig ist über“ in den Fliegenden Blättern.

In demselben Monat wurde er als politischer Korrespondent für die Westphälische Zeitung engagirt. Unter den gleichzeitig für dieses Blatt gelieferten Feuilleton-Arbeiten erwähnen wir:

„Ueber den Streit zwischen Carl Vogt und Rudolph Wagner“, ein Artikel, in welchem er die Frage über den Ursprung des Menschengeschlechts zu Gunsten Carl Vogts argumentirte.

Den Artikel „über das amerikanische Schulsystem“, dessen Material er dem bereits oben erwähnten, von ihm übersetzten Werke entlehnte.

Im October 1855 erschien in der Kasseler Zeitung die hübsche Novelle „ein Geschichtchen aus dem siebenjährigen Krieg“, dessen Schluß er auf Wunsch des Redacteurs hatte ändern müssen. In demselben Monat lieferte er ein Paar kleine Lokalnovellen für das Kasseler Tageblatt, von denen wir „den Famulus des Herrn Papin“, eines seiner ersten Werke, hervorheben und ließ anonym die von seltenem Humor überfließenden Antikritiken gegen einen hiesigen Theaterrecensenten los.

Trotzdem alle seine Productionen sich des größten Beifalls erfreuten, so war er doch von seinem schriftstellerischen Beruf nicht im geringsten befriedigt. Nach einem so bewegten Leben wünschte er eine materiell fixirte, geistig einigermaßen befriedigende Stellung, um neben dieser in Ruhe und Gemüthlichkeit seinen Lieblingsbeschäftigungen obliegen zu können. Sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen;

im Winter 1855 auf 1856 erhielt er die durch den Tod Rüdigers erledigte Stelle eines Secretars beim hiesigen Hoftheater; die Empfehlung zweier gelehrter und geachteter Herren in Kassel, seine vollendete Kenntniß der französischen und englischen Sprache ließen ihn, trotz seiner Antecedentien, diese Stellung erringen. Er fühlte sich wohl und glücklich in dieser Carriere, zumal er in seinem Chef, dem General-Intendanten Herrn von Heeringen einen Mann fand, den er wegen seines nobelen Charakters, seines vortrefflichen natürlichen Anschauungsvermögens, Kenntniß und feinen Tactes nicht genug zu loben wußte. Trotz reichlicher Beschäftigung, die er hier als Bibliothekar, Correspondent ꝛc. hatte, blieb ihm hinlänglich Zeit für Privatarbeiten. Außerdem war es für ihn von großem Interesse, das Leben und Treiben hinter den Coulissen zum Gegenstand seiner Beobachtung zu machen und mit einigen Künstlern genauer bekannt zu werden.

Seit dem Mai 1856 lieferte er Berichte über die Leistungen des Theaters in die Kasseler Zeitung. Er brachte diese anonymen Referate, wie eine amtliche Sache, so wohlwollend und schonend, als es seine Stellung mit sich brachte. Die Bibliothek des Theaters lieferte ihm auch den Stoff zu der „Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel", an dessen Bearbeitung Niemand vor ihm gedacht hatte, obwohl das Theater im öffentlichen Leben des Volkes eine so wichtige Rolle spielt. Dieses von vielem Eifer und origineller Auffassung zeugende Werk ließ er fragmentarisch in einer Reihe von Artikeln in der Kasseler Zeitung erscheinen.

Im Januar 1857 gab er das von seinem Bruder

hinterlassene Fragment „Geschichte der Insurrection wider das westphälische Gouvernement", das er möglichst vervollständigt und nach seiner Manier bearbeitet, bei einem hiesigen Buchhändler in Verlag.

Eine besondere Thätigkeit entwickelte er als Mitarbeiter des im Jahre 1857 von O. Braun *) redigirten „Kasseler Sonntagsblattes". Unter den zahlreichen Beiträgen für diese Zeitung, deren letztes Quartal er selbst redigirte, erwähnen wir: „Aus dem Leben", Episode; „Aus der Gesellschaft"; „Ein unschätzbares Glück, Humoreske"; „Ein Requiem", sämmtlich Producte einer bedeutenden poetischen Fülle. Die Episode „aus dem Leben", das Meisterwerk Lynker's, hat außerdem noch ein besonderes Interesse, indem er in dem tragischen Helden, Heinrich Winter, einen treuen Spiegel seines zerrissenen, ob der Ungunst seiner Verhältnisse „verfehlten" Lebens geliefert hat.

Eine Erzählung „der einsame Mann" erschien 1858 in den bei Wiegand in Kassel herausgegebenen „Drei Weihnachtsgeschichten".

Für die im Jahre 1859 bis Ende 1860 in Kassel erschienene literarische Wochenschrift „der Telegraph" lieferte er ständige Beiträge, deren Hauptgegenstand die Besprechung der deutschen Bühnenverhältnisse bildete.

Im Jahre 1859 veröffentlichte er zum erstenmal eine dramatische Arbeit „Herkules, oder Ambos und Actien, Zauberposse mit Gesang in drei Acten". Diese

*) O. Braun befindet sich gegenwärtig in Augsburg als Mitredacteur der „Allgemeinen Zeitung".

namentlich in ihrer Anlage, weniger in der Ausführung gelungene Lokalposse wurde in der Fastnacht im hiesigen Theater aufgeführt und dreimal wiederholt.

In demselben Jahre hielt er einen höchst interessanten humoristisch culturgeschichtlichen Vortrag „über den Hut“ und lieferte Correspondenzen und dramaturgische Abhandlungen in die „Zeitung für Norddeutschland“ und die „Zeit“ (Berlin).

Als Napoleon durch Wort und That die Gemüther aus ihrem politischen Schlummer weckte, ließ Lynker zwei politische Brochüren vom Stapel laufen: „Vorwärts“ und „Napoleon III. und die Leih- und Commerzbank in Kassel“; letztere, ein Pamphlet, hat drei Auflagen erlebt.

Im letzten Quartal 1859 brachte er seinen langgehegten Plan, eine eigene Zeitung zu gründen, zur Ausführung; es erschien im October unter seiner Redaction das „Kasseler Wochenblatt“, das außer einigen Beiträgen lediglich aus seiner Feder stammte. Dies fast ganz lokale Blatt, das mit der nach Form und Inhalt meisterhaften Novelle „Valon“ eröffnet wurde, gab er im Januar 1860 wieder auf, da die zu dieser Zeit plötzlich auftauchende lokal-politische Morgenzeitung, mit der kühnen Tendenz der Wiederherstellung der Verfassung von 1831, alles andere Interesse zu verschlingen schien.

Zur Zeit des Schillerfestes bildete er den Concentrationspunkt der großen Feier in Kassel. Für das Theater dichtete er einen Prolog, der einen stürmischen, ungetheilten Beifall und Hervorruf des Dichters im Gefolge hatte; für die Schillerfeier außerhalb des Theaters

lieferte er eine treffliche Dichtung zu den lebenden Bildern „Siegesfest“ und „Demetrius“.

Seit dem Jahre 1860 schrieb er auch viele poetische Schöpfungen für Privatgesellschaften; wir erwähnen „das Hoflager des Prinzen Carneval“, ein originell-phantastisches Spiel, das am 7. Februar in der namenlosen Gesellschaft, sowie „die erste Probe“, die in einer vom Prinzen Moritz von Hanau gegebenen Gesellschaft gespielt wurde.

Im Sommer 1860 wurde Lynker, der bis dahin sich einer scheinbar unverwüstlichen Gesundheit erfreut hatte, von einer heftigen Lungenblutung erfaßt. Er erholte sich bald wieder soweit, um seinen Berufs- und Lieblingsbeschäftigungen obliegen zu können, allein die krankhafte Ablagerung auf beiden Lungen machte unaufhaltsame, rapide Fortschritte; im Winter 1860 auf 1861 hatte er wieder schwer zu leiden. Im Sommer 1861 machte er eine Erholungsreise, mußte aber im nachfolgenden Winter ganz zu Hause bleiben. Obwohl er besonders in der letzten Zeit der Erkrankung mitunter von der düstersten Seelenverstimmung erfaßt wurde, setzte er seine vielseitige literarische Thätigkeit in gewohnter Weise fort; unter seinen jüngsten Erzeugnissen sind besonders die kunstsinnigen Berichte über das hiesige Theater in der „Leipziger allgemeine Theater-Chronik“ zu erwähnen; für den hiesigen Kunstverein, dessen Interessen er besonders seit dem Jahre 1859 auf's Lebhafteste verfochten, ließ er „Periodische Blätter des Vereins für bildende Kunst“ erscheinen. Nach zweitägigem, qualvollen Krankenlager verschied er am 30. Januar früh Morgens. Am 31. Januar erschien im hiesigen Tageblatt, gleichzeitig

mit der Todesanzeige seine letzte literarische Arbeit über „Mittelalterliche Baudenkmäler in Kurhessen, herausgegeben von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde.“

Wir haben in kurzen Zügen das uns zufolge langjähriger Bekanntschaft aus unmittelbarer Anschauung bekannte Leben und Wirken W. Lynker's vorgeführt. Die Vielseitigkeit seines Wissens, die Gewandtheit seines Geistes, die Raschheit, mit der er arbeitete, ist staunenerregend und selten. Ein reiches, inniges Gemüth, ein Gefühlsmensch im wahren Sinne des Wortes, schwärmte er für alles geistig und sittlich Große; sein feiner Kunstsinn erregte noch bei seiner letzten Reise das Staunen eines berühmten Malers. Sein inniges Gemüth verlieh ihm einen köstlichen Humor, den er fast bis zum Ende seines bewegten Lebens bewahrt hat. Seine treffende Ironie ließ er los gegen alle eitlen und hoffärthigen Wesen; für unglückliche Talente mühte er sich mit der größten Aufopferung ab. Er war liebenswürdig von Geist und Charakter, liebenswürdig selbst trotz vieler Schwächen und schrankenloser Leidenschaften. Des Lebens seltsamen Wechsel, sein drängendes Auf und Ab hatte er zu oft und tief empfunden; mit Ruhe und Ergebenheit ging er dem unerbittlichen Schicksal entgegen; sein Humor blieb ihm bis zu wenigen Tagen vor seinem Tode; seine geistige Rührigkeit harrte aus fast bis zum letzten Moment; wenige Stunden vor seinem letzten Athemzug, von Fiebergluth verzehrt, ließ er sich vom Verfasser dieses die Korrectur seines letzten, obengenannten Aufsatzes besorgen. Sein innigster Wunsch, in einer Frühlingswohnung, fern von aller

Welt nur sich selbst und seinem Geist zu leben, um zunächst die leider unvollendet und fragmentarisch hinterlassenen größeren Werke „die Geschichte des Theaters in Kassel“ und einen Roman umzuarbeiten und zu vollenden, ward ihm nicht mehr gegönnt.

Sein Begräbniß war ein glänzendes. Möge er sich in den Annalen der Wissenschaft und Kunst und in den Herzen Aller, die ihn kannten, ein dauerndes Monument gesetzt haben.

Kassel, im September 1864.

Dr. **Köhler.**

Der Famulus des Herrn Papin *).

In unserer lieben Vaterstadt Kassel sah es vor 150 Jahren ganz anders aus, als heutzutage, wo sie ihrer Lage und Bauart nach gewiß nicht zu den schlechtesten in Deutschland gehört. Damals lag sie noch in ihren dicken Festungsmauern, welche sich im 30jährigen Kriege so oft bewährt hatten, eng eingeschlossen und die obere Neustadt mit ihren breiten Straßen und hellen Häusern war erst im Entstehen begriffen. Der Friedrichsplatz, eine große Baustätte, wo tausend Hände im regsten Schaffen waren und vom Morgen bis in die Nacht das Dröhnen der Hämmer und Quiken der Sägen nicht endete, war durch die langsam fallenden Schutzwerke von der alten Stadt geschieden; die Thore, welche den neuen Straßen meist ihren Namen gaben, wurden bewacht und jeden Abend geschlossen, wie man's seit undenklichen Zeiten gewohnt war. An einem dieser Ausgänge, der jetzigen Carlsstraße gegenüber — ich glaube, es war das Zwerenthor — stand, schon halb im Schutte der stürzenden Bastionen, ein Häuschen, welches gewaltig an Altersschwäche litt, eine schmale einstöckige Barracke

*) Aus dem Gewerbl. Tageblatt und Anzeiger. Jahrg. 1855.

mit geschwärzten Balken und unten herum im feuchten grünen Gewande, so arg war sie von der Sonne vernachlässigt.

Martin Brack, ein alter Kriegsmann, der nicht umsonst auf zwanzig Schlachtfeldern gefochten, sondern für sein verlorenes linkes Bein vom Landgrafen das Wachthaus an diesem Thore zum Lohne bekommen hatte, wohnte unten in der Barracke, geliebt und gepflegt von einer Tochter von zwanzig Jahren, die so schön wie eine Rose war, eine Rose von Schiras, denn dort giebt es bekanntlich die schönsten auf Erden. Das Aemtchen machte dem alten Veteranen nicht viel zu schaffen; er strich sich den grauen Schnurrbart, schnitzte an seinem hölzernen Beine herum, pfiff und sang und putzte sein Schwert, welches an der feuchten Wand leicht rostete; oder er erzählte seinen Nachbarn zum hundertsten Male diese oder jene wunderbare Kriegsgeschichte.

Die Dachstube des Häuschens, von wo aus man einen freien Blick über die Stadtmauer hatte auf die große Baustätte und nach der Aue und dem Weinberge hin, bewohnte ein Mann ganz anderer Art als der alte Brack. Der letzte schüttelte in der Regel den Kopf und zuckte die Achseln, sobald man ihn um das Treiben dieses seines Hausgenossen fragte. Wenn er jedoch das Handwerk des Mansarden-Bewohners nicht kannte, so wußte sein Töchterchen um so mehr davon. Wo es gilt, irgend eine Heimlichkeit auszuwittern, sind die Frauen uns Männern stets überlegen, denn ihr Blick dringt durch zwanzig Thüren. Mit Hülfe dieses Talentes hatte Fräulein Anna bald heraus, daß der Mansarden-Bewohner

ein junger hübscher Mann sei, der den ganzen Tag den Zirkel drehe oder stinkende Flüssigkeiten bereite. Das war aber nur das, was sie zu wissen vorgab und ein Weib weiß immer mehr, als sie sagt. Wir werden gleich sehen, daß Anna Niemanden in der Stadt besser kannte, als den jungen hübschen Mann, obgleich sie oft feierlich erklärte, sie möchte um Alles in der Welt keine Bekanntschaft mit solch einem Hexenmeister haben.

Ehe wir den freundlichen Leser in die geheimnißvolle Dachstube führen, wollen wir einen Blick auf jene Zeit und den damals in Hessen regierenden Landgrafen Karl werfen.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts ging es an den kleinen deutschen Höfen seltsam her. Die Fürsten, welche ihre Höfe ganz im französischen Geschmack ausstaffirt hatten, liebten vor Allem die einstudierte Künstelei, das Ausländische und ein steifes gelehrtes Wesen, so daß es einem guten Deutschen fast schwer wird, sich in jenen Zeiten zurecht zu finden. Die vornehmen Herren legten sich bei der furchtbaren Erschlaffung, welche dem dreißigjährigen Kriege folgte, auf das Erforschen der Natur-Wissenschaften. Das mystische Dunkel, welches noch über diesem Gebiete schwebte, mußte natürlich einen starken Reiz für die gebildeten Leute jener Zeit haben. Sie suchten Alle eifrig nach dem Stein der Weisen, worüber dann die Weisheit fast verloren ging. Diese s. g. Wissenschaft war zugleich das Feld, wo sich die Aufklärung in den erbaulichsten Sprüngen versuchte und eine Art naturalistischen Wunderglaubens hatte so begeisterte Bekenner wie der heutige materialistische Widerglaube,

nur posaunten Jene nicht so gewaltig als diese, sondern thaten mit Allem bis zur Lächerlichkeit geheimnißvoll.

Der Landgraf Karl war ein ächtes Kind dieser seiner Zeit, gelehrt, gewandt, unternehmend, reiselustig, ein wenig gleichgültig gegen das Dogmenwesen, denn er rief alle möglichen Sekten in's Land, strebsam und besorgt um seinen Nachruhm; aber er hatte wenig gemein mit der herrschenden faden Prunksucht und pedantischen Spielerei. Bewundern müssen wir vielmehr diesen Fürsten, wenn wir sehen, wie er bemüht war, sein Volk auf den Gipfel materieller und geistiger Größe zu heben, wie er sich bestrebte, dem neuen philosophischen Geiste eine nützliche Seite abzugewinnen, den Wissenschaften, unter denen er besonders die mechanischen pflegte, eine Richtung auf's Praktische zu geben. Er würde sich ohne Zweifel in der Literatur oder auf der Tribüne den Lorbeer errungen haben. Während er, um das Land erwerbsthätiger, die Residenz zu einem wohlhabenden Fabrikstädtchen zu machen, die verfolgten industriellen Calvinisten Frankreichs, die Waldenser der Schweiz, die Lutheraner von Salzburg willkommen hieß und ihnen Privilegien gab, versammelte er nicht Goldmacher und Lebenselixir-Fabrikanten, sondern Gelehrte von wahren Kenntnissen und Talenten um seinen Thron.

Unter diesen Männern befand sich ein französischer Emigrant, Namens Dyonis Papin, ein Physiker von seltener Begabung, der schon in mancher Herren Länder gewesen war und nun in Kassel unter den Augen des Landgrafen in ungestörter Thätigkeit seine physikalischen Entdeckungen mit dem Bau des ersten Dampfschiffes,

welches die Welt sehen sollte, zu krönen gedachte. Dieser berühmte Gelehrte, ein Mann von stolzer, ritterlicher Geberde, schweigsam und ernst, doch elegant und gewandt, wie ein guter Franzose, dessen rundes Gesicht in einer gewaltigen Perrücke steckte, die dünnen Beine in schwarzen seidenen Strümpfen und der seinen feinen Degen so gut zu führen wußte, als die Feder, — hatte unter seinen Schülern einen fleißigen Jungen, dem er sehr zugethan war. Keiner verstand es so gut wie er, die schwierigsten mathematischen Exempel zu lösen, Erscheinungen in der Physik und Chemie zu erklären und Gesetze darin aufzufinden. Dabei war der Famulus, welcher sich Gideon Rüdinger nannte, nicht etwa ein blasser Schleicher, wie der des Doctor Faust, sondern voller Lust und Leben, ja manchmal sogar ein wenig lüderlich, obgleich ein armer Teufel. Papin, welcher jetzt eifriger als je an seiner großen Idee arbeitete, weihte ihn in seine Entwürfe ein und betraute ihn mit der Zeichnung der Pläne, da er die Reisfeder mit erstaunlicher Sicherheit führte. Für diese Arbeiten that er ihm dann und wann Etwas in die Börse, was Freund Gideon nicht warm werden ließ, sondern wohlgemuth in die Kneipen trug, wo er ein, zwei Tage lang seine Freunde fürstlich tractirte, um sich dann wieder hinter verschlossener Thür ans Zeichnenbrett zu setzen. Oft stand da der Professor bei ihm und rechnete, während der Famulus die Exempel, wie sie von den Lippen des Meisters kamen, in allerlei Figuren auf dem Papiere so zu sagen lebendig machte und gestaltete.

Der freundliche Leser sieht, daß es kein Wunder war,

wenn dieses Treiben dem alten Veteranen viel Kopfzerbrechen machte. Ein Blick auf das Zeichnenbrett, mit dem haarsträubenden Gewirre von Linien und Zahlen, auf die Röhren und Retorden und unbegreiflichen Geräthschaften, welche den grünbehängten Tisch bedeckten, überzeugte ihn im Allgemeinen, daß der junge Herr Teufelszeug und Schnickschnack treibe und damit sich begnügend, würde er ihn in Frieden gelassen haben, hätte er nicht noch etwas Anderes mit ihm abzumachen gehabt.

Gideon Rüdinger besaß bei all' seinem Studium ein frisches Gesicht und ein fröhliches Herz. Dies und seine feinen Manieren, die er dem Professor abgeguckt, seine gemüthliche Geschwätzigkeit und sein freies Wesen machten ihm die Bürgerdirnen geneigt. Als Hausgenossin hatte aber Fräulein Anna den ersten Anspruch auf seine Freundschaft, als das schönste Kind des Stadtviertels ein natürliches Recht auf seine Huldigungen. Gideon, dessen Großmuth wir schon gerühmt haben, war nicht karg mit seinen Liebesgaben, welche, bei seiner materiellen Armuth, meist in Küssen und dergleichen bestanden und da er nichts so sehr haßte, als das Seufzen und Aechzen unbefriedigter Sehnsucht, so schloß er gleich bei seinem fröhlichen Einzug in's Wachthaus mit Anna einen Bund für's ganze Leben. In den vier Wochen, welche er nun unter Brack's Dache zugebracht, hatte er dem freundlichen Kinde so manchen gesunden deutschen Kuß gewährt, daß der Alte, der weder taub noch blind war, bald bemerkte, was ihm eigentlich verborgen bleiben sollte. Obgleich er dem offenherzigen lustigen Studiosus nicht gram war, so fand er doch für gut sein Töchterchen,

seinen Trost und seine Hoffnung, vor Schaden zu hüten, denn, meinte er, was soll ich alter lahmer Karren anfangen, wenn mir das Mädel zu Grunde geht; diese gelehrten Windbeutel haben kein Gewissen im Leibe und bringen nimmer etwas vor sich. Es wird nichts damit, Freund Rüdinger.

Eines Abends, als draußen der Wind pfiff und der Regen an die Fenster schlug, hatte der Alte, der sonst gewohnt war, bei Nachbar Nobody seinen Schoppen zu trinken, Annchen mit dem Kruge ausgeschickt, um sich das Bier in's Haus holen zu lassen. Da dem guten Mädchen der Geliebte keinen Augenblick aus dem Sinne kam, so fiel ihr auch jetzt unterwegs ein, daß den armen Gideon ein Schlückchen sehr erquicken würde. Die ganze Woche war er nicht aus, sagte sie zu sich selber, wie er sich quält und abmergelt. Der Papin ist ein Filz und läßt ihn darben. Nur ein Schluck und Papa merkt nichts. Sie schlich sich unten an der Thür vorüber die Treppe hinauf und klopfte leise an.

„Entrez!“ ließ sich eine jugendliche Stimme vernehmen. Der Famulus hatte von seinem Meister auch etwas Französisch gelernt.

Anna trat auf den Fußspitzen herein und ihr verschmitztes Lächeln zog dem Mathematiker wie Sonnenschein in's Herz.

„Da hab' ich Bier, Gideon, ein ganzes Maas!“ sagte sie, sich nach einem Glase umschauend, — „das ist für Papa doch gewiß zu viel?“

„Versteht sich, Annchen, ja, das ist viel zu viel; der

Erzbischof von Hildesheim hat sich neulich den Tod an den Hals getrunken und war ein berühmter —"

„Bst! leise, der Papa hört zu gut. Nun trink, Gideon, und wohl bekomm's Dir."

Es mußte dem Famulus sehr wohl bekommen sein, denn als es die ausgedörrte Kehle hinunter war, athmete er so behaglich auf und schaute so sehnsüchtig nach dem Kruge, daß dem guten Kinde das Herz überging. Auch das zweite Glas purzelte lustig die Kehle hinab und ein Drittes, blos weil eben alle guten Dinge Drei sind; und dann küßte er sie wieder ein halbes Dutzend Mal auf den üppigen Mund und nannte sie Prachtmädchen und Königin Zenobia, bis es zuletzt nicht mehr der Mühe werth war, den Krug noch einmal zu heben; er war leer geworden wie das Herz des Mädchens schwer. Sie schaute besorgt drein, als sie an Papa dachte, den sie unten mit den Fingern auf dem Tische trommeln hörte und der mit seinem hölzernen Beine rumorte, was bei ihm immer ein Zeichen von großer Ungeduld war. Gideon, welcher vergeblich alle Taschen links machte, äußerte die verzweifelte Idee, den Krug zum Fenster hinaus zu werfen und dem Alten weiß zu machen, er sei der Anna unterwegs irgendwie caput gegangen, oder Wasser hinein zu thun und den Wirth das begangene Verbrechen büßen zu lassen; aber Anna verstand sich zu schlecht auf's Belügen ihres Vaters.

Während noch die Beiden unschlüssig waren, klapperte auf einmal das hölzerne Bein auf der Treppe. Dem alten Brack war der Argwohn gekommen, daß seine streng bewachte Tochter diesen freien Augenblick benutzt haben

könne, um zu dem Windbeutel zu schleichen und darin täuschte ihn sein väterlicher Instinkt freilich nicht. Ohne lange anzuklopfen holperte er herein, blieb, mit beiden Händen auf seinen Stock gestützt, an der Thür stehen und heftete seinen grimmigen Blick bald auf den etwas verlegen lächelnden Studenten, bald auf Anna, die mit ihrer Schürze spielte.

„So!" brach er endlich los, als ihn der Bierduft erst zum vollen Bewußtsein des begangenen Fehltritts seiner Tochter gebracht hatte, „so! Mamsell! Die Jugend verludert und Vater und Mutter belogen, betrogen, be— o! Du ausgemachte—"

„Oho! Herr Brack!" fiel ihm Gideon roth vor Zorn in's Wort, „wißt ihr auch, daß ich Euch zum Fenster hinaus werfen werde, wenn Ihr noch ein Wort von der Sorte sagt?"

Der Alte blickte den Studenten sprachlos vor Erstaunen an und diesen Augenblick benutzte Anna, um sich mit dem leeren Kruge zu drücken.

„Zum Fenster hinaus?" fing der Alte mit einer furchtbar groben Ironie an, „zum Fenster hinaus! Hahaha! Herr Kritzkratz glaubt, ich hätte zehn Jahre lang in Deutschland herumgetrommelt, um mich von ihm wie eine alte Hose zum Fenster hinaus werfen zu lassen. Entschuldigen Sie, Herr Rüdinger, eine Frage: hab' ich mich wirklich darum in zwanzig Schlachten schicken lassen, daß so ein ver—, Gott verzeih mir die Sünde, — Fickfäcker! was hat er mit meinem Kinde im Sinne? Heraus damit! Bombendonnerwetter! Aus dem Hause soll er, und das ganze Teufelszeug dahinter her! Hoho!"

Der Alte erhob seinen Stock als ging's zum Sturme auf eine Festung, und war auf bestem Wege zwischen die Retorden und Apparate zu schlagen.

„Um Gotteswillen, Brack!“ schrie der erschrockene Student, ihm in den Arm fallend, „juckt Euch denn der Hals? Das gehört ja alles dem Landgrafen!“

„Dem — ach! macht mich doch zum Narren! Was hat der Landgraf mit so einem Schmierpapier zu thun.“

„Das versteht Ihr nicht, alter Freund. Eben weil der Landgraf mit Gideons Schmierpapier zu thun hat, und Morgen in höchsteigener Person hierher kommt, könnt Ihr mich nicht aus dem Hause werfen.“

„Der Landgraf — hierher?“

„Gewiß! Er will sehen wie weit der Papin mit der Dampfkanone ist.“

„Was? — Dampf — Kanone? — Pinsel!“ Der Alte lachte den Studenten recht gemüthlich aus; das Wort Dampfkanone drang ihm doch zu drollig in's Ohr.

„Er fragte mich auch neulich, wo ich wohne“, fuhr der Student ruhig fort, „und da beschied ich ihn: bei dem alten Brack, Herr Landgraf, den müßt Ihr ja kennen; er hat nur ein Bein und nur einen Wunsch, nämlich den, das andere auch noch zu verlieren, im Dienste seines Herrn und Landgrafen.“

„Das sagtet Ihr, Herr Rüdinger?“

„Versteht sich, Brack. Der Landgraf ging darauf im Zimmer umher und murmelte: Brack! Brack! hm! hm!“ Ja, Herr Landgraf, fing ich wieder an, es ist derselbe, welcher damals, Anno so und so, die Kroaten des Gallas aus Prag geklopft hat. „So!“ Ja, und

dann hat er allein mit den Andern den berühmten Rückzug bei Hanau gedeckt. „Ei!“ Ja, Herr Landgraf, das ist dieser Brack.“

„Das hast Du Alles gesagt, Du Teufelsjüngelchen? Was meinte denn da der Landgraf, he?“

„Je nun. Er meinte Mancherlei und wenn er Morgen komme, solle ich ihn ja erinnern, daß er sich in Bracks Hause befinde.“

„Ach bitte, Herr Rüdinger, noch eine Frage: Ich weiß, Sie sind ein grundgescheiter gelehrter Mann — Lügen Sie auch nicht?“

„Bewahre Gott! lieber Brack. Da ist meine Hand, Putzt Eure Trommel und wenn der Landgraf kommt, schlagt Euren besten Wirbel, daß die Fenster springen. Da wird er schon an Euch denken.“

Dem Alten glänzten die Augen, als er die Hand des Studenten schüttelte. Er sagte ihm alle möglichen Schmeicheleien, daß er ein Schwernöther wäre, und dergleichen; plötzlich aber ging er von dem vertraulichen zu einem fast bittenden Tone über und fragte Rüdinger, ob er ihm einen Gefallen thun wolle?

„Gewiß, Papa, nur heraus damit,“ erwiderte der Famulus.

„Ach! bester Herr Gideon,“ sagte Brack flehentlich, „laßt mir meine Tochter in Ruhe. Seht einmal, wo soll denn das hinaus?“

„Wo das hinaus soll, spaßige Frage. Anna wird meine Frau! Warum wollt Ihr mir Eure Tochter nicht geben?“

„Euch, meine Tochter? Einen D— sollt Ihr haben!

Heirathet meinetwegen den großen Kirchthurm von Kassel. Für einen Sterngucker und Habenichts hätt' ich das Mädel in die Welt gesetzt? Lieber wollt ich doch — Gott verzeih mir die Sünde!"

„Ehe acht Tage vergehen, bin ich vielleicht der reichste Mann der Stadt," versetzte Rüdinger sehr ruhig.

„So? Da seid Ihr wohl auch so ein Goldmacher, he?"

„Gewissermaßen, ja. Wenn die Dampfkanone fertig ist, so —"

„Zum Teufel mit Eurer Dampfkanone!" schrie der Alte, sprang auf und klapperte fluchend und donnernd die Treppe hinunter, während sich der Studiosus den Bauch vor Lachen hielt.

Dicht vor ihrem Vater her, hatte sich auch Anna hinabgeschlichen. Als sie hörte, wie sich Gideon so listig aus der Schlinge zog und ihren Vater versöhnte, hätte sie laut in die Hände klatschen mögen. Sie suchte ihr Kämmerlein auf und schlief sich bald in den schönsten Traum hinein, den je so ein liebreiches Ding geträumt hat.

Rüdinger arbeitete die ganze Nacht an seinen Zeichnungen bis er am hellen Morgen, auf seinem Schemel sitzend, mit dem Kopfe auf dem Tische, einschlief. Die Lampe brannte noch und Alles lag in größter Unordnung, als der Landgraf und Herr Papin in's Zimmer traten.

„Ein halbes Stündchen nur," sagte der Letztere, seinem Famulus auf die Schulter klopfend, „dann könnt Ihr weiter schlafen. Ist Alles fertig?"

Rüdinger war erschreckt aufgefahren, hatte sich das Haar aus dem Gesicht gestrichen und seinen Bückling

vor dem hohen Herrn gemacht. „Alles fertig, Herr Doctor," erwiderte er, „Ihr seht, meine Lampe brennt noch. Ich wollte einmal sehen, ob man auch einschlafen könne, wenn man eine solche Fülle herrlicher Ideen vor sich hat, wie sie da in Euren Zahlen stecken." So sprechend, hatte Rüdinger mehrere Karten entrollt und sie auf seinem Bette und dem Schemel ausgebreitet. Während er, bescheiden zu Boden blickend, die Lobsprüche anhörte, welche der Landgraf seinen schönen und saubern Zeichnungen spendete, sah der Professor seine Entwürfe aufmerksam durch.

„Sehen Sie da, Herr Landgraf," begann er, „Rüdinger hat eine Tabelle aufgestellt, worin er das Verhältniß zwischen dem Druck verschiedentlich gespannten Dampfes und dem Druck der Atmosphäre ermittelt. Diese Skala mußten wir zunächst kennen."

„Das ist eine verdienstvolle Arbeit," versetzte der Landgraf, die Tabelle betrachtend, „aber wir sind noch weit vom Ziele und ich gebe fast die Hoffnung auf."

Papin zuckte die Achseln. „Ich hab' Euch bewiesen, Herr Landgraf, daß man Feuer unter'm Wasser brennend erhalten, daß man vielleicht Eisen im Wasser kochen und mit Dampf besser schießen könne, als mit Pulver. Ich hab' Euch bewiesen, daß ich mittelst einer einfachen Maschine Euren projectirten Canal von Kassel nach Karlshafen mit so viel Wasser füllen werde, als in Ewigkeit zur Schifffahrt nöthig ist; nun! so sicher, als die Sonne dort ihren warmen Strahl durch's Fenster wirft, ich werde Euch mit einem Schifflein ohne Ruder und Segel und in kurzer Zeit auf diesem Canale selbst nach Karls-

hafen fahren. Da auf den Blättern steht die ganze Idee; hochfahrend, wie Ihr sie nennt, ist sie einem Kinde verständlich. Die Apparate sind vollendet und wir können experimentiren."

„In diesen Tagen schon," setzte Rüdinger hinzu. „Es fehlt uns nichts, als das bischen Muth, ein Experiment zu wagen, welches uns das Leben kosten kann. Nur wenn wir die Maschine ihre volle Thätigkeit entfalten lassen, können wir beurtheilen, was ihr fehlt. Einmal denk' ich, muß es geschehen."

Der Landgraf ging nachdenklich auf und ab. „Was habt Ihr in Euren Karten bis jetzt unumstößlich festgestellt?" fragte er nach einer Pause den Famulus.

Papin, selbst begierig zu erfahren, wie weit sein Schüler in sein System eingedrungen sei, gab ihm einen Wink, zu reden und Rüdinger sprach:

„Denken Sie sich, Herr Landgraf, zunächst einen Cylinder, unten geschlossen und eine Platte darin, welche sich luftdicht auf- und abschieben läßt. An der Platte oder dem Kolben, wie man's nennen will, befestigen wir eine Schnur und hängen daran ein Gewicht, dessen Schwere sich nach dem Druck der Atmosphäre auf den Kolben richtet. Lassen wir den Kolben steigen, so sinkt das Gewicht, umgekehrt steigt es, wenn der Kolben im Cylinder fällt."

„Vollkommen klar, mein Sohn. Nun will ich sehen, wie die todte Idee lebendig wird und wirkt."

„Durch eine Klappe im Boden des Cylinders lassen wir Dampf herein, der in seiner Spannung den Kolben hebt. Soll derselbe wieder fallen, so müssen wir den

Dampf durch eine zweite Röhre entfliehen lassen oder ihn condensiren. Diese ganze Operation, welche unter dem Kolben vorgeht, lassen wir auch über demselben vorgehen, indem wir uns auch oben den Cylinder geschlossen und mit zwei Röhren versehen denken, welche den Dampf zu- und abführen. Das Einströmen des Dampfes in den Cylinder, das Ausströmen in den Condensator, beides abwechselnd oben und unten, das regelmäßige Auf- und Absteigen des Kolbens, des Motors der Maschine, hängt von den verschiedenen Klappen an den vier Röhren ab. Denken Sie sich nun an Stelle jenes auf- und abgezogenen Gewichtes einen Arm, welcher ein Rad dreht und dieselbe Vorrichtung auf der andern Seite des Cylinders, setzen Sie den ganzen Apparat in ein Schiff, so daß die Räder im Wasser gehen und die Tyrannei des Windes und die Laune der Wellen ist besiegt. Sie können ohne Ruder und Segel über den Ocean fliegen."

Der Landgraf hatte sehr aufmerksam zugehört und obgleich er seine Zweifel nicht ganz unterdrücken konnte, so war doch sein Verlangen, ein solches schwimmendes Wunder zu sehen, zu heftig, als daß er dem Gedanken an eine Verwirklichung dieser Theorien hätte entsagen können.

„Es ist Alles recht gut," sagte er, „aber das Fallen und Heben des Kolbens im vollendetsten Takte —"

„Das ist ja klar wie die Sonne," fiel ihm Papin in's Wort, „als ich zuerst das Klappensystem erfand, als die ganze herrliche Fülle des Lichtes über mich kam und jenes System der Wechselwirkung —"

Schon wieder ein Gedankenstrich? Leider. Ich kann

dem günstigen Leser nicht sagen, welches Klappensystem Herr Papin hier theoretisch entwickeln wollte; er vollendete den Satz nicht, denn ein ohrzerreißendes Getöse drang von der Flur herauf, erst wie fernher grollende Meereswogen, dann immer wilder und toller bis die Fenster klirrten und die Retorden und Blechgefäße auf dem Tische klapperten. Der alte Brack schlug seinen besten Wirbel. Einen Augenblick sahen sich die drei Männer verwundert an, dann aber konnte Rüdinger, trotz der Anwesenheit des hohen Gastes, nicht länger an sich halten; er brach in ein schallendes Gelächter aus und eilte die Treppe hinunter.

„Seid Ihr denn vom Teufel besessen, Brack?“ schrie er dem Tambour entgegen, ihn an beiden Armen packend, daß er keinen Schlag mehr thun konnte. „Der Landgraf denkt über die tiefsten und höchsten Dinge und Ihr donnert auf einmal drein wie ein Mordbrenner.“

Der Alte sah den Studenten ganz confus an.

„Aber, Herr Rüdinger, Ihr habt ja selbst gesagt, schlagt Euren besten —“

„Lieber Himmel, das war ja nicht so gemeint, Mann. Der Landgraf ist's denen so nicht gut, die über seine Dampf-Geschichten heimlich lachen. Wenn er's für einen Schabernack hält, seid Ihr übel dran, Brack. Jetzt thut Euch bei!“

Als Rüdinger, den Veteranen verdutzt stehen lassend, wieder in sein Zimmer kam, hatten sich die beiden Herren schon zum Weggehen bereit gemacht. Der Famulus erklärte mit kurzen Worten die plötzliche Störung, und der Landgraf, ein leutseliger Herr, lächelte und versprach,

an den Invaliden zu denken, welcher sich ihm so deutlich in's Gedächtniß gerufen hatte. Darauf verließ er von Papin gefolgt, die Dachstube, um sich nach der Maschinen-Werkstatt beim Kunsthause zu begeben, wo in den nächsten Wochen das große Experiment statthaben sollte.

Brack, der sich in einen Winkel zurückgezogen hatte, voller Angst den Weggang des Landgrafen abwartend, verwünschte den Famulus in der Seele und spann die verschiedensten Rachepläne aus. Aber die Beute entwischte ihm, denn er mußte sehen, wie Rüdinger mit einer Papierrolle unter'm Arm dem Landgrafen folgte, ohne daß er ihn zur Rechenschaft hätte ziehen können; ja er mußte die Befriedigung seiner Rachelust den ganzen Tag verschieben. Als aber auch am Abend Rüdinger nicht zurückkam und darauf noch zwei Tage vergingen, ohne daß man eine Spur von ihm sah, legte sich Brack's Zorn und er schüttelte betrübt den Kopf, denn er glaubte, Rüdinger habe ihn in seinem Aerger für immer verlassen. Das hatte er nicht gewollt. Wenn er Anna ansah, sagte ihm sein böses Gewissen: jetzt brichst Du dem armen Ding das Herz, Du Rabenvater! Und so waren Ruhe und Frieden mit dem Studenten aus dem Hause geflohen, der doch stets Schuld am vielen Streite gewesen war.

Aber Gideon Rüdinger sollte bald wiederkehren.

Vier Tage waren seit dem Besuche des Landgrafen in dem Wachthause vergangen, als auf einmal in der Dämmerung der Famulus, todtenblaß, mit entstellten Zügen, blutenden Händen und zerrissenen Kleidern in das Haus gestürzt kam und ohnmächtig an der Treppe

zusammenbrach. Brack, der ihn schon von Ferne die Zwerenstraße herabkommen sah, eilte in großer Bestürzung zu seiner Hülfe herbei und Anna, welche in der Küchenthür erschien, stieß einen lauten Schrei aus, als sie ihren Geliebten wie todt da liegen sah. Während sie beschäftigt war, mit nassen und warmen Tüchern den Rüdinger in's Leben zu rufen, ging der Alte hinaus, um die Ursache des Lärmens und Laufens zu hören, denn auf der Straße war es, als sei der Teufel los. Er kehrte bald athemlos zurück und erzählte seiner Tochter, die große Maschine im Kunsthause, von der man die Zeit her so viel dummes Zeug gefaselt habe, sei mit einem furchbaren Schlage geplatzt, viele Menschen wären jämmerlich zerschmettert, das ganze Atelier sei in die Luft gegangen und aus den Trümmern wäre Papin, der französische Hexenmeister, in einer grünen Wolke aufgestiegen und direkt zur Hölle gefahren. Und als er mit diesem schauerlichen Berichte zu Ende war, riß er die verzweifelnde Anna fort von dem Mitschuldigen an der Teufelei, der jedoch zu seinem Glücke jetzt die Augen aufschlug und sich ohne große Mühe erhob, um, von Anna unterstützt, die Treppe zu ersteigen. Sie legte ihm einen Verband an und Gideon erholte sich bald wieder, denn nicht die Verwundung, die nur eine starke Hautschramme an der linken Hand war, sondern der jähe Schreck und dann die Besorgniß nm seinen verehrten Lehrer, hatten ihm einen Augenblick die Besinnung geraubt. Er war kaum wieder im Stande zu gehen, als er auch nach seinem Hute griff und fort wollte; aber wir werden gleich sehen, wie sehr Anna Recht hatte, wenn sie ihn flehentlich zurückhielt.

So wie sich die Nachricht von dem Vorfalle in der Stadt ausbreitete und das Volk erst einige verwundete Arbeiter gesehen hatte, schrie man nach Papin, der nirgends zu finden war, den also wohl der Teufel geholt haben mußte. Der Name seines Schülers wurde genannt; von ihm sollte Rechenschaft gefordert werden; er sollte gestehen, was? das war gleichgültig, vielleicht aber kannte er die höllischen Documente, welche der Papin mit seinem Blute unterschrieben haben mußte.

Das steigende Gesumme und Getöse in der Zwerenstraße vermehrte die Befürchtungen Anna's, welche nicht anders glaubte, als daß man ihren Geliebten wie einen Hexenmeister verbrennen wolle. Sie war jedoch ein entschlossenes und gewandtes Mädchen und pflegte die Größe der Gefahr ruhig zu überschauen, statt davor zurückzubeben. Ohne sich lange zu besinnen, eilte sie hinab, bahnte sich kühn einen Weg durch die Menge und hatte bald das landgräfliche Schloß erreicht, wo sie, ohne sich um Wachen und Diener in den Gallerien zu kümmern, zu dem Empfangssaale des Fürsten vordrang.

Der Landgraf, welcher von dem unseligen Zufalle und dem Verschwinden des Professors Papin schon Kunde hatte, war von seinem Hofstaate umgeben, mit einigen Gelehrten des Collegiums im eifrigsten Gespräch begriffen, als die Flügelthür des Saales auseinander flog, Anna athemlos, mit wogendem Busen auf ihn zugeeilt kam und auf die Kniee fallend, sprach: „Den Rüdinger will man umbringen, gnädigster Herr Landgraf! Er soll heraus und bekennen! Mein eigener Vater will ihn ermorden!“

Der Landgraf konnte es dem Mädchen wohl ansehen, daß die höchste Noth sie hergejagt hatte. Er hieß sie freundlich aufstehen, führte sie zu einem Sessel und gab dem anwesenden Capitain der Leibwache Befehl, auf der Stelle den Thorwächter Brack und den jungen Rüdinger vorzuführen und das Volk zur Ruhe zu bringen.

Der Capitain hätte keinen Augenblick später kommen dürfen, denn schon flog Stein auf Stein wider das Dachfenster und Rüdinger gab sich gefangen, als der alte Brack an der Spitze seiner Nachbarn vor der Thür erschien und mit seinem Knüppel dawider schlagend, Einlaß begehrte. In seinem Eifer merkte er nicht, wie es unten auf der Straße plötzlich mäuschenstill ward und wie sich von seinen Nachbarn Einer nach dem Andern fortschlich. Erst als er die Eisenhand des Capitains an seiner Schulter fühlte und dieser ihn mit seiner Donnerstimme Etwas wie Rebell! und Galgen! in's Ohr schrie, entfiel der Knüppel seiner Hand und er ließ sich willig von zwei Landsknechten in die Mitte nehmen. Obgleich innerlich zerknirscht darüber, daß er, der so oft im Kugelregen gestanden, gefangen und verklagt vor seinen wackern Landgrafen geführt werden sollte, fühlte er doch eine große Befriedigung, als er auch Rüdinger arretirt und an seiner Seite geführt sah.

Schweigend schritten die beiden Verbrecher neben einander her, Rüdinger über das Schicksal seines Meisters nachsinnend, Brack, zwar schuldbewußt, als er an jenen verhängnißvollen Wirbel dachte, aber, wie er glaubte, gerächt an dem Schwarzkünstler, der nun sicher seinem Ende entgegenging.

Wir müssen bemerken, daß der Landgraf in seiner Ungeduld die Katastrophe dieses Tages selbst herbeigefüht hatte. Er wollte durchaus das Experiment sehen und Papin übereilte sich bei seinen ersten Proben so sehr, daß ihn sein guter Genius verließ und auf einmal das ganze große Unternehmen an einer kleinen Unvorsichtigkeit scheiterte. Als Rüdinger den ganzen Vorfall im Atelier getreulich berichtet hatte, theilte ihm der Landgraf mit, daß Papin, von eingebildeten Befürchtungen getrieben, heimlich die Stadt verlassen habe, um nach England zu fliehen. Dann wendete er sich an den Invaliden.

„Ihr seid der Tambour Brack?"

„Ja, gnädigster Herr Landgraf, ich habe gegen die Oestreicher gedient an die zehn Jahre und der General Wrangel hat mir dies hölzerne Bein zum ewigen Andenken geschenkt, weil ich der beste Tambour in der protestantischen Armee war."

„O, daran zweifle ich nicht," versetzte der Landgraf, „aber ist es denn Recht, daß es so ein alter Haudegen den Gassenbuben nachthut und meinem gescheidtesten Maschinisten auf den Leib rückt?"

„Herr Landgraf — ich — 's ist wegen meiner Tochter — er hat das Mädel behext."

Die Anwesenden lachten den alten Veteranen tüchtig aus und Anna, welche bisher in einer Ecke gesessen hatte, erschien zu seiner großen Verwunderung an Rüdingers Seite.

„Ihr seht ja, Herr Landgraf," fuhr er fort, „was bei seinem Treiben herauskommt. So ein Habenichts

macht nur die Menschen unglücklich und über meine Tochter bin ich Herr. Die kriegt er nicht."

Der Landgraf schritt, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab.

„Wenn ich Euch nun sage," begann er nach einer Weile, „daß ich Rüdinger zum ersten Maschinisten meines Kunsthauses ernannt habe und er sein reichliches Auskommen haben soll?"

Das änderte die Sache.

Brack hatte nicht Zeit, den plötzlichen Wechsel seiner Meinung und seines Willens kundzugeben, denn Rüdinger, der arme Teufel, ließ sich vor dem Landgrafen auf ein Knie nieder und konnte nicht genug Worte des Dankes finden, während ein so liebevoller Blick, wie der der glücklichen Anna, den Fürsten lange nicht erquickt hatte.

So lebte denn der alte Brack, der noch dazu eine kleine Pension für seine alten Tage bekam, mit Gideon Rüdinger in Frieden bis an sein Ende.

Danzig ist über!*)

Zu Kassel an der Ecke der Petri- und Dyonisienstraße steht ein sehr großes Gebäude, in welchem sich jetzt eine lebhaft besuchte Brauerei befindet. Dieses Haus, welches seit langer Zeit die Firma „Gasthaus zur Stadt Stockholm" führt, ist sehr einfach gebaut und hat auch sonst nichts Merkwürdiges, als daß, der Sage nach, der König Karl XII. auf seiner abenteuerlichen Flucht von Adrianopel nach Stralsund sich unerkannt darin einige Stunden Ruhe gönnte. Neben dem „Stockholm" steht ein Häuschen, das man wohl zehnmal in den großen Nachbar hineinstecken könnte und in diesem bescheidenen Gebäude wohnte zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Conditor und Wirth Namens Leck, bei welchem sich allabendlich eine kleine Stammgast-Gesellschaft von ehrsamen Bürgern und Handwerkern einfand, um bei einem Glase Grog oder Punsch die Neuigkeiten des Tages auszutauschen, deren es damals, wo der große Napoleon Europa zittern machte, bekanntlich sehr viele gab. Im Hessenlande aber selber hatten sich erst kürzlich ganz

*) A. d. "Flieg. Blättern." Jahrgang 1855.

unerhörte Dinge zugetragen. Eine französische Armee hatte nach der Schlacht bei Jena das Kurfürstenthum occupirt, der Landesherr hatte sich nach Böhmen zurückgezogen; die hessische Armee war aufgelöst worden. Die alten Soldaten, welche schon zur Zeit des siebenjährigen Krieges und später in der Champagne, am Rhein und in den Niederlanden, des alten Kattenruhms eingedenk, sich tapfer geschlagen hatten, irrten brodlos im Lande umher, revoltirend, aufreizend, mit der laut ausgesprochenen Absicht, auf eigene Faust sich über den verhaßten Feind herzumachen. Auch fanden massenweise Zusammenrottungen statt und oft wurden die Franzosen arg mißhandelt. Ein Sturm auf Kassel, wo auf Napoleons Befehl ein französischer General-Gouverneur Lagrange die Zügel der Regierung in die Hand genommen hatte, bereitete sich vor; indessen mangelte dem Aufstande der Kopf, da seit Abführung der hessischen Offiziere nach Mainz und Luxemburg den Soldaten die gewohnten Führer fehlten und sie nun in nutzlosen Versammlungen und Berathungen die Zeit verloren. Der General-Gouverneur aber benutzte dieselbe besser. Er zog Verstärkungen vom Rheine und aus Frankreich an sich und ehe der Brand zu lichten Flammen aufschlug, erstickten französische Bajonette das Feuer. Lagrange war jedoch ein menschenfreundlicher Mann und wenn nicht Napoleon von Warschau aus ihm den Befehl zur blutigen Ahndung zugerufen hätte, so würden der Opfer nicht viele gefallen sein. Er hatte schon unter dem General Bonaparte den Feldzug in Aegypten mitgemacht, war später als Kommandant der französischen Truppen nach West-

Indien gegangen und kaum von dort nach Europa zurückgekehrt, durch ein kaiserliches Dekret zum General-Gouverneur der eroberten hessischen Provinzen berufen worden. Die Aufregung, in welcher er das ganze Land fand, erschwerte seine Stellung sehr und Napoleons gereizte Stimmung gegen Hessen machte ihm eine Strenge zur Pflicht, welche seinem Charakter nicht zusagte.

Alle diese Dinge gaben Stoff in Menge zu den Abend-Unterhaltungen in dem kleinen Conditorladen. Eines Abends, es war in den ersten Tagen des Juni 1807, saßen die Stammgäste um einen langen Tisch herum, der für sie allein war, rauchten ihre Pfeifen, tranken dies und jenes und plauderten mancherlei von Krieg- und Friedenszeiten, als da plötzlich die Thür heftig aufgerissen ward und der Bader Müller, ein Haupt-Neuigkeitskrämer des Clubbs, hereinstürzte.

„Wißt Ihr's schon?!" ertönte seine Stimme, daß der dicke Tabaksqualm respektvoll auseinanderfuhr."

„Was denn, Nachbar! Was sollen wir wissen?" rief es von verschiedenen Seiten.

„Nun die Neuigkeit!"

„Welche Neuigkeit?"

„Danzig ist über!"

Ein allgemeines Gesumme kündigte an, daß sämmtliche Stammgäste bei dieser Nachricht von jähem Staunen ergriffen waren.

„Danzig über?!" rief der Eine kopfschüttelnd, das „über" recht schwer betonend.

„Danzig über!" wiederholte der Zweite kopfschüttelnd in demselben Tone.

„Danzig über!" sagte der Dritte und schüttelte auch den Kopf und betonte das „über" wie die Andern und so gings fort, bis jeder seinem Erstaunen in so beredter Weise Luft gemacht hatte. Zuletzt trat der Conditor und Wirth aus seinem Buffet heraus, um auch seine Stimme abzugeben.

„Danzig über! Danzig — Nachbarn, seid Ihr denn toll! Danzig über! Wer hat Euch denn das aufgebunden. Danzig geht nicht über!"

Seine Gäste sahen ihn ein wenig verduzt an.

„Geht nicht über!" fuhr er hitzig fort, „und wenn die ganze französische Armee davor läge und der Napoleon selber. Danzig über! Der Kalkreuth, der noch beim großen Fritz in die Schule gegangen, der die Franzosen in Mainz in der Schlinge hatte — ach schwatzt kein albernes Zeug!"

„Und ich sage Euch," rief der Bader noch hitziger, „Danzig ist über! Es hat's mir Jemand gesagt, den ich nicht nennen darf, aber morgen les't Ihr's an den Ecken."

„Nun, unwahrscheinlich wär's gerade nicht," meinte ein Anderer.

„Nein, nein! Es ist unmöglich. Ich mag nichts hören davon," platzte der Conditor gestikulirend heraus und nun entwickelte er eine solche Kenntniß von der Stärke der Werke, von den furchtbaren Bastionen, den mörderischen Geschützen und den todesmuthigen Vertheidigern der Festung — welche Kenntniß er aus einer patriotischen Zeitung hatte — daß der ganzen Gesellschaft ein Grausen ankam und am Ende Jeder mit ihm ein-

verstanden war; die Geschichte wäre ein Puff, „wie das bei den Franzosen so zu gehen pflege.“

Den ganzen Abend blieb die Sache auf dem Tapet und als die Stammgäste sich trennten, rief ihnen der Conditor noch in der Hausthüre lachend nach: „Danzig über! wenn ich's mit eigenen Augen sehe, ich glaub's doch nicht!“ In dem stolzen Bewußtsein, diesmal den Sieg über den Bader davon getragen zu haben, ging er in sein Haus zurück.

Es regnete heftig und war auf der Straße ganz finster. Der Conditor schloß seine Thüre. Da tauchte eine dunkle Gestalt neben derselben auf, neigte den Mund gegen das Schlüsselloch und rief mit gedämpfter Stimme hinein: „Wenn Ihr's mit eigenen Augen seht, werdet Ihr's schon glauben, Meister Martin Leck!“

„Ich glaub's nicht, nie und nimmer!“ rief Leck von innen und blieb dann, sich selbst unterbrechend, plötzlich stehen. „Hm!“ brummte er, „das war doch Keiner von meinen Gästen. Die Stimme kam mir ganz fremd vor.“

Als er aber hörte, wie sich Jemand von seiner Thür mit raschen Schritten entfernte, ging er die Treppe hinauf und legte sich zu Bett. Damals mußten die Leute in Kassel schon um 9 Uhr die Hausthüre schließen und Niemand durfte sich nach dieser Stunde ohne Laterne auf der Straße sehen lassen.

Die Mitternachtsstunde schlug, da rasselte noch eine Chaise die Dyonisienstraße herauf. Vor dem kleinen Häuschen des Conditors hielt dieselbe still, ein Offizier und zwei Soldaten stiegen heraus. Der Offizier klopfte mit dem Degengefäß kräftig an die Hausthür und aus

dem festen Schlafe aufgeschreckt, öffnete Meister Leck sein Fenster nnd streckte erst den Zipfel seiner Nachtmütze und dann den ganzen Kopf heraus. Da er bemerkte, daß der Lärm seinem Hause gelte, so fragte er ein wenig besorgt: Wer da sei?

„Aufgemacht!“ donnerte der Offizier.

„Mein Gott! was ist denn los?“ fragte Leck in seinem Fenster.

„Aufgemacht! Im Namen des Kaisers!“

Der Conditor wäre bei diesen Worten beinahe vor Schreck gestorben. Er ward erst durch die Donnerstimme des Offiziers wieder aus seiner Betäubung geweckt, welcher hinauf rief: „Wird's bald! sonst laß ich die Thür in Stücken schlagen!“

„Großer, gerechter Gott!“ wimmerte der Conditor; schlug Licht, warf den alten Hausrock über und wankte mehr todt als lebendig die Treppe hinab. Als die Hausthür aufgeschlossen war, trat der Offizier mit den beiden Soldaten ein.

„Ihr seid der Conditor Leck?“

„Zu dienen, Herr Offizier,“ antwortete demüthig und zitternd der Gefragte.

„So kleidet Euch augenblicklich an!“

Der Conditor fuhr entsetzt zurück.

„Ihr werdet mir folgen!“

„Ihnen folgen! und wohin denn um Gottes Willen?.

„Ihr werdet eine Reise machen!“

„Eine Reise?“

„Eine weite Reise, ja!“

„Eine Reise!“ stöhnte der unglückliche Bürger. „Ich

eine Reise!“ Herr Offizier. Ich wüßte nicht, daß ich mir vorgenommen hätte, eine Reise zu machen!“

„Tonnerre de Dieu! es ist hier nicht Zeit zum Plaudern,“ herrschte ihn zornig der Offizier an. „Vorwärts! oder Ihr geht unangekleidet mit!“

Nun begab es sich, daß der bestürzte Patriot in seiner großen Angst Alles verkehrt anzog, worüber viel Zeit verstrich, so daß zuletzt der Offizier den Soldaten befahl, Stiefel, Strümpfe, Rock, Hose und Hut sammt dem Conditor aufzupacken und in die Chaise zu werfen. Als dieser Befehl pünktlich und rasch vollzogen war, setzten sich die zwei Soldaten zu dem Gefangenen. Der Offizier händigte ihnen mehrere Papiere ein, schloß den Schlag von außen und der Kutscher schlug auf die Gäule. Fort gings in dunkler Nacht durch die Straßen.

Der Conditor wußte nicht, war's ein Traum oder Wirklichkeit, ging's nach Norden oder nach Süden, nach Osten oder Westen.

„Großer, gerechter Gott!“ schrie er ein über's andere Mal. „Werthe Herren! was hab' ich armer geschlagener Mann verbrochen, was soll aus mir werden! Wohin bringt Ihr mich, um's Himmels willen! Es ist noch Zeit, den Irrthum gut zu machen. Ja, es ist ein Irrthum! Ihr habt den Unrechten. Ich habe meine Steuern sämmtlich bezahlt und 100 Francs zur Anleihe, 100 Francs, meine werthen Herren! und meine Einquartirung gut gehalten. Herr Gott! was hab' ich gethan?“

„Nix, nix! Italiano! — non so nulla, notte felice!“ antwortete einer der Soldaten, warf sich in eine Ecke

des Wagens und schnarchte bald, indeß sein Kamerad mit einem halb deutschen, halb italienischen Fluche den armen Gefangenen zum Schweigen brachte.

So befand er sich denn mit zwei italienischen Gardisten allein, die kein Wort deutsch verstanden. Am Thore stand eine lange Reihe von Wagen, welche, sobald die Chaise erschien, sich langsam in Bewegung setzten und dieser folgten.

Der Conditor, damals noch Junggeselle, wohnte in seinem kleinen Hause allein mit einem Burschen von 16 Jahren, den er aus dem Waisenhause zu sich genommen hatte. Dieser Junge, der mit vieler Liebe an seinem Meister hing, war bei all' seiner angeborenen Dummheit ein vielseitiges Individuum, denn des Morgens versah er in der Backstube den Dienst eines Lehrlings, dann verwandelte er sich beim Kehren und Kochen in eine Magd und wenn der Tag zu Ende ging, schwang er sich auf die höchste Stufe der Verwandlung und bediente in weißer Schürze und ditto Mütze die Stammgäste seines Meisters. Jean brachte die Nacht in einer Bodenkammer zu, die ein kleines Fenster nach dem Hofe hatte und schlief so lange, bis unten der Ruf seines Meisters erscholl. Am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht erwachte er, ohne geweckt worden zu sein. Es war noch nicht ganz hell, aber die gewöhnliche Zeit des Aufstehens schien ihm doch vorüber zu sein. Nun, dachte er, der Meister schläft heute schön lang, das kannst du dir zu Nutze machen, und drehte sich noch einmal um und träumte sich gemüthlich ein.

Als er zum zweitenmale erwachte, stand die Sonne

schon hoch und mit gleichen Füßen sprang er aus dem Bette. Das wird einen schönen Morgensegen geben! Im Nu war er in den Kleidern und schlich sich wie ein Missethäter die Treppe hinab. Die Thür des Zimmers, das der Conditor im ersten und einzigen Stock bewohnte, stand weit offen; er wagte nicht hineinzusehen. Unten war Alles todtenstill, der Laden war dunkel, die Schaltern noch nicht geöffnet und auf der Straße Alles lebhaft. Dem Jungen ward's ganz bange zu Muthe. Während er noch auf der Hausflur stand, kam eine Magd, um Backwerk zu holen. „Ei was seid ihr doch für Leute," rief sie ihm zu, „schon dreimal bin ich dagewesen und noch immer ist der Laden zu. Ich dachte schon, der Meister Leck müsse gestorben sein."

„Ach Trinchen," stöhnte der Junge, „ich fürchte, es ist so."

„Ei warum nicht gar," antwortete die Magd, „ist er denn nicht droben?"

„Ich weiß es nicht, ich fürchte mich, nachzusehen."

Die Magd ging über die Flur nach der Treppe, sah hinauf und rief: „Meister Leck! Meister Leck!"

Keine Antwort.

„Hm!" flüsterte sie mit bedenklicher Miene, das ist ja närrisch."

Jean faßte Muth und rief nun abermals: „Meister, es ist Jemand da!"

Alles still.

„Trinchen!" stöhnte der Junge, als ob ihm die Brust zugeschnürt wäre.

„Ei du mein Gott, was ist denn da passirt? Sieh

Dich doch um. Das muß ich meiner Herrschaft sagen." Und die Magd lief davon und ließ den furchtsamen Jungen allein.

Jean entschloß sich endlich, in des Meisters Zimmer nachzusehen. Es war leer und in größter Unordnung. „Meister!" schrie er an der Thür des Schlafgemachs. Lautlose Stille. Er trat ein. Das Bett war leer, die Decke lag auf der Erde, Stiefeln und Kleider waren fort. Auf der Flur lag etwas an der Wand, er hob es auf. Es war einer von des Meisters Strümpfen, den die Soldaten bei der gewaltsamen Wegführung verloren haben mochten. „Lieber Gott!" sagte Jean, mitleidig den Fund betrachtend, „mit einem Strumpfe ist er weg," und so wanderte er hinaus, um bei den Stammgästen vom vorigen Abend Rath zu fragen in seiner Noth. Am nächsten wohnte der Bader. Zu diesem ging er also und entdeckte ihm unter lautem Schluchzen, daß sein Meister über Nacht abhanden gekommen sein müsse, mit einem Strumpfe nur. Der Bader war über diese seltsame Neuigkeit nicht wenig verwundert. Da er gerade seine Tour antreten wollte, so nahm er den Scheerbeutel unter den Arm und eilte hinüber in des Conditors Haus. „Das ist eine ganz verdächtige Geschichte," sagte er, als er dort alle Zimmer durchforscht hatte, „weißt Du was, Jean, ich habe jetzt nicht Zeit. Sieh' auf's Haus, sobald meine Kunden besorgt sind, komme ich und ist er dann noch nicht zurück, da wollen wir's schon herauskriegen."

Der arme Bursche setzte sich vor die Hausthüre hin, denn er fürchtete sich in dem verlassenen Hause und

weinte, daß mancher Vorübergehende stehen blieb und sich die Ursache seiner Traurigkeit erzählen ließ; ehe eine halbe Stunde verging, stand ein ganzer Haufen Menschen vor dem Häuschen, wie wenn Einer sich darin erhängt hätte.

Endlich kam der Bader wieder. „Nur still, Junge!“ sagte er schon von Weitem, „Dein Meister kommt wieder. Mach' den Laden auf, daß sich das Volk verläuft. Das ist eine ganz verdächtige Geschichte.“ — Und so kam er des Tags ein paar Mal gelaufen, um zu sehen, ob der Meister Leck wieder da sei und um den Jungen zu trösten, der nun das Geschäft wacker versah.

Indeß durchlief das Gerücht von dem plötzlichen Verschwinden des Conditors mit vielen Uebertreibungen die Stadt und gelangte natürlich auch zu den Ohren der Stammgäste, welche vor Ungeduld den Abend kaum erwarten konnten. Endlich schlug die gewohnte Stunde und die Conditorei füllte sich. Als Alle an dem langen Tische saßen, fing man an, die Sache nach allen Seiten hin reiflichst zu betrachten; aber man kam zu keinem Resultate. Der Strumpf machte auch die Runde am Tisch, wurde mit einem theilnehmenden Grausen besehen und kopfschüttelnd zurückgegeben. Der Bader, der bisher den Wirth gemacht hatte und mit der Bedienung seiner Freunde eifrigst beschäftigt war, nahm endlich an der Berathung Theil und brachte ein wenig Licht in die Affaire. Er hatte in der Nachbarschaft Etwas ausgemittelt und theilte nun die seltsame Nachricht mit, daß um Mitternacht eine Chaise vor dem Hause gehalten habe, daß an die Thür geklopft, Waffengeräusch und Stimmen

gehört worden seien. Niemand hatte es der Mühe werth gehalten aufzustehen und nachzusehen, da in dieser kriegerischen Zeit solcher Lärm in den Straßen nichts Ungewöhnliches war; aber daß die Chaise vor Lecks Hause gehalten hatte, stand fest und blieb eine Spur, welche die Stammgäste andern Tages zu verfolgen sich vornahmen. Zunächst, so beschloß man feierlichst, sollte die Polizei von dem Verschwinden des Conditors in Kenntniß gesetzt werden; das Geschäft wollte man fortführen, ein Bäcker erklärte sich bereit, jeden Morgen frische Waare zu schicken und Jean, der ein ehrlicher Junge war, sollte das Geld an den Bader, den provisorischen Administrator der Spirituosen, abliefern.

So wurde es gehalten und ein Tag nach dem andern verstrich ohne Kunde von dem Meister Leck, der nun Gegenstand täglicher Besprechungen, Vermuthungen und Nachforschungen war. Die wühlerischen Klubbisten hatten allen Behörden und besonders dem Bürgermeister die Hölle heiß gemacht und der Bader sprach bei seinen hohen und höchsten Kunden von nichts Anderem mehr. Da wurde er eines Tages auf's Rathhaus bestellt und der Bürgermeister führte ihn in ein besonderes Zimmer, nahm ihn beim Arm und flüsterte ihm in's Ohr: „Meister, Euer Freund lebt, ist gesund und wird wohl wiederkommen. Wann? das weiß ich nicht, kann auch weiter Nichts sagen. Wir leben in einer schweren Zeit, wo die Gewalt die Oberhand hat über das Recht. Das Klügste ist abwarten und schweigen. Schweigen, Müller, versteht Ihr? Adieu.“ Diese merkwürdigen Worte, die zur Aufklärung des Geheimnisses gar nichts beitrugen,

brachte der Bader Abends im Conditorladen zur Kenntniß der Andern, die wenigstens den einen Trost darin fanden, daß der Vermißte noch lebte. Bisher hatten sie mit vieler Beklommenheit jeden Mittwoch und Sonnabend die Unglücksfälle im Amtsblatt nachgesehen, voll Besorgniß, einmal da zu lesen, daß irgendwo ein männlicher Leichnam aufgefunden sei, dessen Signalement auf den Conditor passen möchte. Jetzt waren die Fragen bestimmter geworden: wann wird er kommen, wo wird er zurückgehalten, durch wen? weßhalb? Trotzdem blieb es für den Bader noch immer eine „sehr verdächtige Geschichte."

Vier ganze Wochen waren seit dem Verschwinden des ehrlichen Meisters Leck vergangen, als eines Abends die Stammgäste wieder am Tische saßen und kannegießerten, aber mit einer eigenen Trübseligkeit in ihrem Wesen und ihren Reden, denn sie konnten ihren unglücklichen Nachbar, den sie nun fast aufgegeben hatten, nicht vergessen. Der Bader trat ein, mit etwas bedenklicherem Gesicht als gewöhnlich. „Nichts Neues, Müller?" fragte Einer der Gäste.

„Hm!" machte der Bader, „nichts! und doch — eine Stafette, zum Leipziger Thore herein, an den Gouverneur."

„Wird aus dem Hauptquartier kommen," meinte ein Anderer.

„Kommt von Danzig," bemerkte der Bader weiter, immer nachdenklich, „der Thorschreiber sagt's."

„Von Danzig," wiederholte ein Specerei-Krämer, „so oft mir dieses Danzig in den Sinn kommt, muß ich an den vertrackten Abend denken, wo Ihr mit der Nachricht

kamet, Danzig sei über; es war der letzte, den der arme Leck unter uns zubrachte."

„Nun, hatte ich denn nicht Recht?" entgegnete der Bader triumphirend, „Gott verzeih' mir's. Den Abend war ich böse auf den Mann, weil er mir so starrköpfig widersprach, nachher that es mir leid, daß wir so halb im Unfrieden geschieden sind. Ich wette —" Der Bader stockte plötzlich und horchte auf; in diesem Augenblick klirrte ein Säbel auf der Hausflur, ein Gensdarm trat in's Zimmer und fragte, ob Einer von den Bürgern der Bader Müller sei.

„Ich, Ich," erwiderte hastig und mit ängstlicher Miene der Gesuchte.

„Da ist ein Brief an Sie!"

„Ein Brief und woher denn?"

„Von Danzig."

„An mich? guter Freund seid so gut und les't mir doch die Adresse. Das muß ein Irrthum sein."

Der Gensdarm las: „Sr. Wohlgeboren, dem Herrn Bader Heinrich Müller in Kassel."

„Ja, ja, das bin ich wahrhaftig! wie kommt denn der Brief in Eure Hände, wenn's erlaubt ist zu fragen?"

Der Gensdarm nahm das Glas, welches der Bader ihm bei diesen Worten darreichte und erwiderte.

„Den Brief brachte eine Stafette von Danzig mit und hat ihn im Gouvernements-Palais abgegeben."

„Das ist seltsam. Hm! Merkwürdig."

„Was mag denn wohl d'rin stehen?" riefen viele Stimmen durcheinander.

„Oh!" sagte der Bader, „das wollen wir bald

erfahren, und die Brille aufsetzend, entfaltete er den unversiegelten Brief und las:

Danzig, den 23. Juni 1807.

Danzig ist über!

Martin Leck, Conditor aus Kassel.

Es würde schwer sein, das grenzenlose Erstaunen der Stammgenossenschaft zu schildern, welches auf die Vorlesung dieses lakonischen Briefes folgte. Der Bader, als der Resoluteste, erholte sich zuerst. „Kinder!" rief er aus, indem seine Augen halb vor Rührung, halb vor Freude glänzten, „ist denn das ein Tollhaus wo ich bin, oder träume ich, oder — so soll mich doch der — — Gott verzeih' mir's! Les't selber; da!" und damit reichte er den Brief dem Specereihändler, der ließ ihn an den Schuster, der an den Seifensieder gehen und so machte er die Runde durch Aller Hände. Zuletzt platzte die ganze Gesellschaft in ein endloses Gelächter aus, selbst der kleine Jean hinten in der Ecke lachte, obwohl er nichts von alledem verstand, daß ihm die Freudenthränen über die Backen liefen und der Gensdarm auch mußte beim Anblick so vieler lachenden Gesichter mitlachen, obgleich ihm die Ursache nicht klar war. Noch mehrere der Gäste reichten ihm die Gläser hin und er verschmähte einen guten Trunk nicht; endlich wünschte er den Herren gute Nacht! und entfernte sich.

„Aber lieben Leute," begann darauf Einer der Stammgäste, „wir lachen, und im Grunde genommen ist doch die Geschichte verteufelt ernsthaft. Wie kommt denn der Leck nach Danzig? Der Brief sieht mir eben so aus, als wär' er ihm von Einem diktirt worden, der nicht

viel deutsch versteht. Meint Ihr denn, der Leck wäre gern nach Danzig gegangen?"

Es war ein schöner Junimorgen im Jahre 1807. In seinem Zimmer zu Danzig ging Marschall Lefebre, nunmehr Herzog von Danzig, auf und nieder, gähnend und noch halb schlaftrunken, denn er war eben erst aufgestanden. Sein Kammerdiener trat mit frischer Wäsche ein, um ihn anzukleiden. Verschiedene Ordonnanzen kamen und gingen; endlich erschien auch ein Adjutant des Marschalls. „Nun, nichts Neues, Latour?" rief er dem Eintretenden entgegen.

„Nichts von Bedeutung, Durchlaucht. Eine Equipage von allerlei Wagen ist diese Nacht angekommen, die wir unterwegs hier und da haben stehen lassen und hat ein Schreiben des Divisions-Generals Lagrange und als Beilage einen höchst seltsamen Gefangenen aus Kassel mitgebracht. Hier ist das Schreiben."

Der Herzog öffnete und las. Bei jeder Zeile heiterten sich seine Züge mehr und mehr auf, bis er endlich in ein schallendes Gelächter ausbrach und sich auf dem Absatze im Kreise herum drehte. „Dieser alte Schwerenöther!" rief er aus, „hätte ich jemals so Etwas hinter dem Lagrange gesucht! Hört doch, Latour, was der Teufelskerl für Streiche macht. Schickt mir da einen seiner Philister auf den Hals, der nicht glauben will, daß Danzig über sei und wünscht, daß ich denselben in der Festung herumführen lasse, damit er sich mit eigenen Augen davon überzeuge. Da leset seinen Brief!" Latour nahm den Brief und nachdem er ihn bis zu Ende ge-

lesen, bemerkte er: „Ew. Durchlaucht würde eine solche Strafe dennoch hart erscheinen, wenn nicht besondere Motive dazu vorhanden wären. In einem Lande, in welchem ein sehr drohender Aufstand wider den Kaiser und seine Beamten kaum durch Waffengewalt erstickt worden ist, wie in Hessen, muß es dem Gouverneur erwünscht sein, daß die Siegesbülletins der kaiserlichen Armee so rasch als möglich bekannt, verbreitet und auch geglaubt werden. Und —"

„Und nun," fiel der Herzog ein, „kommt so ein armseliger Wicht und schreit dazwischen: Glaubt's nicht, Leute, Danzig ist nicht über, die Bülletins lügen, die Franzosen sind geschlagen, der Kaiser von Rußland ist in Berlin, Kassel! Paris!! Napoleon auf der Flucht! In Danzig flattert lustig die schwarzweiße Fahne —"

Als der Herzog hier ein wenig erschöpft inne hielt, fuhr sein Adjutant fort: „Es mag so gekommen sein, Durchlaucht und was weiter folgte, — nun, ein Gensdarm mag ihn gepackt, man wird über ihn geurtheilt haben. Was ist einfacher, als daß man den Ungläubigen selbst hierher schickt, damit er zu Glauben komme, zumal da sich eine so schickliche Gelegenheit dazu bot."

Der Herzog ging lächelnd im Zimmer auf und nieder. „Wir wollen dem Burschen kein Leid weiter anthun," sagte er nach einer Pause. „Seine Zweifel werden längst gehoben sein, indeß mag er seine Mitbürger in Kassel bestens überzeugen, das dient zur Warnung. Ja, führen Sie ihn in der Festung umher, Latour, lassen Sie ihn die Kanonen, die Adler, meinetwegen die Bajonette zählen, führen Sie ihn auf den höchsten Thurm, in den tiefsten

Keller und dann — nun, dann bringen Sie ihn mir zurück. Wir wollen ihn förmlich und feierlich zum Glauben bringen; heute noch, sobald Sie Ihre Wanderung beendet haben, will ich ihn sehen."

Nach diesen Worten verließ der Adjutant das Zimmer, um den Befehlen des Herzogs nachzukommen.

Freund Leck hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, sich völlig und unwiderleglich davon zu überzeugen, daß Danzig über sei und mancher schwere Seufzer entstieg seiner Brust, die er schon von den Kugeln der Franzosen durchbohrt fühlte. Fast bewußtlos folgte er dem Adjutanten von einem Ende der Stadt zum andern und die verwunderten Gesichter der Rothhosen, die laut auflachten, wenn der Adjutant ein Wort der Erklärung über diese seltsame Inspektion fallen ließ, erschienen ihm wie die Spottfratzen der höllischen Plagegeister. Er ließ den Kopf hängen, schwieg und folgte dem Offizier, bis sie zuletzt vor dem Hause des Herzogs angelangt waren. Latour winkte, ihm auch dahin zu folgen und wieder einmal ward es dem Conditor höllenheiß um's Herz, denn an der starken Wache vor der Thür und den vielen Offizieren, die auf der Flur sich unterhielten, konnte er leicht errathen, daß da der Generalstab oder gar ein Kriegsgericht seiner wartete. Es ging eine breite steinerne Treppe hinauf und die Gruppen der Offiziere, die darauf standen, drehten sich um und sahen den Gefangenen und den Adjutanten fragend an. Leck verbeugte sich immer tief und Latour lächelte über seinen Rücken weg und sagte in seiner eigenen Sprache diesen oder jenen Witz, wovon der Conditor nichts verstand, die Offiziere

aber sehr erbaut schienen, denn sie lachten den armen Bürger tüchtig aus. So sauer war ihm das Treppensteigen noch nicht geworden.

Der Adjutant führte ihn endlich vor den Herzog, der in einem Sessel liegend, ihn mit erkünstelter Strenge von oben bis unten musterte und dann kurz und barsch nach seinem Namen fragte.

Leck nannte seinen Namen und drehte dabei verlegen seinen Hut in den Händen.

„Ihr seid ein Rebell! ein Jakobiner!“ fuhr der Herzog los.

Dem armen Leck verging Hören und Sehen; aber die Beschuldigung war doch zu ungerecht und zu hart.

„Ich“ — fing er endlich an — „ich liebe meinen Für— den Kai— den Herrn Lagrange — ach Gott! man weiß ja gar nicht mehr, wen man lieben soll. Verzeihen Ew. Gnaden — —“

Lefebre suchte ein Lächeln zu unterdrücken über die Loyalität des Gefangenen, der so arg in der Klemme war. „Ihr habt es Euch einfallen lassen,“ fuhr er fort, „unsere Bülletins für falsch zu erklären. Ihr seid Verbrecher am Kaiser, an der französischen Nation, an der großen Armee!“

Der Gefangene blieb sprachlos bei dem Gedanken an sein Verbrechen.

Lefebre wandte sich an seinen Adjutanten, der in einer Fensternische lehnte und sagte ihm Etwas auf Französisch, worauf der Letztere an den Gefangenen herantrat. Leck fuhr zusammen, als er sich am Arm gefaßt fühlte. Das war ein Vorgefühl des Todesstreiches. Der Adjutant

sah ihn eine Sekunde mit furchtbarem Ernst an und führte ihn dann zu einem Sessel an dem Schreibtische, welcher voll von Papieren lag. Dann stellte er Schreibzeug an den Platz, schob dem erstaunten Conditor einen Bogen Papier vor und trat wieder an das Fenster zurück.

„Ihr seid jetzt überzeugt," begann der Herzog wieder, „daß die Festung Danzig in meinen, in Lefebre's Händen, d. h. in des Kaisers, in den Händen der französischen Nation ist, nicht wahr?"

„Ew. Gnaden — ich — als ich —"

„Ist es nicht so?" donnerte der Herzog und ein hastiges „ja, ja!" entfuhr den Lippen Leck's.

„So schreibt!"

Leck nahm die Feder aus der einen Hand in die andere, es wollte mit keiner recht gehen; ich soll mein Verbrechen niederschreiben und damit wer weiß wohin wandern, dachte er, vielleicht an den Kaiser, wenn sie mich nicht gleich abthun, und wenn der bei guter Laune ist, steckt er mich unter die Hottendotten oder die Italiener oder die Mamelucken. Sein Schicksal wuchs in seiner Phantasie furchtbar an und der Gedanke daran überwältigte ihn. Die Feder hinwerfend, sprang er vom Sessel auf und sank vor dem Herzoge in die Kniee. „Ew. Gnaden! haben Sie Mitleiden, ich bin kein Aufrührer. Nein, ehe ich ein Aufrührer wäre, lieber thät ich — —" und er schluchzte so energisch, als wollte er dem Herzog andeuten, daß er sich eher die Kehle abschneiden, als ein Aufrührer sein möchte.

„Steht nur auf," sagte in einem leutseligen Tone Lefebre, dem die Noth des armen Sünders fast zu Herzen

ging, „schreibt erst, nachher wollen wir sehen wie wir Euch von Eurer bösen Neigung zum Unglauben gründlich heilen. Nun schreibt!"

Und Leck setzte sich beruhigter wieder an seinen Tisch, während der Herzog diktirte:

„Danzig, den 23. Juni 1807."

Leck erhob den Kopf, als er das niedergeschrieben hatte und sah den Herzog mit ängstlicher Spannung an:

„Weiter," sagte dieser, „Danzig —"

„Danzig —"

„Ist über."

Als Lefebre schwieg und der Conditor ein Weilchen auf die Fortsetzung des Dictums gewartet hatte, fragte er, ob das Alles sei?

„Das ist Alles," versetzte der Herzog, „unterzeichnet und faltet den Brief zusammen."

Der Deliquent that wie ihm befohlen.

„Wem habt Ihr unsere Siegesnachricht für falsch erklärt, unsere Bülletins als lügnerisch dargestellt?"

„Ew. Gnaden! ich habe gar kein Bülletin gesehen, so wahr Gott lebt."

Der Herzog stampfte mit dem Fuße. „Zu wem habt Ihr gesagt, Danzig sei nicht über? Das will ich wissen sofort!"

„Ach! das waren lauter gute Bürger, die Euer Gnaden nichts anhaben können. Du lieber Gott! die werden Ihnen Danzig nicht wieder nehmen, Ew. Gnaden, gewiß nicht!"

„Wer war es zum Beispiel, — erstens? —"

Der unglückliche Conditor befand sich in einer pein-

lichen Lage. Sollte er seine Freunde verrathen, daß sie der Lagrange Alle nach Danzig transportirte. Das Haar sträubte sich ihm bei dem Gedanken an das Unglück, welches er über so viele Familien bringen werde und trotzig schwieg er.

Der Herzog nahm eine strenge Miene an, wendete sich zu dem Adjutanten und sagte in einem kalten Tone: „Führen sie ihn in die Kasematten, Latour, bis er wieder reden wird!“

Nun war unser Held einmal zum Märtyrer nicht geschaffen und die Kasematten von Danzig hatten durchaus nicht seine Sympathien. Als daher der Adjutant aus seiner Fensternische auf ihn zu trat, wehrte er ihn mit beiden Händen ab und rief: „Ew. Gnaden! Mein Gedächtniß hat so arg gelitten; aber jetzt besinn' ich mich. Da war der Bader — Müller — ein Mann von fünf kleinen Kindern, und rechtschaffen, der liebt die ganze Familie Bonaparte und ist kein Aufrührer, dann der —“

„Genug,“ unterbrach ihn Lefebre lächelnd, „der Bader ist genug. Adressirt den Brief an Bader Müller.“

Leck wurde aus dem Allen nicht klug. Er beschloß, sich ganz in sein Schicksal zu fügen, setzte sich nieder und schrieb die befohlene Adresse ruhig hin.

„So!“ sprach Lefebre, sich nachlässig in seinen Lehnsessel zurückwerfend, „nun seht Meister! das ist ein Bülletin, daran Ihr Euer Lebtag glauben werdet. Nun hütet Eure Zunge, laßt's Euch nicht wieder in den Sinn kommen, unsere Kriegsberichte zu verdächtigen, den Kaiser als einen Lügner darzustellen, sonst steh' ich nicht dafür,

daß er Euch nicht einmal um den ganzen Erdkreis transportiren läßt, wenn er Euch nicht gar noch auf eine weitere Reise schickt. Jetzt geht!"

Leck blieb steif auf seinem Stuhle sitzen.

„Gehen sollt Ihr!" fuhr der Herzog fort, „wohin es Euch beliebt! nur macht Euch aus dieser Festung noch vor Sonnen-Untergang; es ist um Eurer Sicherheit willen!"

Leck wußte vor Erstaunen kein Wort hervorzubringen und sah bald den Herzog, bald den Adjutanten fragend an. Eine Handbewegung des Ersteren brachte ihn aber in's Klare und mit einem tiefen Bückling und einem halb wirren, halb dankbaren Blick drückte er sich ab.

Seitdem der Bader Müller in Kassel jenen lakonischen Brief erhalten hatte, waren wieder acht Tage vergangen. Da, an einem schönen Sonntag Abend konnte man den Conditor wieder in seiner Schenkstube zu Kassel an der langen Tafel sitzen sehen, umgeben von allen seinen Nachbarn und Bekannten, die bei einer dampfenden Bowle die Rückkehr des lange Vermißten feierten. Auf's Genaueste und sehr gewissenhaft erzählte er ihnen seine Erlebnisse und wie er sich durchaus nicht gefürchtet habe, wär's ihm auch gewesen als ging's nach Sibirien oder noch weiter. Aber mit tiefem Respekt sprach er vom Kaiser und von dem eben erst proklamirten König Jerome, denn die Stimme des Spions, welche in jener fürchter-

lichen Nacht seiner Wegführung durch das Schlüsselloch gedrungen war, hallte ihm noch vor den Ohren. „Ja," schloß er, nachdem er einen guten deutschen Zug aus seinem Glase gethan hatte, „der Spaß hat mir einen schönen Heller Geld gekostet, denn alle Reisekosten habe ich bezahlen müssen. Du hattest Recht, Müller, und ich hätt's glauben sollen, — Danzig ist über!"

Eine hessische Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. *)

Fast in der Mitte des Kreises Wolfhagen in Niederhessen erhebt sich ein mächtiger Basaltkegel, der Isthaberg, dessen waldiger Gipfel, aus der Ferne betrachtet, sich in einer Bogenlinie am Himmel abgrenzt, so regelmäßig als nur immer eine mit dem Zirkel gegebene sein kann. Lange hat man zu steigen, ehe man auf der Abendseite die eigentliche Kuppel, die waldgeschmückte Bergesstirn erreicht, während auf der Morgenseite der Wald sich bis in das Thal hinabzieht und den Berg einem Riesenkopfe ähnlich macht, auf welchem eine ungeheuere Perrücke lastet.

Es war am 9. September des Jahres 1760, als zu früher Morgenzeit Roßgetrappel sich am Abhange des Berges hören ließ und zwei Reiter in langen Mänteln langsam auf einer der vielen Terrassen hinritten, welche sich bis zum Walde hinauf erheben und von den fleißigen Landleuten gebaut werden, um den Aeckern ihre abschüssige Lage zu nehmen; denn so trocken und steinigt das Gelände hier auch ist, so quälen sich doch schon seit Jahr-

*) Casseler Zeitung, Jahrgang 1855.

hunderten die Besitzer desselben, ihm dürftige Nahrung abzugewinnen. Die Reiter hielten in einer Schlucht, welche das vom Gipfel herabströmende Regenwasser gebildet; ihr Standpunkt war hoch und frei genug, um ihren Blicken auf viele Meilen Aussicht in die dämmernde Ferne zu gestatten, denn noch waren die Schatten der Nacht nicht ganz gewichen.

Die beiden Reiter waren der junge heldenmüthige Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und sein Leibhusar. Des Erbprinzen Heer lag damals in dem von den Franzosen okkupirten westlichen Theile Hessens zwischen Volkmarsen und Zierenberg bei den Dörfern Breuna und Niederelsungen, und wie er oft zu thun pflegte, war er lange vor Tagesanbruch schon ausgeritten, nur von seinem Husaren begleitet, um den Feind zu rekognosziren, welcher kaum zwei Stunden südlicher sich gesetzt hatte. Das französische Hauptheer lag indessen vor Kassel und die Armee der Alliirten unter dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig bei Warburg an der Diemel.

Der Prinz stieg vom Pferde, schlug den Mantel auseinander, strich sich das Haar von der gebräunten Stirn, führte ein Fernglas zum Auge und blickte lange, ernst und schweigend über die Gegend. Inzwischen stieg die Sonne in all ihrer Pracht empor; ihre ersten Strahlen fielen durch die öden Fensterhöhlen der Thurmruine von Burghasungen, die nun schon acht Jahrhunderte lang dem Sturme der Zeiten getrotzt hat, und glitten dann allmälig in die Thäler hinab, in welchen die Diemel unter Erlen und Weidengebüsch geschwätzig murmelnd

dahin rinnt. Dörfer und Städte traten aus dem Dunkel der Landschaft und die fernen Zinnen der Weidelburg schauten, vom Glanze der Morgensonne umflossen, in heiterer Majestät aus dem Buchenhaine des Schloßberges hervor.

Der Prinz ließ den Arm sinken. „Eine tiefe, ergreifende Stille," begann er, „eine wahre Grabesruhe liegt auf diesen Fluren."

„Kam mir's doch eben vor," bemerkte der Husar, „als hätte ich Bayonnette oder Säbel im Sonnenschein blitzen sehen. In der That, Durchlaucht, dort unter dem Berge mit den Schloßtrümmern. Sehen Sie nur, gnädigster Prinz!"

„Stainville muß noch einige Mannschaften in dem Dorfe gelassen haben," erwiderte der Prinz, sein Glas nach dem Weidelsberge richtend, an dessen Fuße das Dorf Ippinghausen liegt; „was hältst Du sonst von der Gegend?"

„Ich entdecke nirgends etwas Verdächtiges," antwortete der Husar, die flache Hand über'm Auge, eine neue Umschau haltend, „hier unten links liegt das Dorf Istha, wo Ew. Durchlaucht schon im vorigen Jahre Quartier hatten, und da rechts, das ist das Städtchen Wolfhagen. Dort, werden sich Ew. Durchlaucht erinnern, klopften wir den Prahlhans heraus, den Mr. de Chabot mit seiner Compagnie royale. Dort wie hier und in dem Dörfchen da vor uns ist's klar vom Feinde, das möcht' ich mit Ew. Durchlaucht Erlaubniß behaupten."

Der Prinz nickte befriedigt mit dem Kopfe und fuhr nach kurzem Schweigen fort, indem er nach den flachen

Hügeln des Waldeck'schen hindeutete, die mit ihrem dunkeln Waldesgrün dem Wellenspiegel des Meeres gleichen: „Dort in den Bergen muß wohl jenes Korbach liegen, wo wir mit dem Broglio so schlecht wegkamen?"

„Durchlaucht!" fiel der alte Krieger lebhaft ein, „der Marschall Broglio, denk' ich, wird den Siegestag in seinem Kalender roth bekreuzen. Wir verloren an die 800 Mann und 15 Kanonen; aber ich kann mich unseres Rückzuges nicht erinnern, ohne mich seiner wie eines Sieges zu freuen."

„Immerhin ein Rückzug! Volker," entgegnete der Prinz, welcher dem alten treuen Kämpen, der ihn wie sein Schatten nie verließ, das vertrauliche „wir" nicht übel nahm, wenn er mit seinem Herrn unter vier Augen war. „Nein, es war ein unglückseliger Tag, der viele tapfere Männer dahinraffte und uns nicht den geringsten Nutzen brachte."

„Ja, das Glück ist wie ein treuloses Weib," erwiderte der Husar, „das wissen wir Soldaten zu gut und der König hat das selber schon empfinden müssen, obgleich er der größte Soldat ist, den die Erde trägt, wie Ew. Durchlaucht selbst sagten."

„Ja, so ist es," erwiderte der Prinz zerstreut, immer noch eifrig beschäftigt, die weite Landschaft nach allen Richtungen hin zu durchspähen. Plötzlich beugte er sich ein wenig vor und sein Glas auf einen Wiesengrund in einiger Entfernung richtend, sagte er: „Ich will des Teufels sein, wenn dort nicht eine Kavalleriepatrouille durch die Hecke zieht!"

Volker beschattete sein gutes Auge wieder mit der

Hand. „Dort! Durchlaucht!“ rief er nach einem Augenblick des Ruhens, „dort! wahrhaftig und drüben auf das Dorf, hol mich der und jener! eine ganze Truppe von Bisquit-Rittern!“

„Verfolgen wir ihren Marsch ein wenig, aha! ihr Ziel ist das Städtchen drüben und da haben wir einen guten Vorsprung!“

„Nein, Durchlaucht! Richtung Nordost, die hinter der Hecke unten folgen.“

„Du hast Recht, und das ist vortrefflich,“ versetzte der Prinz, „da führt sie der Teufel dem Kapitän Kollmann in die Klauen; der wird sich wieder einmal freuen, wenn er die Herren mit einer kleinen Ueberraschung amüsiren kann. Vorwärts!“

„Da kommen die Ersten jenseits des Dorfes wieder zum Vorschein,“ sagte Volker. (Der Prinz hatte sein Pferd schon bestiegen.) „Und, seht an! da haben sie einen Bauern in der Klemme, der ein Bündel auf dem Kopfe trägt. Sapperments-Gesindel!“

„Armer Teufel, der!“ bemerkte der Prinz, den Husaren auffordernd, ihm nun zu folgen.

Die beiden Krieger ritten am oberen Saume des Berges hin, bis der Weg den Pferden zu beschwerlich wurde. Sie stiegen ab und der Prinz schritt voran den Abhang hinunter, von dem Husaren mit den Pferden gefolgt. Nach einer Viertelstunde hatten sie das Thal erreicht, wo sie sich in die Sättel schwangen und auf die Stadt galoppirten. Die französischen Patrouillen waren in der Richtung nach Burghasungen verschwunden.

Das Städtchen Wolfhagen liegt auf dem flachen

Rücken eines langgestreckten Kalksteinhügels und war zu jener Zeit noch mit Gräben, Mauern, Thürmen und Thoren wohlverwahrt. Auf einem westlichen Vorsprung des Hügels hatte vormals eine Burg gestanden, deren Trümmer der baulustige Landgraf Moritz gegen das Jahr 1600 wegräumen ließ, um ein neues Schloß dahin zu bauen; aber der dreißigjährige Krieg, welcher zu Anfang der 1620r Jahre die liguistischen Truppen hierherführte, unterbrach und zerstörte den schon begonnenen Bau. Einer der späteren Landesherren ließ statt des Schlosses ein freundliches Wohnhaus für den Beamten an die Stelle setzen. Umgeben von hohen, massiven Häusern und Zehntscheunen auf einer, von einem weitläufigen Obstgarten auf der andern Seite, bildet es die hintere Front eines großen viereckigen Hofes, auf welchem wohl ehemals die Burgmannen des verschwundenen Schlosses ihre Rosse getummelt haben mögen. In dem Renthause wohnte zur Zeit, von welcher wir berichten, der Rentmeister Hieronymus Köhler, in dessen Hände zugleich Schwert und Waage der Nemesis gegeben waren.

Es war noch sehr früh am Tage, die Sonne erst vor einer halben Stunde aufgegangen. Doch auf dem Lande legt man sich zeitig zur Ruhe, um zeitig zur Thätigkeit zurückkehren zu können. Der Rentmeister ging, im langen, mit Schaafpelz gefütterten Schlafrock gehüllt, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und blies in regelmäßigen Stößen den blauen Dampf seiner Pfeife von sich. Er war ein großer, starker Mann von etwa 50 Jahren, mit strengem, von jüngsterlebtem Kummer etwas gebleichtem Antlitz. Die Gewohnheit, zu befehlen

und zu richten, hatte ihm einen starken Willen gegeben, ohne die sanfteren Regungen des Herzens ganz zu unterdrücken.

Wir erwähnten schon, daß das französische Hauptheer damals vor Kassel lag. Seit dem 2. September hatte aber ein Detachement unter Hrn. v. Stainville ein Lager in dem Dorfe Ippinghausen zwischen Naumburg und Wolfhagen bezogen, welches täglich starke Patrouillen bis in die Nähe des Feindes aussandte. Durch die Compagnie royale unter de Chabot, welche zwischen Ippinghausen und dem Habichtswalde streifte, hing dies Detachement mit dem linken Flügel der Armee zusammen. Gleich am ersten Tage schickte Herr v. Stainville ein Kommando nach Wolfhagen, um eine Kontribution zu erpressen und über Fouragelieferungen mit dem Rentmeister zu unterhandeln. Da aber die nächstvorhergegangenen Kriegsereignisse die Bürger bereits in die tiefste Armuth gestürzt, ihre Felder verheert und sie aller Hoffnung auf eine Ernte für dieses Jahr beraubt hatten, so stellte der Rentmeister dem Offizier die Unmöglichkeit vor, seinen Forderungen zu genügen.

„Nun wohl mein Herr," antwortete der Offizier, „so sind Sie so lange unser Gefangener, bis diese Filze von Bürger sich besonnen und das Unmögliche möglich gemacht haben werden."

Und ohne auf die Bitten und Drohungen des unglücklichen Beamten zu hören, ohne ihm zu erlauben, von seiner Familie Abschied zu nehmen, die er hülflos in der gefahrvollen Zeit zurückließ, führte ihn das Kommando nach Ippinghausen. Einige Tage nachher rückte das

Detachement dem Hauptkorps näher und nahm in Martinhagen Quartier. Stainville, der den Vorstellungen des Beamten kein Gehör schenkte, gab endlich den Bitten des Gatten und Vaters nach und setzte am 8. September den Rentmeister in Freiheit, ließ ihm aber vor seinem Abgange ankündigen, daß man ihn ohne Gnade aufhängen lassen würde, wenn er nicht augenblicklich einen Eilboten nach dem nächsten französischen Posten schickte, sobald Alliirte sich in Wolfhagen sehen ließen.

Ueber alle diese Dinge dachte jetzt der Rentmeister nach. Er bebte bei der Erinnerung an die schreckliche Drohung, welche ihm gestern bei seiner Entlassung angekündigt worden war.

Da klopfte es leise an die Thür; der blonde Kopf eines jungen Mannes von etwa 22 Jahren schob sich herein und fragte: „Störe ich nicht, Herr Rentmeister?"

„Ah, ist Er es, Kleinhans? Er kann hereinkommen, ich habe mit Ihm zu reden."

Der junge Mann trat ein und legte ein dickes Packet Akten auf den Tisch.

„Vor Allem, Kleinhans, gebe Er mir seine Hand," fuhr der Rentmeister mit Wohlwollen fort, „Er ist ein wackerer junger Mann; meine Frau und meine Tochter haben mir erzählt, was Er während meiner Abwesenheit zu ihrem Troste und, um meine Freilassung zu erlangen, gethan hat."

„Herr Rentmeister, ich that nur meine Pflicht, jeder Andere an meinem Platze würde wie ich gehandelt haben."

„Seine Bescheidenheit ist lobenswerth; aber lasse Er mir immerhin die Genugthuung, Ihm zu danken. Vielleicht

findet sich bald eine Gelegenheit, zu vergelten. Jetzt schüttele ich Ihm herzlich die Hand und nun zu den Geschäften. Wir haben Eile."

Bei den letzten Worten seines Prinzipals zuckte eine leichte Röthe flüchtig über das etwas kränkliche Gesicht des Schreibers; ein Strahl von Freude glänzte in seinem Auge, der warme, kräftige Händedruck des Rentmeisters machte sein Herz rascher klopfen; dann trat wieder die unterwürfige Miene des Subalternen ein und er begann, das Aktenpacket aufzuschnüren.

Kleinhans war eine Waise. Für den Beruf eines Anwaltes oder Richters bestimmt, hatte er kaum zur Hälfte seine Studien gemacht, als eine lange Krankheit und endlich der Tod seines Vaters ihn aller Mittel beraubte, seine Studien zu vollenden. So war er als Schreiber in die Dienste des Rentmeisters getreten; doch obgleich er die Stelle des abgegangenen Aktuars vollkommen ersetzte, war doch, wie man ihm gesagt hatte, sein jugendliches Alter die Ursache, weshalb ihm Charge und Einkommen desselben vorenthalten blieben. Ein Jahr seit seinem Eintritt in die Schreibstube des Rentmeisters war verflossen und Kleinhans war kein Fremder mehr; er galt für ein Glied der Familie. Seine angenehme Persönlichkeit gewann ihm Aller Herzen. Sein Prinzipal schätzte ihn als einen fleißigen, geschickten Gehülfen, die Hausfrau hielt ihn werth, weil er höflich und ein vortrefflicher Unterhalter war; ihre beiden Knaben liebten ihn wie einen älteren Bruder; Amalie aber, ihre Tochter, zählte beinahe 17 Jahre und hatte, wie fast alle Schönen vom Lande, ein sanftes Gemüth, ein paar Taubenaugen

und ein Herz, das um so feuriger liebt, wenn es einmal entzündet worden, als die frivolen Tändeleien, die geheimen Hoffnungen und Erwartungen, welche Mädchen ihres Alters so oft umgaukeln und täuschen, bei dem patriarchalischen Stillleben im Renthause ihr bis dahin fremd geblieben waren. Der junge Mann fühlte sich zu dem schönen Kinde hingezogen wie das schöne Kind zu ihm, und so entspann sich ein Verhältniß, das von der stummen Sprache des Herzens zur Augensprache, vom beredten Händedruck zum Geflüster überging und endlich durch einen heißen Kuß besiegelt wurde. Da fand man sich an schönen Sommerabenden in der Laube hinter dem Renthause unter der schattigen Linde, die noch jetzt in einer Ecke der Gartenmauer ihre vielverschlungenen Aeste zu einem breiten Dache ausspannt und in deren Blättern ruhende Vögel manch süßes Liebeswort und manche Schwüre unverbrüchlicher Treue vernahmen.

Doch welches Glück ist vollkommen auf dieser Erde? Wo ist ein Winkel auf ihr, den keines Verräthers Auge zu durchspähen vermöchte? Einst war dem Rentmeister von einem „Freunde“ oder einer „Freundin“ eine anonyme Warnung zugekommen von einer Liebschaft, die in seinem Hause vorgehe und ihn in Erstaunen setzen werde. Aber Amaliens Vater war in Sachen der Liebe gar zu unerfahren; er selbst war, wie er zuweilen zu sagen pflegte, zu einer Frau gekommen, ohne zu wissen wie; der Gedanke einer Annäherung seines Gehülfen zu Amalien kam ihm fast lächerlich vor. Gleichwohl las er jenem das räthselhafte Billet vor, indem er hinzusetzte, er wolle nicht glauben, daß er dabei betheiligt sei. Aber er werde

aufmerksam und bei der geringsten Entdeckung werde sein Abschied bereit sein.

Einige Monate später erfuhr der Rentmeister bei einer vertraulichen Unterredung mit seiner Frau, daß allerdings ein Verhältniß zwischen den beiden jungen Leuten bestanden, dem die gute Frau überdies gar nicht entgegen war; er hielt sich jedoch überzeugt, daß dasselbe aufgelöst und gehoben sei und dachte nicht weiter daran. Der Papa hatte sich jedoch niemals in einem größeren Irrthum befunden. Man war nur, dem augenblicklichen Zwange nachgebend, zur Augensprache zurückgekehrt, schrieb sich zuweilen Briefchen, unterließ die Stelldichein unter dem alten Lindenbaume, und die Vögelein in seinen Zweigen störte Abends kein süßes Geflüster mehr in ihrem Schlummer.

So standen die Liebenden zu einander, als die Ereignisse sich zutrugen, welche wir zu erzählen haben.

Der Rentmeister durchlief prüfend mehrere der Akten, welche ihm sein Gehülfe vorlegte, verfügte in einigen, unterzeichnete in andern; plötzlich unterbrach er sich in seinen Arbeiten, nahm die Pfeife aus dem Munde und unter einer ungeheueren Dampfwolke ließ er vernehmen:

„Es ist eine verdammte Situation, Kleinhans!“

Kleinhans suchte durch den Dampf in dem Gesicht seines Prinzipals zu lesen und schwieg.

„Muß ich nicht jeden Augenblick befürchten, Alliirte in der Stadt zu sehen, und steht nicht jeden Augenblick mein Leben in Gefahr, wenn diese fatalen Franzosen ihre Drohung wahr machen wollten. Ach, ich komme stets auf diesen Gedanken zurück, er läßt mich nicht mehr ruhen.“

„Die Franzosen scheinen mir nicht so grausam zu sein, daß sie alle ihre Drohungen wahr machen möchten, — entgegnete Kleinhans, — Gleichwohl ist Ihre Lage höchst bedenklich."

„Zum Verzweifeln, Kleinhans! Zum Verzweifeln."

„Nicht doch, Herr Rentmeister, das wäre ein schlechtes Beispiel für die Frauen."

„Aber," fiel der Rentmeister mit etwas verändertem Tone ein, denn er schämte sich, vor seinem Gehülfen eine Schwäche gezeigt zu haben, „aber es muß etwas gethan werden."

„Ohne Zweifel; Sie dürfen sich nicht allein einer so schweren Verantwortlichkeit aussetzen."

„Also meint Er —?"

„Man muß den Magistrat davon in Kenntniß setzen und einen Bericht in das Hauptquartier des Erbprinzen abschicken."

„Aber Er bedenkt nicht, daß der Bericht aufgefangen werden kann. Es geht ums Leben, Kleinhans."

„Sorgen Sie nicht, Herr Rentmeister. Ich kenne eine Person, die mit großer Geschicklichkeit im vorigen Jahre einen ähnlichen Auftrag ausgeführt hat."

In diesem Augenblick ließen sich eilige Tritte auf dem Hofe vernehmen und eine heisere Stimme rief:

„Herr Rentmeister, Herr Rentmeister!"

Der Rentmeister sprang, ein neues Unglück ahnend, an's Fenster, und sah die unbeholfene Gestalt des dicken Amtsdieners in langen Sätzen auf das Haus zugesprungen kommen.

„Was ist denn los, daß Er solch einen Heidenlärm macht?“ rief der Rentmeister ihm entgegen.

„Ach! keuchte der Amtsdiener, ach, Herr Rentmeister, ich habe unterthänig zu melden, daß Se. Durchlaucht der Herr Erbprinz von Braunschweig“ — der Athem ging ihm fast aus.

„Nun was?“ rief der Rentmeister in fieberhafter Ungeduld.

„Daß seine Durchlaucht gleich hier sein werden!“

Der Rentmeister prallte vom Fenster, als hätte ihn der Blitz getroffen, und sank wie vernichtet in seinen Lehnstuhl zurück.

„Da haben wir's!“ rief er mit bebender Stimme, die gefalteten Hände zum Himmel erhebend. „O Schicksal, was habe ich gethan, daß du mich also verfolgst!“

„Soll ich klingeln, Herr Rentmeister,“ fragte Kleinhans, der seine Fassung selten verlor, vollkommen ruhig; „befehlen Sie, daß man Ihnen die Uniform bringe?“

„Meine Uniform, ach, ich verliere den Kopf; eile Er, laufe Er, Kleinhans, hole Er mir sie selbst; da höre ich Pferdegetrappel! Gott mög's zum Besten lenken!“

Der junge Mann verschwand durch die Thür.

Eine Minute später ritten der Erbprinz von Braunschweig und sein Husar in den Hof, dessen Thor ein Knecht auf den drohenden Befehl des Ersteren geöffnet hatte. Der Prinz sprang aus dem Sattel, worauf der Husar mit beiden Pferden sich wieder entfernte, dann dem Renthause zuschritt, aus welchem eben der Rentmeister in Uniform, dunkelblau mit goldgesticktem Kragen, gra-

vitätisch, doch mit etwas verstörtem Gesicht in den Hof trat.

„Guten Morgen, mein lieber Rentmeister," rief ihm der Prinz in heiterer Ungezwungenheit entgegegen; „es freut mich, Sie wohlbehalten wieder in Ihren Mauern zu sehen. Gehen Sie doch mit Ihren Bücklingen; wir sind ja alte Bekannte!" —

„Zu viel Gnade, durchlauchtigster Prinz," stöhnte der Rentmeister, in seinen Verbeugungen noch immer fortfahrend, „zu viel Gnade fürhöchstdero devotesten Diener. Ich schätze mich glücklich, Ew. Durchlaucht willkommen zu heißen."

„Man hat mir erzählt," fuhr der Prinz fort, den Arm des devotesten Beamten ergreifend, „man hat mir erzählt, wie übel Herr von Stainville mit Ihnen verfahren hat. Nun möcht' ich gern aus Ihrem eigenen Munde hören, wie es Ihnen ergangen ist während der sechstägigen Gefangenschaft."

„Ew. Durchlaucht! so viel Herablassung und Gnade," erwiderte nicht ohne einiges Stottern der Rentmeister und öffnete die Stube, vor welcher Beide eben Arm in Arm angekommen waren. Der Prinz trat ein, nahm sogleich auf dem Sopha Platz und nöthigte den Rentmeister, sich neben ihn zu setzen. Die Unterhaltung drehte sich fortan um gewisse Bewegungen im französischen Lager und andere Dinge, welche der Rentmeister während seiner Haft wahrgenommen hatte und die zu erfahren, der Prinz sehr begierig schien.

Außerhalb des Renthofes stößt an die Mauer desselben ein altes verfallenes Thor, welches aus der Stadt

in die Vorstadt und weiter in das offene Feld führt. Ein großes Haus stellt diesem Thore seine Vorderseite entgegen, ein Haus wie fast alle Häuser tn den Landstädten, die Fächer mit weißem Kalk ausgeworfen, die Balken von der Sonne geschwärzt; aber was dieses Haus auszeichnet, ist ein vollständiges buntes Kriegsschiff in verkleinertem Maßstabe geschickt aus Holz geschnitzt, welches an einem in die Straße hinausragenden hölzernen Arm über der Thür aushängt. Der Rumpf dieses Schiffleins mißt ungefähr zwei Fuß und seine Masten sind von gleicher Höhe, die Segel vom Wind aufgebläht, die Wimpel flattern lustig — das eine nach Norden, das andere nach Süden, das auf dem großen Mittelmast hängt der Symmetrie wegen schlaff herunter; in dem Tauwerk klettern Matrosen auf und nieder, und am Steuerruder sitzt der Steuermann, gravitätisch die Hand auf die Maschine stützend, die seiner Obhut anvertraut ist; auf dem Verdeck befinden sich die Marinesoldaten in rother Uniform, in Reih' und Glied, und vor ihnen der Kommandeur, der aber, eine seltsame Laune des Künstlers, auf einem prächtigen Apfelschimmel sitzt.

In dem Wirthshaus, dem das Schiff als Aushängeschild dient, — denn ein solches war und ist das erwähnte Haus noch heutzutage, — stäubte eben ein junges Mädchen von 16—17 Jahren, blond mit einem hübschen Gesichtchen, auf welches die Frische des Morgens eine anmuthige Röthe gehaucht hatte, die Tische ab und rückte die Stühle zurecht, als der Husar des Erbprinzen von Braunschweig mit seinen beiden Pferden vor der Haus-

thür erschien, die Halftern an einem Haken befestigte und in das Zimmer trat.

„He Marie, kleine Hexe,“ rief er, das aufschreiende Mädchen in die Arme schließend und sans façon einen Kuß auf ihre Wangen drückend, „Hexe, sage ich, kennst Du mich nicht mehr?“

„Ach Herr,“ ächzte das Kind unter den eisernen Umarmungen des Husaren, „Er drückt mich ja todt, Er bürstet mir ja mit seinem Barte die Lippe entzwei.“

„Ei so geh doch, kleines Ding, mich freut's, Dich wiederzusehen. He, weißt Du noch, vergangenen Sommer, als wir den Herrn Chabot mit seiner Compagnie royale durch die Stadt jagten und ich zum Vater in's Quartier kam?“

„Ei, laßt doch sehen,“ entgegnete das Mädchen nicht ohne Ueberraschung, „ja, wahrhaftig, jetzt erkenne ich ihn wieder. Kam mir doch sein Gesicht gleich so vor, als hätte ich es schon wo gesehen. Ihr wißt wohl was zu erzählen, Herr Wachtmeister, von meinem Bruder, von dem — —“

„Von Deinem Bruder, Närrin,“ unterbrach sie der Husar; „von Deinem Bruder ist jetzt nicht die Rede, der befindet sich wohl in der Uniform. Zuerst haben wir Beide mit einander zu thun. He, was — was willst Du?“ schrie er aus, das Mädchen beim Kleide fassend, als sie Miene machte, wegzuspringen.

„Ich will den Vater rufen!“

„Nichts da, kleine Hexe, Dein Vater wird schon von selbst kommen. Erst sage mir, ob Du mich noch so lieb hast wie damals.“

„Und warum sollte ich Euch gram sein?“

„Gut, so dutzen wir uns wie damals.“

„Aber, Herr Wachtmeister!“

„Vetter Friedrich! Wirst Du Vetter Friedrich sagen!“

„Nun, Vetter Friedrich, da! wenn Du es willst.“

„Recht so, mein Schätzchen! Nun mußt Du auch wissen, warum ich hier bin.“

„Nun, ich denke, Du willst wieder Franzosen fressen, Vetter Friedrich, sagtest Du nicht, daß das Dein Lieblingsgericht wäre? Es schwärmen ihrer viel in der Gegend herum und Martinhagen soll gepfropft voll liegen.“

„Fehlgeschossen! weit, weit vorbei, Schatz, ich will was Besseres thun!“

„Und das wäre?“

„Ich will Dich heirathen.“

„Bah, Vetter Friedrich, das ist wieder einer von Deinen alten Späßen.“

„Späße, Späße? Wie, meinst Du, daß ich immer spaßte?“

Ach, Vetter Friedrich, was willst Du mit einer Frau machen, so lange der Krieg los ist.“

„Teufel! mein Kind, warum soll ein Soldat nicht eine Frau haben. Es ist angenehm,“ fügte er ernster hinzu, „an etwas Liebes zu denken, das für uns betet, wenn die Kugeln uns um den Kopf sausen.“

„Du willst mich heirathen, Vetter Friedrich, Du! und könntest doch mein Großvater sein,“ fing jetzt die Kleine an, als sie sah, daß es dem Krieger wirklich Ernst war.

„Hoho, mein Mäuschen, weißt Du auch, daß das ein malitiöses Compliment ist.“

Und der Soldat machte große Augen und strich sich den Bart drei-, viermal.

Aber die spröde Wirthstochter lachte ihn aus.

„Ach seht doch! was Du für ein grimmiges Gesicht schneiden kannst. Ha, ha, ha!“

„Dafür wirst Du mir einen Kuß geben, Sapperments-Mädel, Allons! Ja, schreie nur, das wird Dir nichts helfen,“ und der Husar drückte abermals seinen dicken schwarzen Schnurrbart auf die sammetnen Wangen der Kleinen.

„Aber sage mir doch, Vetter Friedrich, warum Du Deine Gunst gerade auf mich geworfen hast; komme ich Dir denn wirklich so besonders vor?“

„Warum ich Dich lieb habe?“ erwiderte der Husar, der diese naive Frage zu überrathen schien, „das ist eine seltsame Frage, Kind, wie kommst Du darauf?“

„Je nun,“ sagte Marie, „sie geht mir just eben durch den Kopf.“

Der alte Krieger saß eine Weile nachdenkend mit halbgeschlossenen Augen, als wolle er alte Erinnerungen heraufbeschwören.

„Warum ich Dich liebe,“ fuhr er fort, seine Worte besonders betonend, „ich will es Dir sagen: Ich liebe Dich erstens, weil Du es bist, und zweitens, weil Du einer Person gleichst, die mir sonst über Alles theuer war.“

Und er ließ Marie los, stand auf und fing an erst langsam, dann schneller, das Zimmer zu durchwandern,

wobei er an den Spitzen seines Schnurrbarts zerrte und drehte, wie er zu thun pflegte, wenn er über eine ernste Sache nachdachte.

„Habe ich Dir mit meiner Frage wehe gethan, Vetter Friedrich?“ fragte Marie.

Der Husar trommelte an den Fensterscheiben.

„Vetter Friedrich,“ wiederholte das Mädchen bittend, „bist Du mir böse?“

„Geh, Kind, und hole mir ein Glas-Branntwein,“ antwortete er und seine Stimme fibrirte merklich.

Marie ging, und als die Thür sich schloß, fuhr der Husar mit dem Zeige- und Mittelfinger seiner linken Hand über beide Augenwinkel und fing wieder an, seinen Schnurrbart zu drehen. Er kämpfte eine mächtige Aufregung nieder; als aber Marie zurückkehrte, war die Wolke, die sich auf seiner Stirn zusammengezogen hatte, bereits wieder verschwunden. Marie reichte ihm das Glas, das er in einem Zuge leerte, und sah ihn dabei mit einem flehenden Blicke an. Das junge Mädchen ahnte, daß sie eine schmerzliche Saite in dem Herzen ihres Freundes berührt habe.

„Komm Kind,“ sprach der Husar, „ich muß Dir sagen, daß ich Dir nicht böse bin;“ dabei zog er unter seinem Dollman ein kleines leinenes Beutelchen und aus diesem einen goldenen mit edlen Steinen besetzten Ring hervor und steckte ihn Marien an den Finger.

„Den Ring hat mir jüngst ein reicher französischer Offizier gegeben, dem ich einen Dienst geleistet hatte. Ich nahm ihn, weil er darauf bestand, und weil mir dabei einfiel, daß ich Dir eine Freude damit machen

könnte, wenn mich der Zufall einmal wieder hierherführen sollte.“

Marie blickte fast sprachlos bald auf den köstlichen Ring, bald auf den Husar, und öffnete eben ihre frischen rosigen Lippen, um zu reden, als ein ferner langgehaltener Ruf bis in die Wirthsstube des Schiffes drang.

„Still, Mädchen,“ flüsterte der Husar, einen Finger auf Mariens Mund legend; „was war das?“

„Die Franzosen! Die Franzosen!“

Der alte Krieger stieß einen fürchterlichen Fluch aus, der Marien im Innersten ihres Herzens erbeben machte, und sprang von der Bank auf, als habe ihn eine Feder in die Höhe geschnellt. Ehe zwei Minuten vergingen, hielt er schon mit beiden Pferden vor dem Renthause, aus welchem eben der Prinz, gefolgt von der ganzen Familie des Rentmeisters, ihm entgegenkam.

„Beruhigen Sie sich, mein lieber Rentmeister,“ sagte der Prinz, dem Beamten die Hand schüttelnd, welcher bleich und zitternd hinter ihm her wankte; „ich werde mich Ihrer erinnern, falls ein neues Mißgeschick Sie treffen sollte. Leben Sie wohl!“

Er machte den Frauen eine höfliche Verbeugung, schwang sich auf sein Pferd und verließ den Hof.

Kaum war er unter dem kleinen Thore des Renthofs hindurch, als das wilde Geschrei der Feinde ihn begrüßte, welche aus zwei Straßen mit verhängtem Zügel auf ihn heransprengten, daß das Pflaster unter den Hufen ihrer Pferde erbebte und Funken sprühte. Es war eine starke Patrouille von der gefürchteten Legion royale, die auf irgend eine Weise die Anwesenheit des Prinzen aus-

gewittert hatte und von der andern Seite in die Stadt gedrungen war.

„Ha!“ rief der Prinz, und eine lebhafte Röthe überstrahlte das Antlitz des jungen Helden, „diese Herren haben nicht vergessen, daß sie erst vor einem Jahre vor uns durch diese Gassen flohen, wie wir jetzt vor ihnen fliehen.“

Und als die Reiter noch etwa auf Büchsenschußweite entfernt waren, setzte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und flog wie ein Pfeil durch das Bürgerthor, die Zügel zwischen den Zähnen und in jeder Hand eine Pistole haltend. Im Nu lag die Vorstadt hinter ihm, schon hatte er den Weg erreicht, der unweit einer Ziegelhütte zwischen Gartenhecken aufwärts in das offene Feld führt, als drei französische Dragoner um die Ecke bogen und sich ihm in den Weg stellten. Ein Offizier ritt einige Schritte vor und rief mit einer gebieterischen Stimme:

„Ergebung, mein Prinz, Sie sehen, hier ist Widerstand thöricht.“

Und er deutete mit der Spitze seines Degens nach den Hecken rechts und links, hinter welchen acht bis zehn behelmte Köpfe auftauchten.

Der Prinz zeigte nicht im Geringsten Lust sich zu ergeben, sondern rief dem Offizier zu:

„Platz! oder ich schieße,“

„Keine Thorheiten! mein Herr,“ versetzte der Offizier.

Aber im selben Augenblick krachte ein Schuß, einer der Dragoner hob sich in den Bügeln, drückte seine Hand

auf die Brust und glitt lautlos aus dem Sattel zur Erde herab.

„Tonnerre de Dieu! Warum noch Blut vergießen!“ knirschte der Offizier. „Auf denn! Ihren Degen!“

Der Prinz schleuderte die abgeschossene Pistole dem ihm zunächststehenden Dragoner an den Kopf und riß seinen Degen aus der Scheide. Plötzlich erscholl Hufschlag hinter ihm, ein zweiter Schuß fiel. Das Pferd seines Gegners, der es eben spornte, um auf ihn loszureiten, that einen Sprung zur Seite, hob sich hoch auf und schlug hinten über, seinen Herrn unter der Last seines Körpers begrabend. Eine Kugel war ihm durch den Hals gedrungen.

Eine augenblickliche Pause, welche die Bestürzung über den Fall des Offiziers hervorgerufen, gestattete dem Prinzen einen Blick nach hinten zu werfen; und als er seinen Husaren in gestrecktem Galop heranjagen sah, gab er auch seinem Thiere die Sporen und in weniger als zwei Minuten befand er sich hinter der Ziegelhütte und war augenblicklich sicher vor den Schüssen seiner Verfolger. Dann eilte er, die Ziegelhütte immer zwischen sich und den Franzosen lassend, die Böschung der Felder hinan, und gönnte sich erst Ruhe, als er eine Höhe erreicht hatte, von wo aus er das ganze Terrain bis zur Vorstadt deutlich übersehen konnte. Volker war verschwunden. Ein Haufe von Dragonern stand unten auf dem Wege, wo der Offizier gefallen war, und schien im Handgemenge begriffen. Doch weiter konnte der Prinz nichts sehen, denn eine Staubwolke, die mit am Thore aufwirbelte, zeigte ihm, daß die Jagd noch nicht zu Ende sei und nun

auch von einer andern Seite ihm begegnen werde. Bald dröhnte von Neuem der Boden unter den Hufen seines edlen Rosses; gleichsam als begreife es die Gefahr, in welcher sein Herr schwebte, schoß es wie ein Pfeil über die Felder dahin, und in fünf Minuten entzog das Thal der Tauße den Verfolgern seine Spur. In weniger als einer halben Stunde erreichte der Prinz Ehringen und bald darauf sein Hauptquartier in Breuna.

Volker ließ den Prinzen 3—4 Pferdelängen vorauskommen, ehe auch er seinem Thiere die Sporen gab, aber kaum hatte er das Bürgerthor hinter sich, als ihm ein Unfall passirte, der ihm den gräßlichsten Fluch, der je über die Lippen eines Husarenwachtmeisters gekommen ist, entlockte. Sein Pferd glitt an der Ecke des Schiffes auf dem glatten, etwas abschüssigen Pflaster aus und fiel so unglücklich, daß Volker eine schmerzliche Verrenkung des Beines davontrug. Der Augenblick war schrecklich. Kein Mensch kam dem Husaren zu Hülfe, um ihm und seinem Pferde wieder aufzuhelfen, da alle Bürger sich in ihre Häuser verkrochen hatten. Er warf einen verzweifelten Blick um sich. Der Prinz war schon hinter den Häusern der Vorstadt verschwunden und die Franzosen mußten jeden Augenblick um die Ecke kommen. Da flüsterte eine bebende Mädchenstimme hinter ihm:

„Vetter Friedrich, komm schnell in unser Haus, oder Du bist verloren.“

Es war die Tochter des Schiffwirths.

„Du rettest dem Prinzen und mir das Leben, Kind,“ rief der Soldat, indem er in fieberhafter Hitze die Hand

des Mädchens ergriff, „wenn Du das Thor da zuschlägst.“

Kaum gesagt, war auch Marie schon am Thore. Sie hob die eisernen Haken aus den Wandringen, der linke Flügel fiel polternd zu, und den rechten warf sie mit solcher Vehemenz hinterdrein, daß die schweren Eisenbeschläge keuchten und, sei es nun Folge der heftigen Erschütterung oder Fügung des Schicksals, ein lautes Knacken verrieth, daß das Schloß abgeschnappt war. Marie fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments; ihr Busen hob und senkte sich rasch, wie die Wellen des Meeres, wenn der Wind seinen Spiegel streicht, und ihr Herz klopfte wie im Fieber. Ehe sie Zeit hatte, um vom Thore in den Hagenweg — ein schmaler Weg, der innerhalb der Mauer rings um die Stadt lauft — zu springen, stürmten auch schon die Franzosen um die Ecke der Burgstraße gegen das Thor heran. Sie sahen ihr Gewand noch flattern, und ein drohendes Geschrei, wie ein im Chore ausgestoßener Fluch, machte sie beben. Ergrimmt über den unerwarteten Widerstand warfen sich einige der Reiter in den Hagenweg. Mit der Angst der Verzweiflung rannte Marie, wie ein gejagtes Reh, längs der Mauer den Hagenweg hinan, bis sie an eine schmale, niedrige Pforte gelangte, welche durch die Mauer in den trockenen Wallgraben hinab und dann zwischen Gärten hindurch nach der Vorstadt führt. Sie schlüfte durch die offene Pforte, die eben nur Raum genug bietet, um einen erwachsenen Menschen in gebückter Stellung durchzulassen, und erreichte ungefährdet die elterliche Wohnung wieder.

Mühsam hatte sich Volker aufgerichtet; aber die Schmerzen an seinem Beine würden ihn gehindert haben, das Pferd, welches übrigens nicht beschädigt war, wieder zu besteigen, wäre nicht endlich ein Bürger, dem der Anblick des geschlossenen Thores Muth gab, zu seinem Beistande herzugekommen. So saß er endlich wieder im Sattel und ein Lächeln der Verachtung und des Triumphes zuckte über sein Gesicht, als er die donnernden Schläge hörte, welche seine Verfolger gegen das feste eiserne Thor führten. Er galoppirte die Straße hinab, wandte sich aber noch einmal um, und als er Marie dem Hause wieder zueilen sah, rief er freudig und gerührt aus:

„Gott vergelte Dir's, Kind, und wenn ich Dir's je vergesse, will ich verdammt sein."

Marie aber lächelte, als sie den wackeren Husaren gerettet sah, und eine Thräne zerdrückend, die wie ein Thautropfen an den schwarzen Wimpern ihrer Augen hing, kehrte sie langsam in das Haus zurück.

Die ganze Begebenheit war aber so schnell vor sich gegangen, daß von dem Sturze Volkers bis zu dem Augenblicke, wo er sich wieder flott sah, nicht volle fünf Minuten verflossen, und so kam er noch zeitig genug, um dem Prinzen in seinem Kampfe mit den Dragonern bei der Ziegelhütte beizustehen. Seine Kugel streckte das Pferd des Offiziers nieder, machte diesen vorerst kampfunfähig, und verschaffte dem Prinzen Zeit und Raum, die Ziegelhütte hinter sich zu bekommen. Mit vermehrter Wuth warfen sich die Dragoner auf den Husaren; seine Pistolen waren bald abgeschossen, in wenig Augenblicken war er umringt und vom Pferde gerissen,

aber mit der doppelten Kraft der Verzweiflung hieb er um sich wie ein angeschossener Eber, bis der Schmerz, den ihm das verrenkte Bein und mehrere Wunden verursachten, seinen Arm lähmten.

Eine halbe Stunde später befand er sich auf dem Wege nach Martinhagen, und zwar auf einem mit Stroh ausgefütterten Wagen zwischen drei todten und eben so vielen schwer verwundeten Dragonern.

Tags darauf saß die Familie des Rentmeisters beim Frühstück, als der Amtsdiener meldete, daß ein starkes Kommando von Istha her sich der Stadt nähere.

Bestürzung bemächtigte sich Aller, selbst Kleinhans schien nicht ohne Besorgniß die Botschaft gehört zu haben.

„Geht auf's Rathhaus, und zeigt es auch dem Herrn Bürgermeister an," sagte endlich der Rentmeister, „wenn er's noch nicht wissen sollte! sagt ihm zugleich, ich lasse fragen, ob die Person noch nicht ausgemittelt worden sei, welche gestern das Thor zugeschlagen habe."

Der Amtsdiener entfernte sich wieder.

Es folgte nun eine lange Berathung, an welcher auch die Frauen Theil nahmen, und welche am Ende zu dem Resultate führte, daß der Rentmeister sich verbergen solle und wolle. Das Kommando möge nun eine Absicht haben, welche es wolle, Kleinhans sollte sagen, sein Prinzipal sei mit Tages-Anbruch in Amtsgeschäften nach Volkmarsen gereist.

Unter dem Obstgarten hinter dem Renthause befinden sich tiefe, geräumige Kellergewölbe, zu welchen eine unter Holundergebüsch versteckte Oeffnung auf 21 Stufen

hinabführte. Die Kellergewölbe sind die einzigen Ueberreste der alten Burg, und der Volkswahn knüpfte seine schauerlichsten Sagen daran. Mehrere unterirdische Gänge sollten aus verschiedenen Theilen der Stadt in denselben ausmünden und gewisse Leute behaupten, in nächtlicher Weile Kettengerassel und ängstliches Stöhnen in der Nähe des Holundergebüsches gehört zu haben. Der der Treppe zunächst gelegene Raum wurde zwar zur Aufbewahrung von Kartoffeln und anderen Wintervorräthen benutzt. Doch gingen immer Zwei, wenn Etwas heraufzuholen war, und niemals hatte Jemand den Muth gehabt, weiter hinaus die Vertiefung der Gewölbe zu untersuchen. Dieser schauerliche Ort war es, welcher nach allgemeinem Dafürhalten der sicherste Versteck für den Rentmeister abgab. Doch war man übereingekommen, daß Hans, der Hausknecht, seinem Herrn Gesellschaft leisten sollte, für den Fall, daß ihm etwas zustoßen möchte. Zwar machte Hans allerlei Einwendungen gegen diesen Vorschlag von wegen der unwirthbaren Gelegenheit des Orts und wegen gewisser Gerüchte und Spukgeschichten, die im Umlaufe waren, als ihn die Frau Rentmeisterin davon in Kenntniß setzte, doch protestirte er nicht länger, als ein mit Wachholder gefülltes Glas in die Tasche seines Kamisols glitt und ihm ein Ortsgulden extra versprochen wurde, sobald die Gefahr vorüber sei. Ohne Säumen schritt man nun zur Ausführung des Planes; Amalie packte eiligst einige Mundvorräthe, auch eine Flasche Wein für den Vater in ein Körbchen und befahl dem Knechte fleißig Acht zu haben, daß die Ratten nicht daran kommen. Der Rentmeister steckte eine Pistole zu sich und

Hans bekam einen alten, schweren Kavalleriesäbel mit, der ihm zugleich eine Beruhigung bei dem Gedanken an Gespenster und dergleichen gewährte. Dann nahm man förmlich Abschied, der Rentmeister küßte Weib und Kinder, empfahl sie dem Schutze der Vorsehung und folgte seinem Schreiber, der mit einer Blendlaterne vorausging, die Zweige des Holunderstrauchs auseinanderbog und ohne langes Besinnen die Stufen hinabging. Hans neigte sein Ohr an die Oeffnung, horchte, ob nicht irgend ein Laut des Schreckens und der Ueberraschung dem Schreiber entfahren möchte, und ging nicht eher, als bis Kleinhans glücklich unten angekommen war. Der Rentmeister stieg zuletzt hinab, nachdem es ihm gelungen war, Amalie, die ihn bis zu diesem Augenblick fest umschlungen hielt, von ihrem Vorsatze abzubringen, seine freiwillige Haft mit ihm zu theilen. Die beiden Knaben standen mit der Sorglosigkeit ihres Alters vor dem Kellerloche und bombardirten Hansens Kopf mit Lehmkügelchen. Als Kleinhans die letzten Befehle seines Prinzipals vernommen hatte, kehrte er nach oben zurück, legte vorsichtig die morsche Holzklappe auf das Loch und flocht die Zweige der Holunder so geschickt in eineinander, daß Niemand ohne nähere Untersuchung die Kelleröffnung gefunden hätte. Dann kehrten alle in das Speisezimmer zurück und harrten der Dinge, die da kommen würden.

Es dauerte nicht lange, so kehrte der Amtsdiener vom Bürgermeister mit der Nachricht zurück, daß trotz aller Mühe die fragliche Person noch nicht aufgefunden sei. Der Amtsdiener wurde wegen der vorgeblichen Reise des Rentmeisters instruirt. Gleich darauf ritt ein Offizier

mit sechs Dragonern in den Hof, wo sie absaßen und dem Renthause zuschritten. Kleinhans ging ihnen bis auf die Hausflur entgegen und führte sie in das untere Zimmer, an dessen Decke sich eine kleine viereckige Oeffnung befand, durch welche man im Speisezimmer hören konnte, was unten gesprochen wurde. Vorsichtig hoben die Frauen jetzt den Deckel von der Oeffnung und wurden somit Ohrenzeugen von den Verhandlungen, die unten gepflogen wurden.

„Ich wünsche den Amtmann dieses Ortes zu sprechen,“ begann der Offizier.

„Ich bedaure sehr,“ erwiderte Kleinhans, „er ist schon mit Tages-Anbruch in Amtsgeschäften nach Volkmarsen gereist, und ich kann nicht mit Gewißheit sagen, wann er zurückkehren wird.“

„Gut,“ erwiderte Jener, „für diesen Fall haben wir Ordre, uns bis zu seiner Rückkehr hier einzuquartiren.“

Kleinhans hatte eine sehr rasche Logik. Im Augenblick standen alle Gefahren dieser Einquartirung vor seinen Augen; überdies konnte der feuchte, moderige Versteck des Rentmeisters auf die Dauer nicht beibehalten werden. Selbst Amalie und seine Liebe schienen ihm gefährdet; es galt also einen raschen Entschluß zu fassen.

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ begann er wieder, „wenn Ihre Ordre sich auf Amtsgeschäfte bezieht, so genügte es vielleicht, wenn ich versichere, daß ich in Abwesenheit des Beamten, meines Schwiegervaters“ — — Kleinhans stockte ein wenig.

„Schwiegervater," wiederholte der Offizier mit Nachdruck.

„Daß ich in Abwesenheit meines Schwiegervaters und Vorgesetzten unbeschränkte Vollmacht habe."

Der Offizier schien sich zu besinnen und that ein paar Schritte durchs Zimmer.

„Gut," sprach er nach einer Weile, „so hören Sie. Ich habe Ordre, den Beamten und vier Magistratspersonen zu verhaften und nach Martinhagen zu eskortiren, wo sie so lange bei Wasser und Brod gehalten werden sollen, bis man die Person herbeischaffen wird, welche gestern die Gefangennehmung des Erbprinzen von Braunschweig verhinderte, dadurch, daß sie den Unseren das Thor vor der Nase zuschlug."

„Da lesen Sie!"

Und er warf ein zusammengefaltetes Papier auf den Tisch.

Kleinhans nahm und las die Ordre. Es war der Befehl, den ihm der Offizier soeben mündlich gesagt hätte, von Stainville unterzeichnet.

„Nun, was sagen Sie dazu?" begann Jener wieder, als Kleinhans fertig gelesen hatte.

„Ich kann nichts dazu sagen, als daß mein Schwiegervater an dem ganzen Vorfall so unschuldig ist wie dies Stück Papier."

„Wissen Sie was?" fuhr der Offizier fort, „im Grunde ist mir der Schwiegersohn so lieb als der Schwiegervater, folgen Sie uns also ohne Umstände, die anderen Herren werden bereits auf uns warten!"

„Aber bedenken Sie, mein Herr!" rief Kleinhans

mit erheuchelter Bestürzung, ich kann jetzt unmöglich einen Posten verlassen — —"

„Was bedenken? es ist hierbei gar nichts zu bedenken!" entgegnete Jener barsch. Dragoner führt ihn auf's Rathhaus.".

Der Offizier schritt voran, und die Dragoner, den Schreiber in die Mitte nehmend, folgten ihm nach dem Markt zurück, wo der größte Theil des Kommandos bereits zum Wiederabmarsch gerüstet stand. Die vier Rathsherren, je zwei an den Händen aneinandergefesselt, sahen in trostloser Verzweiflung ihrem Schicksale entgegen. Der Bürgermeister bat noch um eine halbe Stunde Aufschub und ließ alsbald, nachdem diese bewilligt war, durch die Glocke, mit welcher die Bürger zum Rügegericht zusammengerufen wurden, die ganze Bürgerschaft aufs Rathhaus citiren; doch nur Wenige hatten den Muth, dem Rufe zu folgen, so sehr hatte die Verhaftung der vier Rathsherren und des Rentmeisters Alles in Schrecken gesetzt. Keiner der Erschienenen konnte indessen die geringste Auskunft über die Person geben, an deren Habhaftwerdung dem französischen Befehlshaber so viel gelegen war. Stadtdiener, Flurschützen, Forstlaufer, Tag- und Nachtwächter waren schon seit gestern auf den Beinen und hatten zwei-, dreimal in jedem Hause gefragt und wieder gefragt, und doch nicht die leiseste Spur herausgebracht. Endlich ließ der Capitän, des längeren Wartens müde, zum Abmarsch blasen, und die fünf Gefangenen wanderten traurig in der Mitte ihrer Eskorte zum Thore hinaus, dem Standquartier der Franzosen zu.

Amalie war mit einem halb erstickten Schrei ohn-

mächtig ihrer Mutter in die Arme gefallen, als der französische Offizier die Verhaftung ihres Geliebten ausgesprochen hatte. Weder sie noch ihre bestürzte Mutter, die mit ihrer Wiederbelebung beschäftigt war, hatten seine Fortführung gesehen.

Der Rentmeister fühlte sich inzwischen höchst unbehaglich in seinem Keller. Das Pferdegetrappel in der Nähe des Renthauses, das Läuten der Stadtglocke, die tiefe Stille und das Halbdunkel um ihn, die peinliche Ungewißheit, in der er schwebte, machten diese Stunde zur schreckenvollsten seines Lebens. Hans kümmerte sich indessen weniger um die Dinge, die eben passirten, sondern schaute starr in das Licht der Laterne, um nicht an den finsteren Wänden die haarsträubenden Dinge zu sehen, die seine wirre Phantasie daherziehen ließ; er schreckte bei jedem Tropfen auf, der von der feuchten Decke des Gewölbes fiel, und suchte oft Beruhigung bei seiner Branntweinflasche.

Endlich nach einer langen qualvollen Stunde öffnete sich oben der Keller. Der Rentmeister hörte die Stimme seiner Gattin, die nun verkündete, daß das Kommando abgezogen sei, worüber Hans einen Freudenschrei ausstieß und aller herkömmlichen Ordnung zuwider vor seinem Herrn her die Treppe hinaufsprang.

Der Rentmeister hielt sicher ein großes Stück auf seinen Schreiber, aber einer solchen Aufopferung, wie die, von welcher er heute den Beweis gegeben, hätte er ihn nimmermehr für fähig gehalten.

Der andere Tag verging, ohne daß die tausendfach beklagten Gefangenen zurückkehrten, ohne daß die Person,

welche das Thor zugemacht, die Flucht des Prinzen so wesentlich begünstigt hatte, ermittelt war, obgleich ihr von Magistratswegen Verwendung bei dem französischen Befehlshaber und eine bedeutende Entschädigung versprochen wurde, — vergeblich; — Marie schwieg; aber sie kämpfte in diesen Stunden einen schweren Kampf mit sich.

Wenn Marie auch nicht gerade eine Schönheit zu nennen war, so war ihr freundliches Gesicht doch eines von denen, welche man immer gern ansieht. Sie stand an Bildung über den Mädchen ihres Standes, denn der vortreffliche Fond ihres Herzens war durch den Aufenthalt im Amthause und durch den Umgang mit Amalien geweckt und gepflegt worden. Mariens Mutter war ein Jahr nach ihrer Geburt gestorben, ihr Vater, dem Trunke ergeben, hatte oft Zank mit Georg, ihrem Bruder, der wegen des ewigen Unfriedens unter die Fahnen des Erbprinzen von Braunschweig trat; so blieb denn dem armen Kinde nichts, als die Freundschaft mit Amalien, und auch diese sollte bald einen empfindlichen Stoß erleiden. Seit Kleinhans im Hause des Rentmeisters war, hatte Marie täglich Gelegenheit, ihn zu sehen und mit ihm zu sprechen; er war sogar noch von mütterlicher Seite entfernt verwandt mit ihr. Sie hörte gern seinen abendlichen Erzählungen zu und hätte stundenlang in sein offenes, treues Gesicht sehen können, ohne müde zu werden. Sie fand oft in den Empfindungen, die er bei seiner Unterhaltung so schön in Worte zu kleiden wußte, eine Uebereinstimmung mit den Empfindungen ihres eigenen Herzens, welche ihr merkwürdig schien. Auch

Kleinhans schätzte das Mädchen, scherzend pflegte er sie oft seine liebe kleine Base zu nennen und war ihr in aufrichtiger Freundschaft zugethan. So unbefangen nun Marie war, so fühlte sie doch bald, daß ihr Verhältniß zu ihrem Vetter noch höher und heiliger sein müsse als Freundschaft, ja sie wagte sogar einst sich zu fragen, ob es denn sogar unmöglich sei, daß ihr Vetter sie einst zum Altar führe, ob sie gleich bei diesen Gedanken erröthete und demselben nie wieder Raum zu geben sich vornahm. Da vertraute ihr, als sie einst mit Amalien in später Stunde allein war, diese das Geheimniß und das Glück ihrer Liebe. So blieb Mariens Liebe eine stille Sehnsucht, die nicht laut zu werden wagte, eine zarte Pflanze, welche der erwärmenden Sonne entbehrt. Ihres Vetters Benehmen gegen sie war sich immer gleich geblieben; aber es war eben nur Freundschaft. Sie unterdrückte den Thränenstrom, der nach ihren Augen quoll, preßte die Hand der Freundin in die ihrige und eilte nach Hause. Den Renthof betrat sie nicht wieder, wie sehr auch Mutter und Tochter in sie drangen.

Achtundvierzig Stunden waren, wie schon gesagt, vergangen, seitdem Kleinhans und die vier Rathsherren sich im französischen Lager befanden. Es war Marien keinesweges unbekannt, warum sie dort festgehalten wurden, und es hätte nur eines Schrittes von ihrer Seite bedurft, um ihnen die Freiheit wieder zu geben. Sie brauchte ja nur zu bekennen, daß sie die so schwer gesuchte Person sei, welche das Thor hinter dem Erbprinzen von Braunschweig geschlossen habe. Es schmerzte sie tief, daß fünf Unschuldige an ihrer Statt für eine That, die bei dem Feinde als ein

schweres Verbrechen angesehen wurde, die Bedrängnisse einer Gefangenschaft im feindlichen Lager erdulden mußten, und unter diesen Fünfen war Einer, der einst und noch immer ihrem Herzen so theuer war. Anfangs beruhigte sie der Gedanke, daß ihre Gefangenschaft nur von kurzer Dauer sein würde, als aber der erste Tag verstrich und der zweite sie wieder mahnte, da besiegte sie die mädchenhafte Schüchternheit; sie entschloß sich, freiwillig sich den Feinden zu stellen, ihr Schicksal möge ausfallen wie es wolle. So wie Niemand außer dem Husaren wußte, daß sie das Thor zugeschlagen hatte, so sollte auch jetzt Niemand ihren Vorsatz erfahren.

Am 11. September, früh vor Sonnenaufgang, verließ sie das väterliche Haus und schlug den Weg nach dem französischen Lager ein. Einmal entschlossen, wandelte sie kein Gedanke von Furcht mehr an, als sie nach 2½ Stunden den Kirchthurm von Martinhagen erblickte, beflügelte sie ihre Schritte. Sie dachte an die Freude ihres Vetters, wenn er Amalie, an das Glück Amaliens, wenn sie ihren Geliebten wiedersähe. Noch eine halbe Stunde, und sie hatte das Dorf erreicht, aber seltsamer Weise noch keinen Soldaten zu Gesicht bekommen. Hier und dort schaute ein schläfriges Gesicht aus dem Fenster, und Marie hielt es endlich für gerathen, eine Bäuerin zu fragen, welche mit dem Melk-Eimer in der Thür stehend, neugierig die Stadtmamsell betrachtete, die zu so früher Stunde schon im Dorfe herumging. Da erfuhr sie, daß die Franzosen diesen Morgen aufgebrochen und gegen Naumburg hin abgezogen seien, daß aber noch ein

Lazareth mit einigen Wachen in dem Wirthshaus unfern der Kirche zurückgeblieben sei.

Ein Streifcorps preußischer Husaren hatte nämlich in weiter Entfernung den linken Flügel der französischen Armee umgangen, war eines Morgens ganz unvermuthet in Marburg erschienen, hatte die dortigen Bäckereien der Franzosen zerstört und 70 Wagen voll Mehl und 80 Ohm Wein als Beute davongeführt. Kaum war die Nachricht davon im Hauptquartier des Feindes angelangt, als Stainville durch einen Eilboten der Befehl zugefertigt wurde, von Martinhagen gegen die Herrschaft Itter aufzubrechen, um dem auf dem Rückzuge begriffenen preußischen Streifcorps seine Beute wieder abzujagen. Stainville hatte alsbald sein Lager aufgehoben und nur etwa ein Dutzend schwer Verwundeter nebst fünf oder sechs Mann Bedeckung zurückgelässen, den Rentschreiber und die vier Rathsherren von Wolfhagen aber mitgeführt.

Diese Nachricht war für Marien um so schmerzlicher, je schwerer sie sich die Folgen ihrer muthigen Aufopferung ausgemalt hatte. Traurig und unschlüssig, ob sie dem Feinde nachziehen oder nach Wolfhagen zurückkehren sollte, schlenderte sie durch mehrere Gassen und stand endlich vor der Kirche, von deren Thurm eben das Morgengeläute harmonisch zu spielen begann. Der Klang der Glocke und die Nähe des heiligen Hauses stimmte ihre Seele zu frommer Andacht. An eine Pappel gelehnt, faltete sie die Hände und erhob ihr gebeugtes Herz zu Dem, von dem sie einst Vergeltung hoffte für die schweren Prüfungen, welche in der letzten Zeit so mannigfach auf sie herangestürmt waren. Da ertönte eine

martialische Stimme aus einem Hause in der Nähe. Marie fuhr fort zu beten, als sie aber mehrere Male ihren Namen zwischen dem Getön gehört zu haben glaubte, wandte sie den Kopf nach der Seite, von welcher der Ruf kam. In dem Schubfenster eines alten verräucherten Hauses sah sie einen bleichen Kopf wie in einem Rahmen gefaßt, mit weit aufgerissenem Munde, gewaltigem Schnurrbart über der Lippe und wirren Haaren. Aber wenn sie sich die Haare geglättet, den Schnurrbart geweißt, die Wange frischer dachte — ja, er mußte es sein und er war es auch, Volker, unser alte Bekannte. Ein mürrischer Wachtposten trat jetzt aus der Hausflur vor das Fenster und gebot dem Husaren Schweigen. Aber Volkers Freude war zu wahr und zu ungestüm, als daß er eher geruht hätte, bis er das Mädchen mit fast väterlichem Entzücken in seine Arme schließen konnte. Auch Marie war freudig überrascht, hier den einzigen Menschen zu finden, der es wirklich wohl mit ihr meinte. Stand sie doch jetzt allein und rathlos in der Welt, und Niemand kannte und begriff ihr Leid.

In weniger als einer halben Stunde wußte Volker Alles bis auf den wichtigsten Beweggrund, der Marie hierher geführt hatte, ihre hoffnungslose Liebe zu ihrem Vetter; ein so zartes Geheimniß scheute sie sich, in die rauhen Hände des Husaren zu legen. Volker tadelte sie sehr, daß sie sich der vier Rathsherren und des Schreibers wegen solcher Gefahr ausgesetzt habe; diese würden, meinte er, über kurz oder lang doch freigelassen werden und kämen immer noch frühe genug heim, um ihren Weibern und Kindern die Litanei von den Drangsalen

ihrer Gefangenschaft vorzusingen. Dann erzählte der Husar, daß Herr v. Stainville ihn mit einigen blessirten Franzosen, die hinter der Kirche in einem Wirthshause lägen, zurückgelassen, weil der Wundarzt erklärt habe, daß seine Wunde eine Strapatze noch nicht aushalten könnte.

„Indessen,“ fuhr er seufzend fort, „hätte ich einen guten Klepper unter mir, so wollt' ich diese Lumpe doch noch auslachen.“

„Und hast Du noch keinen Versuch gemacht, Vetter, Dir ein Pferd zu verschaffen?“ fragte Marie.

„Es fehlte mir am Besten, Kind, ich habe keinen Pfennig in der Tasche; zudem ging es früher nicht, wo das Dorf voll Häscher war, aber jetzt, wo nur fünf oder sechs Wachen in dem Neste herumlungern, jetzt wäre es was Anderes.“

„O,“ rief Marie mit strahlendem Auge, „wenn es nur vom Gelde abhängt! Der Ring, den Du mir gabst, wiegt wohl ein Pferd auf.“

Und sie löste eine Schnur von ihrem Halse, an welcher das kostbare Stück unter ihrem Busentuche verborgen hing.

Volker sah einen Engel in dem Mädchen. Er konnte nicht Worte finden, um seine Freude über das gefundene Rettungsmittel auszudrücken, und schwelgte schon im Vorgenusse seiner Freiheit. Der Plan wurde alsbald besprochen. Um keinen Verdacht zu erwecken, sollte Marie dem Herrn des Hauses, einen braven Bauersmann, zu bewegen suchen, daß er ein Pferd in die Gasse hinter dem Hause besorge; der Eigenthümer des Pferdes

sollte den Ring im Versatz haben und gegen denselben nicht allein sein eigenes, sondern noch ein zweites besseres Pferd wiedererhalten, sobald er sich im Lager des Erbprinzen darum melde. Der Wachtposten sollte betrunken gemacht und die Flucht ohne Säumen ausgeführt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß man einer der drei oder vier anderen Wachen begegne, was aber nicht wahrscheinlich war.

Alles ging nach Wunsch. Zwei Stunden nachher hielt ein gesatteltes Pferd hinter dem Hause, der Franzose lag trunken auf der Bank und schnarchte mit dem Knecht des Wirthes, der ihn traktiren mußte, und aus dieser Gelegenheit den besten Nutzen gezogen hatte, um die Wette. Da hob sich der Husar mit Hülfe seines Wirths in den Sattel, setzte Marie vor sich auf den Hals des Pferdes, und fort gings in Galopp, daß die Funken stoben.

Eine Stunde vor Mittag saßen beide wohlbehalten im „Schiff" zu Wolfhagen, von wo aus Volker sofort seinen Weg nach Breuna fortsetzte.

Am Abend des anderen Tages verbreitete sich unerwartet die freudige Kunde von der Rückkehr der fünf Gefangenen. Nachdem sie dem Detachement bis Frankenberg gefolgt waren, ward Stainville des Jammergeschreies der vier Rathsherren, deren Leiber bei der schmalen Kost merklich in Verfall geriethen, müde und ließ sie sammt dem Rentschreiber unter ernster Verwarnung in Gnaden ziehen.

Der Amtsdiener säumte nicht, den Gästen im Schiff brühwarm die frohe Botschaft zu hinterbringen, und Marie athmete tief auf, als wäre ihr eine Centnerlast vom Herzen gefallen.

Noch an demselben Abend langte ein Bote aus Breuna an, der Marien eine Schachtel überbrachte. Sie enthielt den Ring, den der Husar ihr geschenkt hatte, und eine kostbare goldene Halskette, woran ein Kreuz mit grünen Steinen besetzt hing. Ein paar Zeilen von Volker, die der alte Degen aber nicht selber geschrieben hatte, weil er in dieser Kunst nicht erfahren war, meldeten ihr, daß er glücklich in Breuna angelangt sei, daß er dem Prinzen Alles erzählt habe, daß derselbe entzückt gewesen sei über Mariens Muth und Kühnheit, und ihn beauftragt habe, in seinem Namen ihr die Halskette zu übersenden; die möge sie zur Erinnerung an den Prinzen bis ans Ende tragen.

Mariens Sinn stand nicht nach Ehren und Schätzen, doch in trüben Stunden holte sie nachmals oft das Kästchen herbei, durchlas den Brief des biederen Kriegers, den sie seitdem nie wieder zu Gesicht bekam, und versetzte sich bei Betrachtung des Rings und der Kette in jene Tage zurück, welche die bewegtesten ihres Lebens waren. Dem armen Kinde waren der Leiden noch manche für die nächste Zukunft aufbewahrt, wozu auch der Tod ihres Bruders gehört, der im folgenden Sommer auf dem Felde der Ehre erfolgte.

In den folgenden beiden Jahren, während welchen zwar Freund und Feind die Bürger der Stadt Wolfhagen noch öfter heimsuchten, diese Begebenheiten aber mit unserer Erzählung wenig im Zusammenhang stehen, waren jedoch im Renthause zu Wolfhagen wichtige Dinge vorgegangen. Kleinhans war, aus Gründen, welche der Leser bereits kennt, in der Gunst seines Prinzipals so

hoch gestiegen, daß dieser sich vorgenommen hatte, bei Serenissimus um dessen Ernennung zum Amts-Aktuar einzukommen, sobald nur wieder Friede sein würde. Eines Abends, da er ungewöhnlich früh vom L'hombretisch zurückkam und gerade besonders guter Laune war, wußte seine Gattin geschickt die Unterhaltung auf Kleinhans und Amalie zu lenken, und der Rentmeister gab nicht undeutlich zu verstehen, daß es ihm angenehm sein würde, das ehemals bestandene Liebesverhältniß zwischen den jungen Leuten wiederhergestellt zu sehen. Die Frau lächelte verschmitzt, faßte ihres Gatten Hand und forderte ihn auf, mit ihr zu gehen, aber leise aufzutreten. Sie führte ihn in den Garten und auf einem kleinen Umwege unter einem Bohnenlaubgang hindurch der wohlbekannten Linde zu, und siehe, da stand er plötzlich vor einer Gruppe, auf der zuletzt sein Auge mit innerster Befriedigung ruhte; es waren Kleinhans und Amalie, die in keuscher Umarmung auf der Bank saßen. Anfangs lief es dem wackeren Rentmeister eiskalt über den Rücken hinab, als er so unbemerkt die Liebenden erblickte, und tausenderlei Empfindungen stürmten auf ihn ein. Bald scheute er sich, den herrlichen Frieden der Beiden zu stören, bald bebte er vor der sittlichen Gefahr zurück, in der seine Tochter schwebte; aber am Ende beruhigte ihn der Gedanke an den biederen, rechtlichen Charakter seines Schreibers; er faßte sich ein Herz und trat unter die Linde. Wir brauchen nur noch zu sagen, daß zuletzt der Rentmeister die Hände der beiden Liebenden segnend ineinander legte.

Im November des Jahres 1762 erfolgte endlich der

Abschluß des Friedens zwischen England und Frankreich, in Folge dessen die französischen Truppen auch das hessische Gebiet räumten und der liebe Friede wieder auf unsere Fluren zurückkehrte.

Vier Wochen nachher, am heiligen Weihnachtsabend, war Hochzeit im Hause. Die halbe Stadt war geladen und viele Freunde von Nah und Fern. Das große steinerne Haus war bis zum Dache in allen Zimmern erleuchtet und fröhliche Musik schallte aus der großen Stube im ersten Stock, wo die Gäste zum Mahle und zum Tanze versammelt waren.

Draußen wehte und brauste der Wind durch die sternenlose Nacht und trieb ein tolles Spiel mit den Schneeflocken, die sich unaufhörlich herniedersenkten; sonst hätte sich wohl des armen Volkes viel vor der Thür versammelt, um auch etwas vom Hochzeitstisch zu erhaschen. So war aber nur einmal eine verhüllte Gestalt erschienen, die einige Zeit nach den hellen Fenstern der großen Stube hinübergeschaut und dann stumm, wie sie gekommen, sich wieder entfernte. Es war Marie.

Aus der Gesellschaft. *)

Unter meinen gebildeten Lesern sind wahrscheinlich wenige, welche nicht zu irgend einer Zeit einen Ball mitgemacht haben; es wird daher nur einer leisen Anregung ihrer Phantasie bedürfen, um sie alsbald mitten in das erbauliche Schauspiel zu versetzen, welches eine noble Bourgeoisie in den langen Winternächten aufzuführen pflegt. Es geht da ziemlich so her, wie ein boshafter Pfaffe den Chinesen neulich über „das Tanzvergnügen der teutonischen gebildeten Barbaren" berichtete. Es sind da stets dieselben wohlriechenden Mannspersonen und Mädchen, welche sich an den Wänden aufstellen und, sobald die Musik beginnt, auf einander losrennen, um sich mit wichtig-ernsten Gesichtern wie senkrechte Walzen zu drehen; es tragen da die Herren stets dasselbe Stück Tuch um die Schultern, welches ein ehemaliger Rock zu sein scheint, woran von der Gegend des Magens an die vordere Seite abhanden gekommen ist, so daß nur auf der Hinterseite zwei breite Lappen hängen; es sind da alle Hände mit gelb angestrichenem Ziegenleder überzogen,

*) Kasseler Sonntagsblatt, Jahrgang 1857.

und ein Stückchen Glas wird von Zeit zu Zeit in das blinzelnde Auge eingeklemmt; es sind da Damen, deren höchster Wunsch es von je gewesen, so dünn über den Hüften zu sein, wie ein Arm; welche den Leib in einen Fischbeinpanzer so eng einschnüren, daß man nicht begreift, wie sie nur athmen können, und deren Kleider sich nach unten so steif erweitern, daß sie aussehen wie wandelnde Glocken. Die Zeit geht hin unter stummen, mit einstudirtem Lächeln begleiteten Verbeugungen oder geistreichen Reden über die Witterung und das Theater, es wird Thee getrunken, und Verhältnisse zarter Natur knüpfen und lösen sich, bis die Kerzen scheu ermatten vor dem stolzen Lichte des Tages und die Tänzer bleich und müde sich zerstreuen.

Auf's Tiefste beschäftigt mit der Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft, trieb es mich, einem solchen seltsamen Schauspiele beizuwohnen und von einer wenig erleuchteten Loge neben dem Orchester sah ich auf das bunte, rauschende Gewühl unten in dem taghellen Saale herab. Es lächelte eine leere, conventionelle Heiterkeit auf den Gesichtern der auf- und abschleifenden Paare; es war, wenn man lange auf diese steif getragenen, zum Theil mit falschen Blumen beladenen Köpfe herabsah, als befände man sich in einer unheimlichen Scheinwelt, denn geschickt hatten die geputzten Leute Alles versteckt, was an das natürliche Leben außerhalb des Ballsaales hätte erinnern können. Sie begrüßten sich anders, sie hatten einen andern Gang angenommen, sie schienen eine andere Sprache zu reden, eine harmlos lächelnde Sprache; von dem Glanze der Toiletten geblendet, schloß ich zuweilen die Augen, und dann war es, als murmele da

unten in der Tiefe ein Wässerchen, und ich hätte idyllisch träumen mögen von den Bachfischlein und fernher blökenden Schäfchen.

Ein Herr, welcher nach Beendigung des ersten Walzers in derselben Loge Platz nahm, störte mich in diesen sinnigen Betrachtungen. Er hatte gleichgültig gegrüßt und sich, mit dem Ausdruck der Verdrossenheit auf dem blasirten Gesicht, in einen Sessel gelegt. Unten war eine Pause eingetreten, und ein Theil der Tänzer schleifte wieder auf und ab, andere nahmen Thee, die meisten schienen sehnsüchtig auf den Beginn des nächsten Tanzes zu warten und saßen, die Fleisch gewordene Langeweile, in einer Reihe rings an den Wänden. Da rauschte ein ungewöhnlich breiter Rock in den Saal, gespreitzt in dem Bewußtsein eines höheren Werthes, welcher sich in dem seltenen Stoffe und einer höchst glanzvollen Ausstattung kund gab. Aller Blicke richteten sich auf den seidenen Rock und jene Befriedigung strahlte auf seinen Zügen, welche stets ein Rock empfindet, der sich unter einer großen Menge ebenbürtiger Concurrenten auszeichnend beachtet sieht. Ich habe mich schon oft daran ergötzt, wie ein hübsches Mädchen, dessen gewählter Putz den aller Andern an Eleganz übertrifft, von heimlicher Herzensfreude strahlt, wenn sie in den gefüllten Saal tritt und den Eindruck bemerkt, den ihre Erscheinung auf das bewundernde und beneidende Publikum macht; Triumph blitzt aus ihren holden Augen und Verklärung umleuchtet ihre Stirn; es ist ein allerliebstes Solo-Lustspiel, und ich möchte jedesmal in die Hände klatschen und laut rufen: vive la vanité! Aber diesmal war es eine geschmückte

Eule, die sich an das Licht der Bewunderung wagte, und „à bas les hibous!“ brummte ich zwischen den Zähnen. Man verbeugte sich indessen rechts und links und drei bis vier Herren bücklingten auf die Eule zu, und als einer endlich ihren rechten Flügel erbeutet hatte, blickten ihm die Andern ärgerlich nach.

„Wer ist die Dame?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Sie besitzt 30,000 Thlr.,“ erwiderte er, „und heißt — ah! wie heißt sie doch!“

„Bitte, bemühen Sie sich nicht! Sagen Sie mir lieber, wie jener Ritter von der Cravatte heißt, der mit dummstolzer Verachtung vor den Damen defilirt, und dem die hübschen Kinder so sehnsüchtig nachschielen?

„Hecht! dem Namen und seiner Natur nach. Fischdumm und doch fischt Alles nach ihm. Er ist distinguirtes Mitglied dieser geschlossenen Gesellschaft und Herr eines schönen Landgutes in der Nähe von Kassel.“

Ich hatte mich tief in die Betrachtung dieses seltenen Hechtes versenkt, als sich mein Nachbar plötzlich erhob und eifrigst nach der Linken hinunter grüßte. Seiner Bewegung folgend, erhaschte ich einen Blick aus dunkeln, geistvollen Augen, welche ein überaus schönes, von reichem schwarzen Haar umsäumtes Gesicht zierten. Wie man in einer Gemälde-Gallerie von der nüchternen Kritik zu andächtigem Schauen übergeht, wenn man unerwartet die unsterbliche Schöpfung eines Meisters erblickt, so zwang mich die schöne Frauengestalt zu einer ernsten herzlichen Huldigung; zum ersten Male an diesem Abend verbeugte ich mich aus innerer Nöthigung. Sie stand an einem Fenster und spielte mit ihrem Blumenstrauße, selbst eine

frische, in Gottes herrlicher Sonne aufgesproßte Blume unter so vielen Treibhauspflanzen. Sie trug ein einfaches weißes Kleid ohne die beliebten Bandlappen; ihr Haar verunzierte kein bunter Firlefanz, es war mit einer einfachen blauen Schleife leicht durchflochten; nichts an ihr war unschön, keine Gabe des Himmels durch die Toilettenkunst verpfuscht; sie bewegte sich anmuthig, frei und leicht.

„Grüßten Sie die Dame mit der blauen Schleife?" fragte ich meinen Nachbar, der sich mittlerweile in die Rolle eines Kundschafters gefunden hatte.

„Lina B***," versetzte er, „die einzige Tochter des Graukopfs dort neben dem Büffet."

An der bezeichneten Stelle saß ganz allein ein Mann, dessen strenge ernste Züge mir schon früher aufgefallen waren. Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und, von Zeit zu Zeit von seinem Zuckerwasser trinkend, schaute er theilnahmlos dem Tanze zu.

„Das Mädchen ist wahrhaft schön," begann ich wieder zu meinem Nachbar gewendet, und er las mir wahrscheinlich den Wunsch, mehr über sie zu erfahren, aus den Mienen. Mit freundlicher Bereitwilligkeit erwiderte er:

„Schön ist sie, das versteht sich; allein kein Mensch kennt ihre wahren Verhältnisse. Man sagt ihr nach, sie habe keinen rothen Heller zu erwarten. Wenn der Alte in der That Etwas hat, so ist es unklug von ihm, es der Welt nicht zu zeigen. Das Mädchen leidet darunter."

Man muß sich daran gewöhnen, in Sphären wie diese, die kalte herzlose Verhöhnung aller edleren Gefühle und jeder Menschenwürde herrschen zu sehen. Den Protest,

welcher mir wider die verschrobene Anschauung meines Nachbars auf der Zunge brannte, niederkämpfend, fragte ich ihn ruhig:

„Ist es schwer, mit der Familie bekannt zu werden?"

„Es muß wohl sein. Vater und Tochter sieht man stets allein, obgleich sie sich bereits ein ganzes Jahr in dieser Gesellschaft bewegen."

„Wie kommt das?"

„Ich denke mir zwei Gründe. Erstens soll das Mädchen geistreich sein. Es hat Niemand den Muth, ihr die herkömmlichen Dummheiten zu sagen, und etwas Gescheidtes fällt den Wenigsten ein. Zweitens hat der Alte ein herbes mürrisches Wesen. Er ist kürzlich aus Amerika zurückgekehrt nach einer Abwesenheit von 25 Jahren. Er spricht wenig und hat die üble Angewohnheit die Menschen zu sondiren; er führt lederne Sentenzen im Munde, er reitet den blinden Klepper der Moral. — „Leben Sie so, daß Sie sich dereinst Ihrer Jugend freuen können," sagte er mir neulich, oder: „Bauen Sie nicht auf das Glück, die Göttin Fortuna ist eine käufliche perfide Dirne," und dergleichen Warnungstafeln und Wegweiser, die für Leute unseres Schlages nun einmal nicht sind. In solcher Atmosphäre ist nun seine Tochter aufgewachsen. Gewiß scheint mir, daß er erst spät auf den Gedanken gekommen ist, aus irgend einer seiner schönen Redensarten eine schöne Lebensart zu machen; aber er war einst reich, spielte hier eine Rolle und hat gewiß ein interessantes Leben geführt. Wer dereinst les mystères de Cassel schreibt, wird ihn nicht umgehen können."

Mein Interesse an dem Alten steigerte sich mit jedem dieser Worte, und als der junge Mann geendet hatte, stand ich rasch auf und bat ihn, mich dem Herrn V*** vorzustellen. Kurz darauf sahen wir uns auch schon in einem einsamen Stübchen, welches sich in der Nähe des Ballsaals befand, gleichzeitig das Bedürfniß eines Zeitvertreibs empfindend und stillschweigend übereingekommen, den Rest der Nacht zu verplaudern. Bei einem kleinen Souper, an welchem auch Lina Theil nahm, machten wir nähere Bekanntschaft; die Unterhaltung floß in einem ungezwungenen und heitern Ton hin, und als die Musik wieder begann und mein Bekannter aus der Loge erschienen war, um das Fräulein zur Française abzuholen, füllte ich frisch unsere Gläser und bat den Alten, mir die erste beste Begebenheit aus seinem wechselvollen Leben zu erzählen. Er schwieg eine Weile und sah mich prüfend an.

„Ich fordere einen Zuhörer,“ sagte er dann, „der meine Geschichten in seine Brust aufnimmt wie das fruchtbare Erdreich den Kern. Sie sollen Wurzel schlagen und dem Geiste gesunde Früchte treiben. Sie sollen ein Spiegel sein, woraus verzerrt und abschreckend das Bild einer verfehlten Jugend schaut. Sind Sie bereit, hier, umgeben von Lustbarkeit und dem heitersten Taumel, eine Geschichte dieser Art zu hören?“

„Ich habe Sie darum gebeten.“

„Nun denn,“ fuhr er fort, „ich kenne ein Stücklein Menschenleben folgenden Inhalts.“ Und Herr V*** nippte noch einmal von dem rothen Weine und begann darauf:

Cäsar von — nennen wir ihn Rheinfeld — war schon frühzeitig in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen und durch die Grundsätze eines dummstolzen und herzlosen Vaters und einer eitlen prunksüchtigen Mutter ebenso frühzeitig auf eine Bahn gebracht worden, die nothwendig zum baldigen Ruin dieses Besitzthums führen mußte. Mit zwanzig Jahren saß er schwelgend am Festmahle des Lebens; von Jugend auf an das ungemessenste Begehren und ein ungehindertes Befriedigen seiner Wünsche gewöhnt, verstrickte sich mit den Jahren seine Seele immer tiefer in die Fesseln sinnlicher Neigungen. Er wäre bei dem Gedanken roth geworden, keins jener Laster zu besitzen, welche zur Vollendung des Weltmannes heut zu Tage unentbehrlich sind; er hatte in der Gesellschaft nichts anderes zu thun, als die Rolle eines reichen, nur von seinen Launen abhängigen Menschen zu spielen. Im Theater kehrte er der Bühne den Rücken, in der Thee-Gesellschaft langweilte er sich, zu Hause rauchte er seine Cigarre und betrachtete sich von Zeit zu Zeit gedankenlos die Asche. Er besaß keine natürlichen Anlagen zu einem Löwen des Salons, und arme Teufel warfen ihn mit ihrem Geiste aus der Position; es kostete ihm Opfer, sich gesucht zu machen und er brachte sie. So gingen zehn Jahre in großen Städten hin, und jedes Jahr fraß einen Theil des Kapitals weg neben den Renten. Erst als die Lücke beängstigend fühlbar wurde, sann er auf Sicherung seiner Zukunft, und da er am liebsten gewann, wo nichts zu riskiren war, so richtete er alle seine Bestrebungen auf einen Punkt: er nahm sich vor, à tout prix eine reiche

Frau heimzuführen. Was die Ehe sittlich Schönes bietet, zog ihn nicht an; er dachte nicht im Entferntesten daran, daß der Mann erst in der Ehe seine Vollendung finde, es war ihm ein conventionell gewordenes Aneinanderfesseln zweier Menschen; aber um eine bestimmte Summe war er käuflich und würde manche liebe Gewohnheit und manche Bequemlichkeit der herrschenden Sitte geopfert haben. Indessen gelang es ihm nicht, in Berlin zum Ziele zu kommen; ein compromittirendes Begegniß zwang ihn zuletzt, die Stadt zu verlassen und, nachdem er in Rom und Paris noch einige Jahre auf dem alten Fuße gelebt, kehrte er in seine Vaterstadt Kassel zurück.

Er bewohnte eines der schönsten Häuser der oberen Königsstraße und hatte sich mit einem Luxus umgeben, welcher bald die Aufmerksamkeit der feinen Gesellschaft auf ihn lenkte. In einem leichten Coupé sah man ihn nach Wilhelmshöhe fahren und vor dem Theater erscheinen. Er war die personificirte Eleganz und trat in seiner Haltung und seinen Dispositionen gänzlich aus dem Rahmen unserer kleinstädtischen Verhältnisse. Da ihn die Aristokratie des Hofes verschmähte und ihm die bürgerliche Gesellschaft zu träge war, so begriff man eigentlich nicht, was ihn hier fesselte. Er war ein exotisches Unkraut, welches sich nicht zu acclimatisiren vermochte, ein Fisch aus seinem Elemente auf den Sand geworfen. Aber das Geheimniß seines Hierseins sollte bald bekannt werden: er hoffte in Kassel, wo er sich weit mehr über das Niveau der gewöhnlichen Freier erhob, zu finden, was ihm in Berlin versagt war — eine reiche Frau.

Unter den wenigen Bekannten, welche sich Rheinfeld

hier erwarb, befand sich Richard York, ein kalter unfreundlicher Egoist. Sein Charakter war eine Mischung von Phlegma und Treulosigkeit. Wenn einer seiner Freunde einen dummen Streich gemacht, so hatte er seine Freude daran, aber selbst einen Streich zu wagen, dazu war er zu feig und zu bequem. Seine Waffe war der Spott, sein geistiges Element der Cynismus, welcher seinem gelblichen glatten Gesicht auch am Besten stand.

Eines Tages trat er in Rheinfelds Zimmer. Die schweren seidenen Gardinen waren herabgelassen und schlossen die Julihitze ab. Zu dem kühlen Halbdunkel, welches herrschte, kam noch ein erquickender Blumenduft, denn auf einem Nipptische standen zwei Vasen mit frischen rothen und weißen Rosen.

York, in dessen Wesen etwas Lauerndes lag, hatte die Gewohnheit, an der Thür stehen zu bleiben und sich einmal rings im Zimmer umzusehen, ehe er näher trat.

„Schön, daß Du kommst," rief ihm Cäsar heiter entgegen, „errathe was diese Rosen bedeuten?"

„Ich würde darüber nachdenken, wenn es heute nicht so warm wäre," versetzte York und streckte sich in einen Rohr-Sessel.

„Nun, so wisse, ich bin — ein vollständiger Narr geworden."

„Die Langeweile schafft Passionen. Die Leidenschaft, ein Narr zu sein, ist nicht neu unter der Sonne."

„Es ist nicht gerade meine Leidenschaft, den Narren zu spielen; ich thue es aus — aus Berechnung, mein Freund."

„Ah so!" warf York phlegmatisch hin. Er würde

bei besserer Laune gesagt haben: Sprich Dich klar aus, mein Lieber, oder schweige; beides ist mir recht; nur Räthsel sind mir verhaßt. Er war heute wortkarg.

Cäsar schien sein „Ah so!“ im richtigsten Sinne erfaßt zu haben, denn er fuhr deutlicher fort:

„Meine Rosen sind ein billiges und bescheidenes Mittel zu einem großen Zweck. Ich habe endlich, was ich so lange suchte, eine — Bekanntschaft. In Paris hätte mir die Geschichte bereits ein paar Atlaskleider, einige Armbänder, ein Paar mit Brillanten besetzte Tanzschuhe, einige Soupers à 500 Frcs. gekostet; allein dies ist ein ernstes, edles und reelles Verhältniß und entspinnt demgemäß sich an zarten Rosen, für die ich wöchentlich den enormen Betrag von zwanzig Groschen verschwende. Was sagst Du dazu?“

„Ich wünsche Dir den besten Erfolg,“ sagte Bork, „nehme mir aber die Freiheit, die unschuldige Fliege, die mit beiden Beinchen so täppisch in das Netz springt, zum Gegenstand meines Mitleids zu erheben.“

Es war ein Beweis der völligen Verkommenheit Rheinfelds, daß er diesen rohen Ton Borks ohne das geringste Sträuben ertrug. Lachend erwiderte er:

„Wir werden bequem neben einander wohnen, denn sie bringt mir 3000 Thlr. Renten.“

„Die wie ein 3000 Centner schweres Joch auf Dir lasten werden.“

„Gleichviel! Ich habe die Leidenschaft, ein reicher Mann zu sein. Es ist mir um den Reichthum. Aus der Ehe mache ich mir nichts; die Liebe stirbt bald im Besitze, der Ehrgeiz nur lebt ewig, und es ist mein

Ehrgeiz, reich zu sein. Bin ich darum lächerlicher als Andere, die ihre Befriedigung im Ruhme suchen? Auf die Selbstsucht kommen wir doch Alle zurück, und ich bin praktischer als Jene. Ich will mich auf einer Höhe des Lebens halten, die frei ist von gemeinem Arbeitsschmutz und niedrigen Beschwerden. Frei will ich überhaupt sein, und Freiheit erkauft man sich in unserer Gesellschaft mit klingender Münze. Ich muß ihre Renten haben."

Vork blies eine dicke Dampfwolke aus und grinzte. „Warum hast Du Dich nicht auf die Beredtsamkeit gelegt," sagte er, „Du könntest Dich in unserer Kammer bewundern lassen. Doch, à propos, wann machst Du Deine Hochzeitsreise?"

„Noch ehe der Herbst kommt."

„Dann triffst Du mich in Paris, wohin ich morgen reise. Ich kam, um Dir Lebewohl zu sagen. Du findest mich, wie immer, im Quartier latin. Also à revoir!"

Von den herkömmlichen Ceremonien, welche eine Trennungs-Scene unter Freunden zu begleiten pflegt, war da keine Rede. Vork ging, ohne sich noch einmal umzusehen, und Cäsar warf sich gleichgültig auf das Sopha.

Zu dieser Zeit stand es mit Rheinfelds pecuniären Verhältnissen in Wahrheit schon schlecht. Er galt zwar für einen Flottwell, der das Geld von der flachen Hand bläßt, als wäre es Spreu; allein das Alles war glänzende Maske, und das kostspielige Gaukelspiel mußte bald enden, denn er war nur noch ein vornehmer Lump. Von den 8 bis 10,000 Thalern, welche er nach Kassel gebracht, hatte er bereits viel in die Schanze geschlagen,

und das neue Manöver, welches sich eben jetzt entspann, forderte weit mehr. Aber er stand schon am Vorabend seines vollständigen Triumphes. Johanna H*** war nicht allein im Besitze eines anständigen Heirathsgutes, sondern hatte ihm auch die unzweifelhaftesten Beweise ihrer Liebe gegeben, und dies Letztere war zweckentsprechend. Er kultivirte dieses Verhältniß auf das Geschickteste und hatte sich einen Plan ausgedacht, wie er demnächst, wenn die Verbindung nicht mehr rückgängig wäre, die vertrauensvolle Familie über den wahren Zustand seiner Finanzen täuschen wollte. Einigemal, besonders nach längerem Zusammensein mit York, regte sich in ihm der bessere Mensch.

„Ich werde in dem geregelten Leben der Ehe andere Grundsätze befolgen,“ sagte er, „ein Knecht der Sorge und Arbeit will ich niemals sein, aber ich werde ein Maas des ehrenvollen und bequemen Genusses finden, welches dem Vermögen meiner Frau entspricht. Ich werde Kassel nicht wieder verlassen, wo ist es schöner? Es ist ein Paradies seit ich Johanna kennen lernte. Nur einmal im Jahre sehe ich Paris wieder, höchstens ein Mal! Ich werde mich gewiß nicht langweilen.“

So versuchte er wohl den bösen Dämon, der in ihm saß, in den Schlaf zu singen; aber Momente, wie diese, waren selten, und bald nahmen seine Gedanken wieder den alten gewohnten Gang.

Der Herbst kam heran. Von den Linden des Friedrichsplatzes fielen schon die gelben Blätter ab und auf der Promenade war es öde geworden. Ein einzelner Spaziergänger schlenderte eines Tages unter den Bäumen einher.

Man kennt ihn an seinem trägen Gange, er schleppt seinen Körper wie eine aufgezwungene Last über das Pflaster und blickt mürrisch vor sich nieder. Wie da immer ein Fuß vor den andern gesetzt wird mit langweiliger Regelmäßigkeit und so das ganze Leben hindurch, das bringt ihn auf verzweifelte Betrachtungen über die göttliche Bestimmung des Menschen. An der Obstbude in der Nähe des Theaters angelangt, bleibt er stehen und setzt seine silberne Lorgnette auf die Nase, obgleich die Scene, welche seine Aufmerksamkeit erregt, nur fünf Schritte von ihm spielt: Cäsar von Rheinfeld, dessen Coupé in der Nähe hält, kauft sich einen Strauß Camelien.

„Schwärmt sie nicht mehr für Rosen?" fragt Richard näher tretend und lächelt dabei höhnisch.

Cäsar ist höchst überrascht und erfreut, ihn wiederzusehen; allein er bedauert, für den Abend nicht frei zu sein.

„Die Camelien haben eine wichtige Bestimmung."

„Ah so!"

„Du glaubst nicht, Bork, welch' eine wichtige Rolle die Kleinigkeiten im Leben spielen," demonstrirt Cäsar, auf dieses „Ah so!" „Solche zarte Aufmerksamkeiten, wenn man sie mit Ausdauer anwendet, beweisen, daß man sich beständig mit ihr beschäftigt, daß man sie mit sich trägt bei jedem Schritt. Nichts schmeichelt den Frauen mehr, als diese intime Beschäftigung des Gedankens mit ihrem eitlen Ich. Man gibt seine Ergebenheit in kleiner Münze aus und handelt Werthvolles dafür ein. Ich habe diese Erfahrung schon bei dem Experiment mit Johanna H*** gemacht, welches, wie Du weißt, einen so kläglichen Ausgang nahm."

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Bork, ohne große Lust zu verrathen, es überhaupt zu erfahren.

„So hast Du meine Briefe nicht erhalten?“

„Doch, allein ich ahnte nicht, daß Deine Briefe einen so überaus amüsanten Inhalt hätten, sonst würde ich sie gelesen haben.“

„Das Fräulein H*** war die zerfließende Sentimentalität,“ fuhr Cäsar unbeirrt fort, „Du kennst jene blasse Weiblichkeit, welche heut' zu Tage den gebildeten deutschen Töchtern so kunstvoll einexerzirt wird.“

„Man hat jetzt schmachtende Schulkinder; allein was haben die Gefühle mit Deinen Experimenten zu thun?“

„Ich sah nicht ein, wie ich mit diesem Mondscheinbilde ehrlich auskommen wollte. Zudem reduzirten sich die Renten um ein Beträchtliches, und endlich warf mir das Glück eine weit brillantere Prise in den Weg. Höre also und staune! Die Familie von R***, eine der reichsten des Landes, bringt den Herbst in der Residenz zu. Sie besteht aus einem wohlgenährten Rittergutsbesitzer, seiner würdigen Frau Gemahlin und einem Töchterchen, so reizend, so pikant, so voll von Humor und göttlicher Laune, daß ich mich entschließen könnte, sie zu lieben, sie anzubeten, auch wenn sie nichts besäße, als diese Fülle schöner Gaben, die freilich an der Börse nichts gelten. In ihrer Gesellschaft befindet sich endlich eine Cousine, hübsch, kindlich und ländlich fromm. Da hast Du die ganze heitere Familie, und nun denke Dir meine Person in diesem gemüthlichen Cirkel. Wie ein Eroberer auf erbeuteten Trophäen, steh' ich mit einem Fuße auf einem goldgeschwollenen Sacke, Bertha von R***

lächelte höchst selig an meiner Seite, und im Hintergrunde steht ein äußerst munteres Elternpaar. Auf Wiedersehen! lieber Vork. Es wird sich heute Etwas entscheiden. Wir finden uns bei der Soirée des Herrn von W***, wo sich Bertha mit diesen meinen Camelien zeigen wird. Du sollst mich triumphiren sehen; á revoir!“

Und als er im Wagen saß und davon fuhr, drehte sich Vork lächelnd um und sagte zu der Obstfrau: Ein Körbchen saure Kirschen, Madame!

Rheinfeld besaß ein unerschütterliches Vertrauen in seine Operationen, er glaubte fest an seinen Sieg; kraft der Ringe, welche seine Finger zierten, kraft der Equipage, welche er besaß, kraft der hohen Meinung, welche er von seinen Mitteln zu verbreiten wußte, glaubte er siegen zu müssen; das Herz kam dabei nicht in Frage. Diese kalte Arroganz, diese Börsen-Physiognomie seiner „Liebe“ waren widerlich und abstoßend, aber seine Verblendung ließ ihn nicht zu der Erkenntniß kommen, daß es gerade diese offen zur Schau getragenen Flecken seines Charakters waren, welche zuletzt seine schlauesten Speculationen bei den Frauen zu nichte machen mußten. Johanna H*** liebte ihn, das ist wahr; allein ihre geringe Menschenkenntniß, ihre Jugend und eine leicht bethörte Gutmüthigkeit verhalfen dem Glücksritter zu diesem kurzen Triumphe. Das neue Wild, welches er jagte, war von einem andern Schlage, und so siegesgewiß er diesen Eroberungszug antrat, ein so klägliches Ende sollte er nehmen.

Die Familie R***, welche den Herbst in der Residenz zubringen wollte, hatte eine Garten-Wohnung in der

Wilhelmshöher Allee bezogen und, in den aristokratischen Kreisen wohl bekannt, empfing sie dort wöchentlich Besuche von Distinction und ward eben so oft zu Soiréen und Bällen eingeladen. Die Aufmerksamkeiten, welche man von allen Seiten dem reichen Gutsbesitzer zollte, galten zum nicht geringen Theile seiner reizenden Tochter Bertha, einer muntern Brünette von 18 bis 20 Jahren, begabt mit dem lebhaftesten Geiste und bereit, die Annehmlichkeiten der Residenz in vollen Zügen zu genießen und sich nach Herzenslust für ihre traurige Abgeschlossenheit in dem Thale der Rhön zu entschädigen. Cäsar hatte sie zuerst in dem Salon eines Banquiers kennen gelernt und auch sofort jenes Manoeuver bestechlicher Artigkeiten eingeleitet, welches er soeben seinem Freunde Bork geschildert. Er fuhr täglich an dem Garten in der Wilhelmshöher Allee vorüber und war einigemal so glücklich, sie in einer Laube zu sehen und zu begrüßen; er erschien im Theater in derselben Loge oder vis-à-vis, er hatte an diesem Tage eine Einladung zum thé dansant erhalten und beantwortete sie mit einem Camelien-Strauße, begleitet von einem zierlichen billet-doux. Als die Nacht herangekommen war, bestieg er sein Coupé und begab sich zu dem „Thee“, den Kopf voll goldner Pläne. Die Gesellschaft war schon ziemlich vollzählig. Man hatte auf den „reichen“ Rheinfeld gewartet, man war vorbereitet auf seinen Empfang, sein Erscheinen war eine kleine Begebenheit, die Stühle rutschten, die Kleider rauschten, auf und nieder gingen zwanzig reich frisirte Köpfe, — Cäsar von Rheinfeld war ein interessanter junger Mann. Seine Manchetten waren Kunstwerkchen, seine Tuchnadel kostete

120 Thlr., wie die Frau Hofräthin X. bestimmt versicherte, seine Haltung erinnerte eine ehrwürdige Jungfer an einen der liebenswürdigsten Helden Paul de Kocks. Nachdem Herr R*** die Honneurs gemacht, nahm das Souper seinen Anfang und in zwei aneinanderstoßenden Sälen setzte man sich nieder, Cäsar neben Bertha. Zu seiner Linken erzählte ein alter Stallmeister historische Züge aus dem Leben ausgezeichneter Pferde, ihm gegenüber gab ein Assessor eine Criminalgeschichte zum Besten; er konnte sich unbesorgt mit der Tochter des Hauses unterhalten, und bald hatte sich eine anscheinend vertrauliche Plauderei zwischen ihnen entsponnen.

„Ich fürchte indiscret zu sein," sagte er, „wenn ich mich nach dem Schicksale meiner Camelien erkundige, aber ich würde mich unendlich glücklich schätzen, sähe ich sie am Platze dieser welken Rosen."

„Ah! die Camelien!" versetzte Bertha, indem sie die Rosen aus ihrem silbernen Blumenhalter nahm, „sie zieren mein Schlafzimmer, ich werde mich an ihrem Dufte erquicken, sie würden in dieser Salonluft welken, wie die Rosen des Herrn Referendars."

Und damit ließ sie dieselben Rosen gleichgültig auf den Teppich fallen und senkte den Kopf, gleichsam um ihr Erröthen zu verbergen über das was sie gesagt. Cäsar ergriff ihre Hand und war eben im Begriff, sie an seine Lippen zu führen, als er im andern Saale seinen Namen laut nennen hörte; Richard Bork erzählte der Tischgesellschaft das neueste Duell Rheinfelds, welches sich wie alle früheren in eine ergötzliche Komödie aufgelöst hatte. Aber es war nicht dies, was plötzlich eine so

seltsame Veränderung in Cäsars Zügen bewirkte, seine Blicke fielen zum ersten Mal auf das blasse Gesicht Johannas, welche sich an der Seite ihrer Mutter in dem Saale befand.

„Kennen Sie die junge Dame?“ fragte Bertha, als sie den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit entdeckt zu haben glaubte.

„Das Fräulein Johanna H***?“ erwiderte er zögernd. „Ich muß gestehen, ihr Hiersein überrascht mich, da man mir gesagt, sie schwärme für das Kloster und habe alle gesellschaftlichen Vergnügungen abgeschworen. Ist sie nicht eine Fuldenserin?“

„Gewiß und meine beste Jugendfreundin. Erst seit sie hier in Cassel ist, hat sie ihre frühere Heiterkeit verloren und hält mit ihren Herzensgeheimnissen zurück.“

In diesem Augenblicke begegneten sich die Blicke der beiden Damen und sie nickten sich freundlich zu; Cäsar erhob sich, verbeugte sich, ohne die Augen aufzuschlagen und biß sich wüthend in die Lippe. Das böse Gewissen ließ seit diesem Momente nicht nach, ihn mit dem blassen Gesichtchen zu beschäftigen. Er schielte von Zeit zu Zeit nach der Tafel hinüber, und stets sah er sich beobachtet; Johanna machte seine Treulosigkeit zu ihrem besonderen Studium. Er saß auf heißen Kohlen und wünschte sehnlichst den Aufbruch der Gesellschaft herbei, der dann endlich erfolgte. Nachdem er dem Herrn des Hauses die herkömmlichen Complimente gesagt und dem Fräulein einen Besuch für den folgenden Morgen angekündigt hatte, suchte er den kürzesten Weg in's Freie und verschwand.

Acht Tage waren seit dieser Soirée vergangen. Anna, die Cousine und Gesellschafterin Bertha's, saß am Clavier und kämpfte mit den Schwierigkeiten einer Composition Spohr's, als die Letztere aufgereizt in's Zimmer trat, Hut und Mantille schweigend ablegte und sich in die Polster eines Kanapées warf. „Bitte! Anna," sagte sie nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, „laß einen Augenblick das Geklimper und höre mich an. Du hast ohne Zweifel bemerkt, daß ich so glücklich bin, von jenem Helden der Gesellschaft angebetet zu werden, welcher uns schon so vielen Stoff zur Erheiterung gegeben hat, von dem Manne mit den Camelien, mit den Manschetten, mit den veilchenblauen Handschuhen und dem komischen Toupé, welches auf seiner geistvollen Stirn balancirt. In trüben Stunden dacht' ich an ihn, und mein Humor kehrte zurück, er war mir ein liebes Spielzeug geworden, ich hielt mir, wie die Prinzessinnen des Mittelalters, in ihm einen Narren zur Kurzweil. Ich verstehe mich auf die Physiognomie und war schon nach unsrem zweiten Zusammentreffen über seine Tugenden im Klaren. Da er den Löwen der feinen Welt spielt und sich, wie ich fast glaube, auf ein Piedestal stellt, welches einzunehmen er nicht berufen ist, so kam ich auf den tollen Einfall, den Damen der Residenz das Vergnügen einer kleinen Komödie zu bereiten."

„In der Du zuletzt selber die lächerlichste Rolle spieltest," warf Anna ein.

„Gleichviel Cousinchen, über den spaßhaften Ausgang der Sache machte ich mir keine Sorgen; aber es ist ein ernster daraus geworden. Du erinnerst Dich des plötzlichen

Aufbruchs der Frau H*** und ihrer Tochter Johanna an jenem Abend, wo Herr v. Rheinfeld sich so viel mit mir zu thun machte. Ich begab mich des andern Tages zu unserer Freundin aus der Provinz und fand sie in Thränen, die Spuren einer schlaflosen Nacht auf ihrem blassen Gesicht."

„So triebst Du also ein gefährliches Spiel mit ihrem Herzen?"

„Ich bin darüber beruhigt, nachdem ich mir über Rheinfelds Charakter, seine Verhältnisse und seine Absichten völlige Klarheit verschafft. Sie liebte diesen herzlosen Menschen, der sie verließ, sobald er sich über ihre Mitgift getäuscht sah, und der mir die Cour macht, weil ich reich bin; der sich mit ähnlichen Experimenten schon vielfach beschäftigt hat, der mit einem Worte ein maskirter Glücksritter ist und zu der verächtlichsten Gattung von Egoisten gehört, die Dir freilich neu ist, weil sie unter unsern Fichten und Eichen nicht gedeiht, die aber in Paris, Wien, Berlin einen guten Theil der vornehmen Welt ausmacht. Vom Zufall zur Schutzgöttin unserer sanftmüthigen Freundin erhoben, bin ich entschlossen, meine Mission ganz zu erfüllen, sie, mich und Alle, die er zum Opfer seines Leichtsinnes ausersehen, zu rächen."

„Cousine, auf welchem schlüpfrigen Boden bewegst Du Dich?" sagte die bescheidene und ängstliche Anna. „Nimm Dich in Acht, daß wir nicht zum Gespötte der Stadt werden."

„O fürchte nichts. Wie sind nicht so wehrlos, als die Männer glauben; der Himmel hat uns Waffen ge-

geben, die so tödtlich verwunden, als Blei und Stahl. Jener Mensch hält uns für Sclavenwaaren, die man einhandelt, für ein Anhängsel des väterlichen Geldkastens, für eine nicht gerade zu verschmähende Beigabe zu den väterlichen Obligationen, für das Dessert zu der schönen Mahlzeit, welche die reichen Eltern bereiten; er schätzt mich gering, wohlan! er soll mich fürchten!“

Bertha hatte sich vom Sopha erhoben und schritt heftig durch's Zimmer. Zorn und Unwille hatten ihre Wangen geröthet und sie schien sich im Geiste die Waffen zurecht zu legen für den bevorstehenden Kampf.

In diesem Augenblick trat die Kammerzofe ein und überreichte ihr auf einem silbernen Teller einen Camelienstrauß und ein duftendes Briefchen. Hastig öffnete sie das Letztere und sank laut lachend in einen Sessel. Anna nahm das Billet aus ihrer Hand und las, es enthielt nichts Geringeres, als einen runden, klaren Antrag. Cäsar sprach den heißen Wunsch aus, sie als sein Weib heimzuführen, schwelgte im Vorgenuß der paradiesischen Einsamkeit in den Wäldern der Rhön, bat sie, ihre Eltern auf einen persönlichen Antrag vorzubereiten und erwartete zur Stunde Antwort.

„Das ist eine sehr ernste Sache, liebe Cousine,“ bemerkte Anna, „so redet man nicht, wenn man erwerben will, sondern wenn man bereits besitzt. Du bist in Deinem Spiele zu weit gegangen, und ich halte dafür, daß wir dem Vater die Ausgleichung überlassen.“

Bertha war in tiefes Nachsinnen versunken und saß wie eine Sphynx in ihrem Sessel, ein leichtes Lächeln umspielte ihren Mund, gleichsam zum Zeichen, daß sie

mit dem Gange ihrer Gedanken völlig zufrieden sei. Endlich stand sie rasch auf, ging an das Secretair und schrieb kurz und bündig eine Antwort an Cäsar von Rheinfeld.

„Verzeih mir, liebe Anna,“ sagte sie dann, das Briefchen mit einer Oblate verschließend, „wenn ich Dir, meiner einzigen Freundin und der Vertrauten aller meiner Geheimnisse, das Geheimniß dieses Briefes noch vorenthalte. Es ist nothwendig so, und lange sollst Du nicht im Dunkeln bleiben. In wenigen Tagen wird sich Alles aufklären.“

„Was willst Du beginnen?“ fragte das besorgte Mädchen, von dem kalten entschlossenen Tone ihrer Cousine erschreckt.

„Was ich gelobt habe: einen Impertinenten züchtigen.“

„Du weisest ihn beleidigend ab?“

„Keineswegs. Er wird morgen, vielleicht heute noch seine Aufwartung machen. Bis dahin verschone mich mit Fragen und überlaß mir allein die Führung der Angelegenheit. Namentlich plaudere meinem Vater nicht.“

Sie klingelte und ließ das Billet schleunigst an seine Adresse besorgen, dann begaben sich Beide in den Garten, und Bertha war lange nicht so heiter gewesen, als an diesen Morgen.

Zu derselben Stunde hatte Rheinfeld seinen Friseur entlassen und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Zuweilen trat er ans Fenster und sah forschend die Straße hinauf, dann warf er selbstgefällig einen Blick in den Spiegel oder zündete zum fünften, sechsten Male die Cigarre an. Es wollte ihm, dem Roué, der sein

Lebelang jeder Gefühlsregung siegreich widerstanden, jetzt nicht gelingen, seine Unruhe niederzukämpfen. Furcht war es nicht, was sein Herz bewegte, es war vielmehr jenes eigenthümliche Gefühl, welches bei sanguinischen Naturen einem großen und sicheren Triumphe vorausgeht; er erwartete die formelle Bestätigung eines Glückes, welches er schon in beiden Händen hielt, und diese frohe Erwartung nur regte ihn angenehm auf. Endlich hört er Schritte auf dem Gange; er eilt an die Thür und öffnet hastig, es ist Bertha's Antwort, welche er aus der Hand der Zofe erhält. Wie einst der weise Sokrates, vom brennendsten Durste gequält an einem klaren Quell stehend, seine Begierde gewaltsam niederkämpfte, so legt Cäsar mit heroischer Ruhe das Briefchen auf den Tisch, steckt eine neue Havanna an und, auf das Kanapée hingestreckt, löst er gleichgültig die Oblate.

Die Wirkung, welche diese Lectüre von einer Minute auf unsern Helden hatte, war eine sehr seltsame und wird uns nur verständlich werden, wenn wir den Inhalt des Billets kennen. Er lautete:

„Mein werther Herr!

Ihr Billet hat mir eine Aufklärung gegeben, die mich zugleich überrascht und mit Besorgniß erfüllt; überrascht, insofern Sie mich eines Glückes für werth halten, welches ich einer Anderen vorbehalten glaubte, und erschreckt, sofern ich befürchten muß, von Ihnen falsch beurtheilt zu werden. Nehmen Sie jedoch die Aufrichtigkeit, mit der ich mich erkläre, für ein Zeichen, daß ich Sie unendlich hoch-

schätze und daß nur ein widerwärtiges Geschick mich zwingt, die irrige Meinung zu zerstören, welche Sie mit der Gesellschaft ohne Zweifel über meine Verhältnisse theilen. Ich bin jetzt nicht in der Lage, eine Verbindung einzugehen, welche nur auf sicherer Basis geschlossen werden soll. Das Glück, welches die Liebe gewährt, bin ich berechtigt zu fordern, die Ruhe, welche ein sicherer Besitz bietet, kann ich nicht zugleich dem Manne verdanken. Auf ihre Discretion bauend, zögere ich nicht ein Geständniß abzulegen, welches mir vielleicht Ihre Hand, gewiß nicht Ihre Achtung entzieht. Ich glaubte einst so glücklich zu sein, im Namen einer Andern für alle die Aufmerksamkeiten zu danken, welche Sie uns erwiesen. Sie werden begreifen, daß mir an der Seite einer unabhängigen und reichen Cousine diese Art von Entsagung nicht neu ist. Alles was ich wünsche ist, daß Sie meine ausweichende Erwiderung Ihres so schmeichelhaften Antrages nicht mißdeuten und meiner Familie ferner das Glück Ihrer überaus werthen Freundschaft gewähren.

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit.
Bertha R***."

Er hatte das Briefchen schon einmal zusammengelegt und wieder geöffnet und gelesen; es war ein wunderliches Geständniß. Zweifel an der Wahrheit des Inhaltes lagen sehr nahe, und doch war Alles bei näherer Betrachtung erklärlich und wahrscheinlich. Diese rührende Aufrichtigkeit des Tons, diese bewunderswerthe Bereit-

willigkeit, sich einer Andern zu opfern, diese versteckte Aufforderung, der reichen Cousine das Glück zu bereiten, welches sie ihr vorbehalten glaubte, kurz, die ganze Erklärung war geeignet, einen Sanguiniker wie Rheinfeld zu überzeugen, daß sie in der redlichsten und edelsten Absicht gegeben sei. Er erinnerte sich des schüchternen Mädchens, welches er kaum beachtet hatte, genauer, er erklärte sich im Lichte dieses Briefes das Niederschlagen der Augen, das verlegene Suchen nach höflichen Worten. Sie hatte kein Talent, sich geltend zu machen, nicht die Gabe, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben, sie hatte sich mit ihrer Leidenschaft offenbar hinter ihre raffinirte Cousine gesteckt, es unterlag keinem Zweifel, diese Antwort war von der vermittelnden Bertha schlau berechnet, um ihn auf die Fährte zu bringen. Er calculirte kurz und schlagend und schloß endlich logisch:

„Eh bien! so ist's die Andere."

Und seinen Geist sammelnd ging er mit sich zu Rathe, wie diese interessante Aufgabe so zu lösen sei, daß er die Kleine und ihr Geld gewinne, ohne Bertha zu compromittiren und die Achtung der Gesellschaft einzubüßen, welcher seine Bewerbung um die Letztere nicht verborgen geblieben war. Er überschaute das Terrain und machte einen neuen Plan; wie der Feldherr seine Straße auf die Karte zeichnet, so entwarf er den krummen Pfad, der ihn in den Schooß der reichen Familie führen sollte.

„Ich werde diese Aufrichtigkeit gebührend honoriren, wenn es so steht," sagte er zu sich selber, „ich könnte Bertha darum lieben, wenn es anders mit mir stände.

Ich könnte den Edlen spielen, ihre Großmuth überbieten, es wäre eine Geschichte für die Leihbibliothek; aber wer kann wider seine Natur? Die Tugendhelden sind nicht mein Fach. Und hat Anna weniger Anspruch auf meine Zuneigung? Ist sie nicht eine allerliebste kleine Gurli, naiv und frisch, eine seltene Waldblume, zu der mich Bertha auf versteckten Wegen führt? O ich war blind für so viel Reize. Des höchsten Lobes und jeder Liebe werth, verbirgt sie hinter einem bescheidenen Wesen die geträumten Reichthümer Bertha's, das ist jedenfalls entscheidend. Erforschen wir die Lage der Dinge, es ist eine Aufgabe des feinsten Kopfes würdig."

Rheinfeld hatte sich durch wiederholte Besuche bei der Familie R*** das Privilegium eines ungehinderten Zutritts und eines vertraulichen Tones verschafft. Der alte Gutsbesitzer fühlte sich geschmeichelt, den ersten Elegant der Residenz zu seinen Freunden zu zählen, und wenn seine Frau die Artigkeiten, welche er der Tochter des Hauses erwies, mit besorgter Miene aufnahm, so verwies er sie auf den richtigen Tact und den feinen Geist des Mädchens und meinte, daß man die Grundsätze des beschränkten Landlebens nicht auf die gebildete Gesellschaft der Stadt übertragen könne.

Kurz nachdem jener Briefwechsel stattgefunden, wagte Rheinfeld einen Besuch und fand Gelegenheit, Bertha allein zu sprechen. Er versicherte sie seiner beständigen Liebe, seiner reinsten Verehrung.

„Elender!" flüsterte Bertha, als er fort war und unwillkürlich ballte sich ihre zarte Hand, und das Feuer des Zornes blitzte in ihren Augen.

Es folgte ein zweiter längerer Besuch, und diesmal galt er wirklich der armen Anna, die nicht wußte, wie sie die Schmeicheleien des verhaßten Glücksritters aufnehmen sollte. Sie zwang sich zu einer höflichen Zurückhaltung, und als Cäsar, seines Sieges wie immer gewiß, um so unverhüllter auf sein Ziel losging, je deutlicher sie ihm auswich, verließ sie plötzlich das Zimmer. Er empfahl sich mit der Bitte, kommenden Tages seine Aufwartung machen zu dürfen.

„Ende dieses gefahrvolle Spiel, Bertha," sagte Anna, als sich die beiden Mädchen allein im Garten befanden, „ich besitze nicht das Talent zu lügen. Ich begreife auch nicht, wohin das Alles führen soll und verachte den faden Schwätzer so sehr, daß ich aus der Rolle fallen und den Onkel noch bitten werde, ihm die Thür zu weisen."

„Nicht eher, liebe Cousine, als bis ich das Zeichen dazu gebe; das Spiel wäre verloren und es ist die Sache unseres Geschlechtes, welche wir führen. Noch einen Tag, und Du sollst Aufklärung erhalten, noch einen Tag und mein Wunsch, den Theezirkeln der Residenz mit ihrem Liebling eine Comödie zu bereiten, ist erfüllt. Ich habe mich nicht verrechnet; Zug um Zug besteht mein Exempel die Probe. Gehen wir zu unserer unglücklichen Johanna, und trösten wir sie über den Verlust ihres Bräutigams."

Rheinfelds Entschluß, Herrn R*** seine Absichten auf Anna's Hand förmlich zu eröffnen, war zu voller Reife gediehen, als er die Nachricht erhielt, daß derselbe mit seiner Familie auf seine Güter zurückkehren werde. Es war höchste Zeit die Angelegenheit zu einem Abschluß

zu bringen und über die Verhältnisse des Mädchens in's Klare zu kommen. In glänzendster Toilette fuhr er eines Morgens vor und ersuchte Herrn R*** um eine Unterredung unter vier Augen. Kaum hatte der gutmüthige Alte den ersten Theil seiner feierlichen Eröffnung vernommen, als er ihm überrascht und höchsterfreut die Rechte darbot und auf das Freundlichste erwiderte:

„Meine besten Glückwünsche begleiten Sie, lieber Rheinfeld, und ich verbürge mich für die bereitwillige Einwilligung ihres Vaters. Er wird Ihnen das Mädchen gern, sehr gern geben, das unterliegt keinem Zweifel. Wenn es Ihnen recht ist, so reisen Sie mit in unsere Heimath und verleben ein paar heitere Tage in unsern Wäldern. Wie wird sich der wackere Förster freuen, wenn ich ihm den liebenswürdigsten Schwiegersohn ins Haus bringe, der nur im Lande zu finden war."

„Ich weiß kaum, wie ich Ihnen für die Unterstützung danken soll, mit der Sie meinen heißesten Wünschen entgegenkommen," versetzte Rheinfeld und diesmal war er aufrichtig, das Herz ging ihm über.

„Es ist ein geringer Dienst, den ich Ihnen leiste," fuhr Herr R*** fort, „denn, wie gesagt, ich kann mir nicht denken, daß Ihre Bewerbung bei dem Vater auch nur auf das geringste Hinderniß stoßen sollte. Er hat nicht im Traume daran gedacht, jemals einen so wohlhabenden Schwiegersohn zu finden und sieht es gern, sehr gern, wenn eines seiner Mädchen frühzeitig unterkommt, umsomehr als —"

„Sie unterbrechen sich," bemerkte Rheinfeld gespannt, als der Alte verlegen stockte.

„Nun da die Sache einmal so weit ist," versetzte Herr R*** zögernd, „umsomehr als sein Einkommen nicht ganz im Einklange steht mit der Größe seiner Familie — nicht ganz sage ich."

Cäsar stand wie vom Donner getroffen, als er diese höchst fatalen Worte vernahm. Seine Verwirrung malte sich deutlich in seinen Zügen — und sein fragender Blick setzte den alten Herrn sichtlich in Verlegenheit.

„Die Familie wird Sie jedoch nicht geniren," fuhr er nach einer Pause fort, „da Sie ohne Zweifel das Leben in der Residenz vorziehen."

„Ohne Zweifel," versetzte Cäsar mechanisch.

„So unbedeutend die Mitgift Anna's sein mag, so unschätzbar sind ihre häuslichen Tugenden. Sie ist eine Königin im Hause, in der großen Welt übersieht man sie. Sie wird gern, sehr gern auf die kostspieligen Amüsements der Gesellschaft verzichten und das kommt dem Hause zu gut, ohne Zweifel."

„Ohne Zweifel!"

Cäsar schied unter vielen Versicherungen seiner Freundschaft und seines Dankes und eilte ohne sich umzusehen die Treppe hinab und in seinen Wagen.

„Empfehlen Sie mich den Damen!" rief er dem ihm folgenden Herrn R*** zu, schloß hastig den Schlag und warf sich zerknirscht in die Polster.

Als er das Gartenthor passirte, traf sein Blick auf ein Frauengesicht hinter einem Fenster des Hauses. Er glaubte Triumph aus diesen dunklen Augen leuchten und Hohn diese üppigen Lippen umspielen zu sehen.

„Vernichtet, betrogen durch sie," murmelte er und der Wagen rollte davon.

Am folgenden Tage saß Rheinfeld in seinem Zimmer in Gedanken vertieft, als sich leise die Thür öffnete, und ein Kopf und dann ein ganzer Mann sich hereinzwängte. Es war Yorks Manier, eine Thür nur so weit zu öffnen als nöthig war, um seinen dünnen Körper einzuschieben.

„Bon jour, mon cher!" sagte er jovial, wie er stets erschien, wenn einem Bekannten etwas zugestoßen war.

Cäsar bemerkte ihn kaum, so sehr beschäftigte ihn seine Selbstschau.

„Das Nachdenken ist stumm wie das Grab und das Verhängniß," fuhr Jener fort, „drei fatale Gewalten, gegen die es nur eine Waffe giebt, den Humor. Du hast den Humor verloren, Cäsar, darum denkst Du nach."

„Du weißt, wie leicht es mir ist, die Gesellschaft meiner Freunde zu entbehren," bemerkte Rheinfeld kalt.

Richard schlug die Arme unter und lehnte sich an den Thürpfosten.

„Es giebt Philosophen," fuhr er höhnisch fort, „welche behaupten, daß Freundschaft ein leerer Begriff, ein erlogenes Ding sei."

„Sie mögen Recht haben."

„Noch mehr! Meine Schwiegermutter meinte oft, daß Freundschaft in zwanzig Fällen eine Last, in hundert ein Verrath am eigenen Heerde sei."

„Deine Schwiegermutter war eine vernünftige Frau."

„Allerdings! und die gesammte Literatur wird es

dereinst schwer zu verantworten haben, da sie die Schwiegermütter beständig dem Spotte preisgiebt, auf der Bühne wie im Roman."

„Ich frage, wozu soll das Alles?"

„Da hat z. B. Deine Schwiegermutter in spe die Frau Gutsbesitzerin —"

„Richard!"

„Beim Theeklatsch irgend eine drollige Geschichte erzählt. Diese Geschichte —"

„Interessirt mich nicht im Geringsten."

„Dreht sich aber speziell um Dich. Auf dem Café français erkundigte man sich in Folge dieser Geschichte nach Deinem Befinden."

„Bist Du bald zu Ende?" schrie Cäsar und stampfte mit dem Fuße.

„Die Euterpe hat sich gestern in feierlicher Sitzung damit beschäftigt. Ich war dort. Ein Philister erhob sich entrüstet hinterm Ofen. Cato muß ein solches Gesicht gemacht haben, als er auf die Zerstörung Carthago's antrug. Er hielt eine Rede des Inhalts: ein vernünftiger Mann, wie er sei, habe längst gewußt, daß Du — ein Windbeutel seist. Es war zum Todtlachen! Der Referendar S***, der erklärte Bräutigam Deiner kleinen Johanna H***, schrie Bravo!"

Cäsar war ruhiger geworden und ließ den boshaften Schwätzer zu Ende kommen; es beschäftigten ihn andere Dinge, als die maltiösen Plaudereien der Gesellschaften, die er nicht wieder zu betreten gedachte. York zündete sich eine Cigarre an und ging endlich, zufrieden, wieder einen Menschen im Innersten seiner Seele verletzt zu

haben. Kaum war er fort, als Rheinfeld mit heftigen Schritten das Zimmer maß; er lag schon mit sich seit dem vergangenen Tage in einem ernsten Kampfe. Der Auftritt mit Bork beschleunigte die Krisis, der er bis dahin unentschlossen ausgewichen war. Bis spät in die Nacht saß er an seinem Secretär über seinen Papieren und prüfte und verbrannte einen Brief nach dem andern; ein Häuflein schwarzer Asche auf einer silbernen Schüssel, welche neben dem Lichte stand, das war das Resultat einer planlos verlebten Jugend.

Gegen Morgen sah man eine scheue Gestalt in einen Mantel gehüllt, einen Reisesack in der linken, einen Stock in der rechten Hand, aus dem Hause treten und durch die verlassenen Straßen nach dem Posthause eilen. Es war Cäsar von Rheinfeld, mit dem Reste seines einst ansehnlichen Vermögens in der Tasche, auf dem Wege nach dem gelobten Lande jenseits des Oceans.

* *
*

Hier endete die Erzählung des V***. Wie der Glücksritter in der neuen Welt von Schicksalen mancher Art heimgesucht und bald hier, bald dorthin verschlagen wurde, wie er einsam und entblößt von allen Mitteln zu einer bequemen Existenz, umgeben von selbstsüchtigen geldgierigen Menschen die trostlose Leere des Materialismus zu fühlen begann, wie er empfand, daß die Stumpfheit des Geistes, welche aus dem übermäßigen Sinnengenuß entspringt, die Selbstüberschätzung, welche

der leicht erworbene Reichthum schafft, den Menschen zur Karrikatur verzerren und welche Prüfungen er bestanden, ehe ein Lichtstrahl der Erkenntniß über ihn kam und ihn zu einer würdigen Thätigkeit führte, dies Alles versprach er mir ein ander Mal zu erzählen.

Die Nacht war vorüber und im Ballsaal wurde es nach und nach still. Lina, die reizende Tochter des Herrn V***, trat jetzt ein und ich glaubte in ihren klaren, aufrichtigen Augen, ihrem heitern, natürlichen Wesen, ihrer einfachen herzlichen Sprache, die Wirkungen einer Erziehung des Herzens zu erblicken, welche den eitlen Glanz und den falschen Flitter der modernen Standesbildung verschmäht.

Wir brachen auf.

„Sie sind sehr glücklich,“ bemerkte ich, während uns Lina vorausging.

„Ich kann es nie vollständig sein,“ erwiderte der Alte kopfschüttelnd. „Mein Leben hat eine Lücke, die ewig klaffen wird, die alle Schätze, welche ich für den Abend meines Daseins erworben, nicht ausfüllen: es fehlt mir der Trost aus den ersten Tagen für die letzten. Es fehlt meinem Alter der wahre Frieden. Von der Höhe des Lebens herab zufrieden auf den Weg zurückblicken zu können, den man zurückgelegt hat, das ist ein Glück, welches man sich nicht zu jeder beliebigen Zeit erkaufen kann; man muß es erwerben Stunde um Stunde und es aufbauen in Tagen seiner Jugend.

Ein unschätzbares Glück. *)

Ich frage die gesammte männliche Bevölkerung unsrer guten Stadt Kassel, ich frage namentlich Euch, Ihr heirathsfähigen und liebebedürftigen Söhne einer gebildeten Bourgeoisie, die Ihr ein Glück zu schätzen wißt, welches des höchsten Strebens werth ist und dessen Erreichung uns stolzer macht als Gold, Talente und Unsterblichkeit; ich frage Euch, wenn Euch ein heimlich-süßes Glück, welches alle Reichthümer Rothschilds nicht aufwiegen, sozusagen im Schlafe gekommen wäre, könntet Ihr es über Euch gewinnen, dieses Glück zu verschweigen und würdet Ihr es in die Nacht Eures Busens begraben, wie man Erlebnisse dunkler Natur und die Leiden des Herzens begräbt? O gewiß nicht! Es würde Euch ergehen wie mir, es würde Euch drängen und plagen Tag und Nacht, Euch aus einer Ecke des einsamen Zimmers in die andere jagen und Ihr fändet keine Ruhe in dem Gewühle des Tages und in den Zerstreuungen der gebildeten Welt, bis Ihr es Andern mitgetheilt, um es in der Bewunderung und dem Neide Anderer wieder

*) Kasseler Sonntagsblatt, Jahrgang 1857.

zu genießen, bis Ihr es tausendfach jubelnd wiederholt, um es tausendfach noch einmal zu erleben. Ein solches unermeßliches Glück ist mir widerfahren. Ich verdank' es einem Mädchen — o zurück in Dein Nichts, erbärmliches, kleinbürgerliches Wort! — einer Königin, einer Göttin verdank' ich es, einer wunderlieblichen Jungfrau, um derentwillen ich Düsseldorfer Maler sein möchte, um die Madonnen wieder in Cours zu bringen. Ich gebe zu, daß die Schönen dieser stillen Stadt unzählig sind wie die Sterne am Firmament, aber dies ist ein einzig-edler Stern und sein Glanz gediegener als der aller andern. Ich habe die stolzen Kinder Venedigs und Roms bewundert, mit den schwärmerischen Augen, dem vollen dunkeln Haar, den üppigen schwellenden Lippen — sie sind des höchsten Lobes werth; ich habe mich für die Sennora's Spaniens begeistert, wenn sie, in den schwarzen Spitzenschleier gehüllt, blitzenden Auges über die Puerta del Sol im Mondenscheine wandelten, oder unter tiefblauem Himmel saßen und sich trotzig ergötzten am Verenden des erlegten Stier's; aber ich habe das Land der Citronen vergessen und das der Stiere, die wonnevollsten Erinnerungen kriechen scheu zurück in die dunkeln Winkel des Gedächtnisses und strahlend beherrscht nur noch „mein Glück" meine Phantasie.

Ihr Haar ist blond und seidenglänzend. Ich bin darauf versessen, mir die Unvergleichliche in jeder Lage und in jeder Gestalt vor die Sinne zu stellen; dies reiche Haar gelöst und üppig wallend, ist sie Loreley, obgleich sie nicht singt und mich mit etwas ganz Anderm als einer „wundersamen gewaltigen Melodei" toll gemacht hat.

Ihre Augen sind braun und lebendig, um ihre frischen Lippen spielt ein göttlicher Humor und ihre Wangen sind mild geröthet von der Luft eines heitern, freilich reifenden Jugendfrühlings. Sie ist, um den abgenutzten Vergleich noch einmal zu gebrauchen, eine Rose; ich behelfe mich mit dieser Blume, weil es keine schönere gibt, aber sie gleicht auf Ehre der schönsten, die zu Schyras im Garten des unsterblichen Hafis jemals blühte. Hiernach mögt Ihr mein „Glück“ ermessen.

Es war ein heißer Julitag. Kein Wölkchen stand am mattblauen Himmel und die Sonne warf senkrecht ihre Strahlen herab auf den glühenden Sand der verödeten Promenaden Nauheims und seines Sprudels. Einen Roman in der Hand schlenderte ich gedankenlos und müde dem Kurgarten zu, um mir dort ein schattiges Plätzchen zu suchen, — als eine Erscheinung der angenehmsten Art meine Schritte hemmte. Ich hatte mich bis dahin im Concert, im Ballsaal, auf den Spaziergängen vergeblich umgesehen und verzweifelte schon an der Fähigkeit unserer Generation, ein schönes Frauengesicht zu schaffen, als mir mein guter Genius diese blonde Heilige, mit den wunderbarsten Reizen ausgestattet, vorüberführte. Der Roman oder die Mittagshitze hatte mich bei den ersten paar Reihen schläfrig gemacht, aber dieser Anblick drang mir belebend wie ein Frühlingshauch in die Seele. Ich weiß noch jetzt nicht, wo ich die Kühnheit hernahm, ich erhob mich rasch und grüßte die Dame ehrfurchtsvoll. Es gibt solche Momente einer unwiderstehlichen Nöthigung, von der man sich keine Rechenschaft ablegen kann; unbewußt zieht man den Hut,

wenn von dem Marmorbilde eines großen Mannes zuerst im Atelier das Tuch fällt, wenn man nach langem beschwerlichen Steigen einen Gipfel der Alpen erreichend, unten in weiter Ferne zuerst das erhabene vom Abendroth golden übergossene Meer erblickt. So auch hatte sich jetzt ein tiefinnerster Drang meiner bemächtigt und mein Gruß hatte die Weihe einer religiösen Handlung innerhalb des Cultus der Schönheit. Die Dame erwiderte meine Huldigung, zwar, wie es mir schien, ein wenig verwundert, aber doch ungezwungen und freundlich genug, um das Verlangen nach einem zweiten Blicke aus ihren schönen Augen, mächtig in mir zu entzünden. Während sie hinter einem Bousquet verschwand, schlug ich heimlich einen Seitenpfad ein und kreuzte bald darauf zum zweitenmal ihren Weg. Aber diesmal war es ein vorwurfsvoller, zürnender Blick, der mich niederschmetternd, wie ein Blitz aus blauem Himmel, traf. Ich hatte nicht einmal den Muth, um Vergebung zu bitten, beschämt blieb ich stehen, während sie ihren Weg zwischen würzigen Geranien fortsetzte. Insolenter Narr! murmelte ich und ließ mich ärgerlich und in der lebensmüdesten Stimmung von der Welt in einen nahestehenden Gartenstuhl nieder, der von stark duftendem Flieder überhangen war. — — — —

Die Dame verfolgte sorglos ihren Weg, ohne zu ahnen, daß ich jeden ihrer Schritte belau're, daß mich ihre reizende Gestalt trotz ihres strengen Blickes mit Allgewalt fesselte und ich mit unerklärlicher Spannung ihre Bewegungen überwachte; wohin sie ihren Fuß setzte, ich war bei ihr, ich folgte ihr durch das endlose

Gewinde von Pfaden, über den heißen Sand, über den erfrischenden grünen Teppich, durch das Dunkel schweigender Tannen und den Duft üppiger Linden, die von summenden Bienen umschwärmt waren. Sie muß eine Touristin ersten Ranges sein, dachte ich, aber sie entkommt mir nicht. Eitle Prahlerei der Ohnmacht! Trotz aller Selbsttäuschung fühlte ich, wie eine unausstehliche Mattigkeit meine Kraft lähmte und ihre bleiernen Flügel über meine Glieder streckte. Immer unbestimmter und wie ein Phantom zerfließend ward die Erscheinung; aber ich raffte mich noch einmal auf, denn eine innere Stimme sagte mir, daß ich sie dennoch zwingen werde, Balsam auf die Wunde zu legen, welche sie mir mit ihrem zürnenden, verächtlichen Blicke geschlagen hatte. Sie stieg die steinernen Stufen hinab zu dem Sprudel und trank, ich folgte und trank aus demselben Glase; müde schleppte ich mich die Treppe wieder hinauf, dicht hinter ihr her und wir traten in die kühlen Hallen des Trinksaals, hier umwehte mich ein frisches Lüftchen und trocknete meine feuchte Stirn; eine günstige Stille herrschte ringsum, denn die Halle war verlassen wie die Promenaden, ich faßte Muth und eilte an ihre Seite, entschlossen sie anzureden, sie inständigst um Versöhnung zu bitten. Leise zupfte ich an ihrem Spitzenärmel und — die Seele zitterte mir noch, wenn ich an diesen seltsamen Moment denke — mit großartiger Ruhe drehte sie sich um, schritt auf einen nahen Divan zu, ließ sich nieder und winkte mir. Wenn es wirklich kleine Liebesteufel im Leibe gibt, die, wie Milton schildert, das Feuer unterm Herzen anblasen, daß die hellen Flammen aus den Augen schlagen,

so mag das blonde Fräulein meinen Zustand wohl durchschaut haben; sie fand es für gut, den gefährlichen Brand mit folgendem Glas Bitterwasser zu löschen:

„Mein Herr! dieses ermüdende Verfolgungsspiel bei 30 Grad Réaumur gehört offenbar nicht zu den Annehmlichkeiten, welche Sie im Bade suchen. Ich bin eine gefällige Natur und will es enden. Ich erspare gern den Leuten vergebliche Mühen."

So zweideutig auch diese Einleitung war, welche mit einer gewissen Feierlichkeit über ihre holden Lippen ging, so deutlich gaben doch ihre strengen kalten Blicke den niederschmetterndsten Commentar dazu. Sie fuhr mit derselben Ruhe fort:

„Im Kurgarten grüßten Sie mich und die Schicklichkeit forderte, daß ich Ihren Gruß erwiderte; — ich werde nie mehr so thöricht sein. Ich weiß, daß es Männer gibt, welche in grenzenloser Selbstüberschätzung sich einbilden, ein einziger freundlicher Blick sei die Aufforderung zu einem elenden Spiele der Willkür mit unsern heiligsten Gefühlen. Vernehmen Sie denn, daß Sie sich in dieser Beziehung in mir täuschen, daß ich Sie bitte, mir keinen Schritt weiter zu folgen, mich augenblicklich zu verlassen und mich nie mehr zu grüßen. Zeigen Sie sich des Vertrauens würdig, welches ich in Sie setzte, als ich Ihnen diese Unterredung gewährte und nun — leben Sie wohl!"

Das war denn noch mehr als zuviel, das war empörend; diese eiskalte Vernichtung, dieser lächelnde Hohn,

diese gründliche Verachtung! Das Blut kochte mir in den Adern.

„Mein Fräulein“ — stammelte ich, der Zunge kaum mächtig; aber sie ließ mich nicht zu Worten kommen.

„Wollen Sie meine Bitte erfüllen oder nicht?“

„Nicht eher als bis Sie mir verziehen haben.“

„Verzeihen? Pah!“

Und mit diesem fürchterlichen Pah! — die concentrirte nackte Verachtung — drehte sie mir den Rücken zu und schritt stolz von dannen. Ich hätte in diesem Augenblicke nichts dagegen gehabt, wenn fünfhundert Cometen auf einmal erschienen wären, um die ganze Erde in Staub zu sprengen; es war in der That ein jämmerliches Fiasko. Ich schleuderte meinen Hut wüthend zur Erde und trat darauf, und die schweren Tropfen rollten mir von der Stirn. Ruhiger geworden, formulirte ich eine feierliche Erklärung; ich wollte sie aufsuchen, sie mit Gewalt zwingen, mich anzuhören, aber beständig tönte mir dieses teuflische Pah! ins Ohr. Räche Dich denn, sagte ich zu mir selber, bekämpfe sie mit ihren Waffen, verfolge sie unausgesetzt mit deinem Hohn; wo sie eine Blöße bietet, senke deinen rächenden Stahl ohne Barmherzigkeit hinein, gib' sie der öffentlichen Bemitleidung preis! Mit diesem Entschluß rannte ich fort, gleichgültig wohin, Pläne schmiedend, im bloßen Kopfe und die Sonne sengte meinen Scheitel. Im Innersten meiner Seele regte sich zwar eine heimliche Reaction wider diese niedrigen Gefühle der Rache, denn immer tauchte ihr unaussprechlich liebliches Gesichtchen vor meinen Sinnen auf, und wohin ich blickte, aus dem Spiegel des Baches

zu meiner Linken, aus den Kelchen der schlafenden Blumen nickte sie mir freundlich zu, wie bei unserer ersten Begegnung; aber nein! ich blieb stark. Büßen soll sie, theuer die Schmach bezahlen, welche sie mir angethan!

Aufs Aeußerste ermattet von der planlosen Wanderung hatte ich endlich jenen Theil des Kurgartens erreicht, wo der Tempel des allein seligmachenden Glaubens an die Allmacht Baals aus grünem Laubgewinde sich erhebt; bewußtlos erstieg ich die Stufen und trat in den Salon, in der Absicht mich dort zu kühlen. Es herrschte da eine dumpfe Schwüle, die Rouleaux waren alle herabgelassen, kein Strahl der Sonne drang herein und die vier Croupiers saßen wie ägyptische Räthselbilder an dem grünen Tische. Ich war ihr einziger Gast. Mechanisch griff ich in die Tasche und warf eines meiner wenigen Goldstücke auf das Tuch. Die Kugel klapperte — das einzige Geräusch, welches die beklemmende Todtenstille unterbrach — und eine Krücke setzte sich in Bewegung und schob mir eine Anzahl Goldstücke zu. Eine höllische Lust wandelte mich an, die eine Aufregung in der andern zu ersticken, zugleich aber beschäftigte mich der Gedanke auf diesem Wege eine bedeutende Summe Geldes zu erwerben, um damit einen ausgesuchten eclatanten Plan der Rache ins Werk zu setzen. Mit steigendem Eifer bepflasterte ich den Teppich, entschlossen Alles zu verlieren oder Viel zu gewinnen. In rasender Eile flog die Kugel, gingen die Krücken auf und ab und nur der Klang des Goldes begleitete dieses stumme Spiel. So tollkühn ich setzte, das Glück erwies sich zu dieser Stunde nicht als die treulose Dirne, welche mich sonst

so oft am grünen Tische genarrt; der Haufen blanken Goldes vor mir mehrte sich beträchtlich mit jedem Satze. Endlich erhob ich mich, sistirte das Spiel, ließ mir meine Baarschaft von dem Banquier in Wechsel umsetzen und von den vier Steinbildern mit finstern Blicken verfolgt, ging ich hinaus, um mein Hôtel aufzusuchen. Und nun allein mit mir und Herr meiner Sinne legte ich mir die Waffen zu dem bevorstehenden Kampfe zurecht; ich hatte das wirksamste Mittel in der Tasche, um dem blonden Fräulein Stein auf Stein in den Weg zu wälzen, um sie mit tausend kleinen Chicanen zu verfolgen, ihren Stolz zu beugen; im Zimmer auf und abgehend, ließ ich die detaillirtesten Pläne vor meinem Geiste Revue passiren; aber keiner war mir pikant und schlagend genug. Gebe mir der Himmel einen guten Einfall, sagte ich zu mir selber und öffnete ein Fenster, um frische Luft zu schöpfen. Eine angenehmere Ueberraschung als mir jetzt bereitet ward, konnte es für mich nicht geben: ich erblickte nämlich vis-à-vis das blonde Fräulein an einem offenen Fenster. Sie bewohnte also ein Zimmer desselben Hôtels und wie das meine mit der Aussicht auf den Hof; das paßte vortrefflich in meinen Plan, und ich beschloß auch, sobald sich die Gelegenheit biete, den kleinen Krieg zu eröffnen. Sie saß, den Kopf in die Hand gestützt, unbeweglich die Augen geschlossen, allem Anscheine nach schlafend. In dem Anblick meiner schönen und doch so hartherzigen Nachbarin versunken, hätte ich beinahe meine neue Lebensaufgabe vergessen, als mich der hereintretende Kellner zu guter Zeit aus meinen Träumen störte. Er legte eine Karte zum bal paré auf den Tisch und wollte

sich wieder entfernen; ich hielt ihn zurück und führte ihn an das Fenster.

„Wer ist die Dame da drüben?“ fragte ich.

Er nannte mir den Namen einer bekannten dramatischen Künstlerin.

„Befindet Sie sich schon lange hier?“

„Drei Wochen.“

„Und Sie versäumt niemals den **bal paré**?“

„Niemals.“

„Auch heute nicht?“

„Sehen Sie denn die weiße Crinoline nicht auf dem Bette ausgebreitet liegen?“

Nicht blos eine Crinoline, sondern ein completter Ballstaat lag auf dem Bette, und sie besuchte regelmäßig den Ball, war eine leidenschaftliche Tänzerin, biß sich lieber den kleinen Finger ab, als daß sie nur einmal dem Vergnügen, zu walzen, geistreich zu plaudern und vor allen Dingen zu glänzen, entsagt hätte. Ei! Das waren prächtige Entdeckungen und es kam mir wohl ein vernünftiger Gedanke.

„Kannst Du verschwiegen sein?“ fragte ich den Kellner.

„Wie das Grab.“

„Gut, Du sollst mir bei einem gewissen Experiment behülflich sein, welches ich mit dieser Dame vornehmen werde.“

„Experiment,“ sagte der Bursche und starrte mich entsetzt an, „Sie wollen doch nichts gegen das Renommée des Hauses unternehmen?“

Ich zog statt aller Antwort einen Wechsel à 200 Gulden aus der Tasche, warf ihn auf den Tisch und deutete dem

Garçon pantomimisch an, daß er ihm gehöre; er sah bald auf das Papier, bald auf mich, faltete es kopfschüttelnd zusammen und sich plötzlich verbeugend, flüsterte er, bei völlig verändertem Gesicht.

„Wann befehlen Euer Gnaden?“

„Jetzt gleich!“ versetzte ich, „gehe mir auf den Zehen voran nach dem Zimmer der blonden Dame.“

Wir schlichen durch einen dunkeln Corridor, eine Treppe hinauf, eine andere hinab und befanden uns bald vor der Thür meines Opfers.

Es war Alles still in dem Hôtel, und als ich das Auge an das Schlüsselloch legte, konnte ich mich überzeugen, daß auch die Dame noch schlief. Sie lag in einem Wiegestuhl, den Kopf in die eine Hand gestützt, in der andern ein Buch nachlässig auf dem Schooße; sie war im reizendsten Negligée, die Füßchen übereinander geschlagen, und ein harmloses Lächeln spielte um ihre Lippen. Ich hätte mit so viel Schönheit und Unschuld Erbarmen haben sollen, aber sie hatte mich zu tief gekränkt. Diese blendenden Zähnchen waren die einer Schlange. Diese rothen Lippen sprachen jenes teuflische, niederdonnende Pah! aus, und ist auch Vergebung süß, so ist doch die Rache unter Umständen noch zehnmal süßer.

„Nun mein Herr?“ zischelte der Kellner, als er glaubte, daß ich mich nun satt gesehen habe, „was befehlen Sie?“

„Du ziehst Deine Schuhe aus, schleichst Dich wie eine Katze in das Zimmer, nimmst die Crinoline, die Spitzen, den Kranz, Handschuhe, Strümpfe, Tanzschuhe,

kurz was dazu gehört, und folgst mir damit vorsichtig auf mein Zimmer."

„Ein Diebstahl, mein Herr," wendete der Bursche zuckend ein, „ich glaubte — ein galanter Spaß, aber ein Diebstahl, bedenken Sie, das geht gegen das Renommée unseres Hauses."

Rasch griff ich in die Tasche und ließ einen zweiten Wechsel à 200 Gulden auf den Boden fallen. Im nächsten Augenblick schlich sich der Bursche an die Thür, öffnete sie leise, kroch ohne das mindeste Geräusch hinein und nach Verlauf einiger Minuten kam er zurück, beladen mit Kleidern, Spitzen, Blumen, Fläschchen und Kämmen; er hatte vollständig ausgeräumt, die ganze Toilette zum bal paré war in meinem Besitz aufs Zimmer gebracht. Das tiefste Schweigen befehlend, entließ ich den verschmitzten Jungen und rieb mir zufrieden die Hände. Nun sollst Du zappeln, mein blondes Vögelchen, und piepsen und flehen und Dich beugen sollst Du und thust Du es nicht, so folgen andere Chicanen, ich will nicht ruhen, ich will Dich umschwärmen wie eine Hornisse, Du sollst mir das Pah bezahlen.

Ich machte mich nun daran, das Ballkleid in mein offenes Fenster zu hängen und den übrigen Putz auf einen Stuhl zur Schau auszubreiten; als dies geschehen war, zündete ich mir eine Cigarre an und setzte mich, behaglich rauchend, neben meinen wunderlichen Raub. Es dauerte nicht lange, so erhob meine schlafende Nachbarin, welche ich scharf beobachtete, den Kopf, gähnte sehr ungenirt, legte das Buch bei Seite und schickte sich an, den Wiegestuhl zu verlassen, als irgend ein schreckliches

Etwas sie anzuwurzeln, in Stein zu verwandeln schien. Sie hatte sich im Zimmer umgesehen und die Augen gerieben und noch einmal umgesehen. Dann sprang sie wie electrisirt auf, verschwand in ein Nebenzimmer, und erschien im Nu wieder. Sie sah hinunter in den Hof und endlich herüber nach meinem Fenster. Ich hatte mich hinter die Crinoline versteckt und ergötzte mich an dem erbaulichsten Spiele der Mimik. Hier, wo sie sich ohne Publikum wußte, war sie die Künstlerin in der Schule der Natur; ihre Rathlosigkeit, als sie in den Hof hinabsah, ging in jähes Erstaunen über, sobald sie ihre Crinoline in meinem Zimmer erblickte. O, das hätte einen Psychologen hingerissen; die lieblichste Veränderung malte sich in ihren Zügen und ein räthselhaftes Lächeln beschloß die Solo-Vorstellung, welche sie mir gegeben hatte. Jetzt ertönte eine Klingel und ich eilte sofort an die Treppe, um den von ihr befohlenen Kellner abzufangen.

„Führe die Dame nur hierher und sage ihr, das Zimmer sei leer," flüsterte ich ihm zu und eine dritte Note à 200 Gulden verschwand dabei in seine Tasche. Der Kerl war binnen einer halben Stunde fast ein wohlhabender Mann geworden. Bald darauf öffnete sich meine Thür und die Blondine trat herein. Sobald sie mich erblickte, überflog eine dunkle Zornesröthe ihre Wangen — es war ein Anblick für Götter. Einen Augenblick standen wir uns sprachlos gegenüber, ich vollkommen Herr des Feldes und meiner Dispositionen, und sie im erbaulichsten Kampfe mit ihrer Entrüstung.

„Mein Herr! mein Herr!" brach endlich der kleine Vulkan los, „was, im Namen des Himmels wagen Sie?

Diese Verfolgung auf der Promenade und dieser unerhörte Streich!. Ich werde Sie dem Gerichte anzeigen."

„Sämmtliche Gerichte im Umkreise von zehn Stunden sind von mir bestochen," versetzte ich ruhig.

„Ich werde Sie der öffentlichen Verachtung der ganzen Badewelt preisgeben," fuhr sie fort.

„Ich bin der reichste Mann in Nauheim. Man wird mich nicht verachten."

Sie warf mir einen wüthenden Blick zu und that einen Schritt gegen ihre Crinoline.

„Nicht doch, mein Fräulein," bemerkte ich, sie sanft abwehrend, „der Flitter kostet mir schon 600 Gulden."

„Wie? Sie könnten es wagen, mir die Sachen vorzuenthalten?"

„Gewiß, mein schönes Fräulein. Ich gebe sie nur unter einer Bedingung frei, und diese ist: ein Versöhnungskuß."

Sie eilte zur Thür; — der verschmitzte Garçon hatte sie aus eigenem Interesse verschlossen. Da ich es mit einer Künstlerin zu thun hatte und daher mit Grund eine eclatante Ohnmacht besorgte, so öffnete ich und sagte hinaustretend:

„Mein Fräulein, es bedarf hoffentlich meines Ehrenwortes nicht, um Ihnen jede Besorgniß vor einer ernstlichen Kränkung zu nehmen. Befehlen Sie und ich gehe, aber ich schließe hinter mir zu und setze mich vor die Thür. Oder gehen Sie, dann behalte ich Ihren Staat. Beides führt also zu nichts. Erlauben Sie mir, daß ich Sie überhaupt über unsere Situation aufkläre. Das ganze Gesinde des Hôtels, der Wirth an der Spitze,

steht in meinem Solde. Schreien Sie, man hört Sie nicht; wenden Sie sich, an wen Sie wollen, man wird stumm die Achseln zucken. Suchen Sie auswärts Hülfe, bewaffnete meinetwegen, ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, vertheidige diesen kostbaren Raub mit meinem Leben und — was aber die Hauptsache ist, Sie versäumen den bal paré. Ich empfehle Ihnen ferner, sich nicht zum Tagesgespräch zu machen. An einem Orte, auf dem die Langweile so schwer liegt, ist nichts willkommener, als solch ein ergötzlicher Stoff für den Theeklatsch. Man wird über Sie lachen. Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, setzen Sie sich nicht den Spötteleien der gebildeten Welt aus. Ich beschwöre Sie auf den Knieen — den Versöhnungskuß! und in einer Sekunde ist der ganze Putz wieder auf Ihrem Zimmer."

Diese Rede, von einem Kniefall begleitet, hatte einige Wirkung; meine Gefangene war ruhiger geworden und es schien mir sogar, als sei sie bemüht, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Mein Herr," sagte sie nach einer Pause, bedeutend milder gestimmt, „fürchten Sie meine Rache nicht?"

„Nein!"

Sie schlug die Arme unter, warf den Kopf zurück und majestätisch wie eine Zenobia, welche den Untergang Roms beschließt, spielte sie ihren letzten Trumpf aus:

„Vernehmen Sie denn, mein Herr, daß ich Künstlerin bin, dramatische Künstlerin."

„Um so schmerzlicher wird man Sie auf dem Balle vermissen, der in einer halben Stunde beginnt," versetzte ich mit eiserner Ruhe.

„Die gesammte männliche Bevölkerung unserer Residenz ist bereit, für mich einzustehen," fuhr sie großartig fort.

„Ich nehme mir die Freiheit, das nicht zu glauben, da mir die Bewohner Ihrer Residenz als gesetzte Leute bekannt sind, die nicht so leichtsinnig in den Tod gehen."

„Ich spiele das Fach der Judith, die den Holofernes tödtete, und der Delila, die den Simson erlegte."

Sie nannte noch einige andere berühmte Judenfrauen, aber ich hatte eine Spieldose aufgezogen und hörte gleichgültig auf das melancholische Zinken-Geheul.

„Wenn ich Ihnen ferner bemerke," fuhr sie unbeirrt fort, „daß ich beinahe die Klytemnästra gespielt hätte, welche sich selbst ersticht, so werden Sie begreifen, daß auch ich einige Uebung im Stechen habe."

„Wie lange wollen Sie noch phantasiren, mein theures Fräulein?" warf ich ein, „die Zeit verrinnt und Sie kommen nicht an die Toilette. Zudem sehen Sie mich auf Alles gefaßt. Lassen Sie mich im Schlafe tödten, erdolchen, vergiften, ich werde sterben, indem ich tief bereue, Sie erzürnt zu haben; aber für die Wunde, welche Sie mir geschlagen, fordere ich Balsam. Ich bin so entschlossen, wie Sie es waren, als Sie mich in der Trinkhalle mit jenem herzlosen Pah! niederdonnerten."

In diesem Augenblick rollte eine Chaise in den Hof und das blonde Fräulein sprang an's Fenster und stampfte ganz allerliebst mit dem Fuße.

„Da sehen Sie," brach sie von Neuem los, fast weinerlich, „wohin mich Ihr toller Streich führt, jetzt kommt meine Freundin Charlotte, um mich zum Balle

abzuholen. Wenn Sie mich und meine Kleider in Ihrem Zimmer findet, bin ich verloren, denn, daß Sie es wissen, sie ist Bühnendichterin und stündlich auf der Jagd nach pikanten Situationen."

„So ist denn die Gefahr auf's Höchste gestiegen, mein werthes Fräulein," erwiderte ich, „und Sie müssen sich entscheiden. Nun?"

„Schwören Sie mir Discretion!"

„Ewiges Geheimniß," war meine Antwort und — ein Kuß endete diese seltsame Unterredung, daß mir Mark und Bein erschütterte, denn — Trommeln und Trompeten begleiteten meinen Triumph und der bekannte Neumann'sche Sprudel-Galopp rauschte sprudelnd nach.

Ich sprang erschreckt auf und rieb mir die Augen — da saß ich mitten im Kurgarten, von einer zahlreichen vornehmen Gesellschaft umgeben, die sich zu dem eben begonnenen Concerte eingefunden hatte, da saß ich auf demselben Gartenstuhle, wo mich zuerst der strafende Blick jener Dame traf, als ich es wagte, keck zum zweiten Male ihren Weg zu kreuzen, da saß ich unter dem duftenden Flieder und ringsum begegneten meinen schlaftrunkenen Augen lächelnde Gesichter. Ich hatte mich in der Mittagshitze so roth geschlafen wie ein Puderhahn, und den Roman vom Boden aufnehmend, zog ich mich verlegen hinter ein Bousquet zurück. Aber aus der Scylla war ich in die Charybdis gerathen, denn gerade hier, dicht vor mir, saß das blonde Fräulein in einer glänzenden Damen-Gesellschaft beim Kaffee. Ich zog hastig, glaube wohl mit beiden Händen, meinen Hut und

sie erhob sich leicht und nickte und zeigte ihre weißen Zähnchen, von rothen Sammetlippen eingefaßt. Erst als ich das verwünschte Terrain hinter mir hatte, wagte ich es, mich umzusehen. „Und diese holden Lippen hast Du geküßt,“ sagte ich zu mir selber, „ach! welch’ ein unschätzbares Glück!“

Valon.*)

Nahe an der Grenze zwischen Hessen und Waldeck, von dunkeln, waldigen Hügeln eingeschlossen, liegt eine alte französische Colonie, welche von flüchtigen Hugenotten im Beginn des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde. Wenig berührt vom Verkehr im Lande, von einem reichen Boden umgeben, der schlecht bestellt ist, von fetten Weiden, die verlassen sind, still und öde, ohne Kirche und Schulhaus, machte sonst die Colonie beim ersten Betreten den Eindruck, als müßten ihre Bewohner arm, träg und schmutzig sein, wie ihre kleinen unansehnlichen Häuser; aber man brauchte nur einen dieser fränzösischen Bauern gesehen zu haben, wie er stolz und selbstbewußt vorüberschritt, mit größerer Sorgfalt gekleidet, als man auf dem Lande gewohnt ist, mit seinem wohlgepflegten Barte und seinem trotzigen Blick, um von jenem Eindruck alsbald befreit zu sein. — Die Colonisten waren die abgefeimtesten Wilderer in der weiten waldigen Gegend und das Justizamt des Kreises

*) Aus dem Kasseler Wochenblatt. Jahrgang 1859.

hatte mit diesen schlauen verwegenen Burschen, die nach der Reihe in die Gefängnisse wanderten und immer wieder von Neuem ertappt wurden, stets alle Hände voll zu thun.

Jetzt ist die Colonie von allen französischen Abkömmlingen gesäubert, man hört in den nahen Waldgründen Nachts keine Büchse mehr knallen und keine Forstlaufer und Gensd'armen dringen in die kleinen rauchigen Häuser, um nach geschossenem Wilde zu suchen.

Es sind wohl zwanzig Jahre her, als die letzte französische Familie auswanderte, die Familie Valon, welche bis zu ihren Urgroßvätern hinauf die Wilddieberei hantirt, den Acker verschmäht hatte und auf die arbeitsamen deutschen Ansiedler mit Verachtung herabsah. Die Jungen waren kaum fest auf den Beinen, so schlichen sie schon mit ihrem Vater in den Wald, um sich in seinem wilden Handwerk zu üben; bald gab ihnen das Gericht mit seinem harten Urtheilsspruch die bittere Weihe und dann war an eine Umkehr nicht mehr zu denken. In den letzten Jahren aber waren die „Franzosen," wie sie in der Gegend genannt wurden, obgleich sie von ihrer Muttersprache nur noch den scharfen Accent hatten, von vielem Unglück heimgesucht worden; ein ganzer Haushalt ging im Feuer zu Grunde und Valon und seine drei Söhne wurden in eine Untersuchung verwickelt, welche ihnen lange Haft bereitete. Ein junger Bauer, Reinhard Sander, war in einem Grunde nahe bei der Colonie erschossen worden und auf die „Franzosen" fiel schwerer Verdacht; sie wußten sich zwar frei zu lügen, allein die Zahl der Forstlaufer und Grenzwächter wurden nun so

sehr vermehrt, daß kein Busch, kein hohler Baum mehr sicher war. „Schampetist“ Valon trat eines Morgens vor das Kreisamt und erklärte, das Reisegeld, welches ihm schon oftmals angeboten war, wenn er mit seiner Familie auswandern wolle, anzunehmen und nach der neuen Welt zu gehen, wo ihm kein „Grünrock“ die Jagd verleiden würde. Mit seinem Weibe und zweien seiner Jungen verließ er bald darauf die Colonie.

Sein ältester Sohn Henri weigerte sich standhaft, ihm zu folgen. Er begleitete die Auswanderer bis zur Hauptstadt, dann wünschte er ihnen eine glückliche Fahrt, und zog allein in die Colonie wieder ein. Er hatte schon frühe das elterliche Haus verlassen und ein eigenes gegründet, eine Schmiede angelegt und das Handwerk so wacker betrieben, daß er bald aus der ganzen Gegend Arbeit bekam. Aber von Zeit zu Zeit erlosch das Feuer in der Esse, dann erwachte seine alte Leidenschaft wieder und er warf den Hammer weg und holte die Büchse aus dem Versteck, um in den Bergen umherzustreifen.

Es war ein Sonntag, als er, aus der Hauptstadt zurückkehrend, seine Schmiede wieder betrat. Die Colonie war fast ganz verlassen, denn im nächsten Dorfe gab es „Kirmeß;“ nur ein altes Weib, das den Kopf durch das Fenster steckte, als er durch die stille Straße schritt, grüßte ihn mit ihrer kreischenden Stimme, und vor seiner Schmiede auf einem Holzblock saß sein Nachbar Dingler, der ihn schon von ferne gewahrte und seine Verwunderung in lebhaften Gesten ausdrückte.

„Ei, ei, Valon, da seid Ihr wieder!“ rief er ihm

mit erzwungener Heiterkeit entgegen, „ich dachte schon, Ihr ließet Euch doch beschwatzen und ginget mit auf's Wasser. Wenn Unsereins das Geld vom Gericht kriegte, da wär' kein langes Besinnen; aber Ihr habt Euren eigenen Kopf. Na, nun seid Ihr der letzte Franzose in der Colonie; der erste seid Ihr immer gewesen, nun seid Ihr auch der letzte."

Valon legte seinen Rock ab und schwieg, während der Bauer in die Schmiede trat, sich auf den Ambos setzte und die Beine übereinanderschlagend fortfuhr:

„Freilich, wenn Eins nicht wäre! Es hat mir auch so gegangen, als ich noch ein junger Kerl war, und das muß Euch der Neid lassen — die Marie Erlenmüller ist ein Kernmädel; aber in einem Punkte hat es mir doch nicht so gegangen wie Euch, Valon, sonst säß ich nicht hier auf Eurem Ambos, sondern wär' ein Mann von hundert Hufen in der neuen Welt."

Valon, der an den Thürpfosten gelehnt auf das weite vom Abendroth übergossene Thal schaute, drehte sich ärgerlich um.

„Ihr sähet gern, daß ich fort wäre, dann wäret Ihr der einzige Schmied in der Colonie und hättet meine Arbeit, he?"

Dingler lachte laut, indem er seine Pfeife ausklopfte und den schmutzigen Tabacksbeutel hervorzog, um neu zu stopfen. Dann versetzte er im gemüthlichsten Tone:

„Ich Eure Arbeit, Valon? Ja, ja, gebt mir Eure Jahre, Eure Kraft und ich wollte einem Andern nicht im Wege sein, und wenn die Leute zehnmal besser von mir dächten, als sie von Euch denken."

Valon richtete sich aus seiner müden Haltung zornig auf und ballte die Faust.

„Ihr seid ein nichtsnutziger Schwätzer!“ rief er aus, „was denken denn die Leute von mir?“

„Nur nicht hitzig, Valon. Seht, kann ich etwas dafür, wenn Euch die Leute verläumden, weil sie glaubten, Ihr kämet doch nicht wieder? So sind die Menschen, kaum waret Ihr aus dem Neste, zischelten sie sich dies und das in die Ohren, und was war das Ende vom Lied?“ —

„Nun?“ —

„Nun, daß Ihr den Reinhard Sander doch abgethan hättet und der Strafe nun entginget.“

Die letzten Worte hatte ihm Valon, der ihn an der Kehle packte, herausgeschüttelt, dann fuhr er mit einem kräftigen Stoße zur Schmiede hinaus; aber Dingler schien diese unfreiwillige Aufhebung des Gastrechts nicht besonders übel zu nehmen, sondern griff nach seiner Pfeife, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Kopf unverletzt geblieben, setzte er sie ruhig wieder in Zug und sagte:

„Das ist Euer alter französischer Fehler, Valon, statt die Leute ausreden zu lassen, schmeißt ihr ihnen die Zähne ein. Das Beste kommt ja noch. Der alte Erlenmüller, der Euch doch nur zur Last gewesen wäre, wenn Euch die Marie mal genommen hätte, wird wohl diese Nacht sterben. Ich sage, wenn Euch die Marie mal genommen hätte, — ob? — das geht mich Nichts an.“ —

„Scheert Euch zum Teufel!“ schrie Valon ihm

wüthend zu, als er bei diesen Worten Miene machte, sogar die Schmiede wieder zu betreten, und die drohende Geberde, womit Jener seine Aufforderung begleitete, bestimmte den Schwätzer, Folge zu leisten.

„Nichts für ungut," sagte er zum Gehen sich wendend, „Ihr habt Euren hitzigen Tag wieder."

Dann fügte er für sich hinzu:

„Wenn doch den Sakermentskerl der Landbereiter holte, daß er in fünfzig Jahren nicht wieder käm, der Heimtücker, der Hallunke," und so trollte er sich brummend ab.

Es war schon ganz dunkel geworden, und der schöne sonnige Tag endete trüb und windig. In der Colonie, an deren äußerstem Ende die Schmiede lag, war Alles still und düster, und schweigend lag der Wald, welcher dieselbe einschließt. Die Tannen rauschten eintönig und über ihren Wipfeln sah man den weiten grauen Himmel und die Wolken zogen schwer und langsam vorüber. — Valon steckte einen Knickfänger in den Gürtel, drückte die Mütze tief in die Stirn und schloß seine Schmiede hinter sich ab. Aber statt wie gewöhnlich seinen Weg in die nahen Tannen zu nehmen, ging er rasch durch die lange und einzige Straße der Colonie und blieb vor einem ärmlichen Häuschen stehen, dessen trübe Fenster matt erleuchtet waren. Er stieg vorsichtig auf eine rohe Steinbank neben der Thür und versuchte in die Stube zu sehen.

„Bist Du wieder da?" ließ sich unter ihm eine Kinderstimme vernehmen. „Marie kannst Du nicht sprechen."

„Still, Henri," flüsterte Valon, indem er sich zu

dem Jungen hinabbeugte, der auf der Thürschwelle kauerte, „was thust Du auf dem kalten Stein, Rothkopf?“

„Marie hat mich aus der Stube gejagt,“ antwortete der Junge gleichgültig. Der Vater will ihr etwas sagen, und das soll ich nicht hören.“

Valon sprang von der Bank herab und blieb unschlüssig vor der Thür stehen. „Ist Dein Vater besser geworden?“ fragte er den Jungen nach einer Pause, und als der Kleine mit dem Kopfe schüttelte, nahm er ein kleines Beutelchen aus der Tasche, reichte es ihm hin und sagte leise: „Wenn Dich Deine Schwester wieder hineinruft, so gieb ihr das. Sie soll morgen in die Stadt gehen und Medicin kaufen, hörst Du?“ Und mit diesen Worten verschwand Valon im Dunkel der Nacht.

Es ist bei den Leuten in der Colonie eine ausgemachte Sache, daß Jemand im Dorf das Zeitliche segnet, wenn die Hunde heulen, wenn das Käuzchen schreit oder ein Bild von der Wand fällt; und dies Alles hatte sich zugetragen und der Erlenmüller lebte noch immer zur Verwunderung seiner Nachbarn, welche ihn manche Stunde in der Nacht kläglich stöhnen hörten. Hing er denn so fest am Leben, der kranke Mann, der so unsäglich arm war und von Niemanden zu scheiden hatte, von Niemanden, der ihn sonderlich liebte; hielt er so fest an einem Leben voller Trübsal und Entbehrung, das ihn wild und mürrisch gemacht gegen seine Nachbarn und seine eigene Familie? Brütend saß seine Frau in der Ecke der dunkeln engen Stube, und Heinrich hämmerte

gleichgültig draußen auf der Hausflur. Nur Marie, die älteste Tochter, saß dicht an seinem Bette und wachte und führte von Zeit zu Zeit ihre Schürze an die Augen, um sich eine Thräne abzuwischen. Es ist wahr, um Marie hätte der Alte noch leben mögen, sonst fesselte ihn nichts mehr an die Welt, die ihn von sich warf in dieser Stunde, wie man eine Scherbe wegwirft.

Marie beugte sich von Zeit zu Zeit über ihn hin, wenn sie sein Athmen nicht mehr hörte, aber es war als rüttle ihn ein böser Traum immer wieder aus dem letzten Schlafe auf, und wie seine Kräfte schwanden, so wuchs seine Unruhe.

„Marie," flüsterte er endlich, kaum noch Herr seiner Stimme, „Marie, mein Kind, höre mich, — es liegt mir Etwas wie Blei auf dem Herzen und ich — hätte gern — einen Pfarrer gehabt, aber es ist zu weit bis zum Kirchdorf. Es ist aus mit mir, ehe man die Hand umdreht."

„Vater, lieber Vater," hauchte Marie kaum vernehmlich, und ergriff seine schon starre Hand. „Du wirst wieder aufkommen und kannst Alles gut machen."

„O dies nicht, dies eine nicht, mein Kind, — ich kann gestohlenes Gut zurückgeben, — läßt sich ein falscher Eid ungeschworen machen? Sieh, das ist's, einen falschen Eid hab' ich geschworen, und in diesem meinem letzten Jahre."

Marie richtete sich auf und ihre Blicke hingen starr an den Lippen des Sterbenden. Sie kannte diesen Schwur recht gut, ihr Vater war nur einmal vor Gericht gewesen und in einer unseligen Sache, die noch immer die

Colonie beschäftigte, und an welcher auch Mariens Herz einen traurigen Antheil hatte.

„Ich habe diesen Eid geschworen,“ fuhr der sterbende Erlenmüller schwer athmend fort, „mir haben die Richter nie etwas Gutes erwiesen, sollte ich Valon in ihre Hände liefern, der uns mit Wohlthaten überhäufte, sollte ich den an den Galgen bringen, der uns das Leben gefristet. Ja, an den Galgen! Marie, denn er ist es, welcher Sanders Reinhard drüben am Hasselberge erschoß.“

„Ewiger Gott!“ flüsterte Marie und verhüllte ihr Gesicht mit beiden Händen, „so ist's doch wahr, was alle Leute sagten und Du, Du hast es abgeschworen, Du, Vater, und wußtest doch, welches Unglück diese That über mich, über uns Alle gebracht hat.“

„Sie war geschehen Kind,“ versetzte der Kranke, „und ich nur konnte Valon retten, ich schwur, daß er in unsrer Mühle in jener Nacht geschlafen; aber er kam und holte mich heraus und wir gingen an den Hasselberg und schleppten den todten Reinhard wohl eine Stunde weit in's Waldeckische, und legten die Büchse neben ihn hin. Er war ein Wilderer, wie der Valon ist, und Jeder erzählte eine andere Weise, wie er umgekommen. Nur die Mutter, die alte Hexe, verklagte den Valon und ich hab' für ihn den Eid gethan im Namen Gottes, der mir verzeihen möge.“

Das Geständniß hatte den Sterbenden ruhiger gemacht und er athmete leichter, aber dem Mädchen war zu Muthe, als wollte ihr der Kopf zerspringen und die heißen Thränen rollten ihr über das Gesicht. Reinhard,

der bravste Bursche im ganzen Dorf, war ihr Liebster gewesen, und sie hatten sich fest und treu die Ehe versprochen und Valon, seinem Mörder, an dessen Unschuld sie nach ihres Vaters feierlichem Eide geglaubt, hatte sie bis auf diesen Tag all' die Liebe erwiesen, um die er vormals vergeblich sich abgemüht. Peinigende Gefühle stürmten in diesem Augenblick auf ihr Herz ein. Sie sah den armen Reinhard leibhaftig vor sich, wie er im Gefangenhause auf der Pritsche ausgestreckt lag im weißen Laken, die Stirn durchbohrt von der Kugel des Mörders, sie gedachte des letzten Augenblicks, wo er von ihr Abschied nahm, um Nachts auf den Anstand zu gehen und für den Sonntag ein Reh für sie zu schießen, und wie statt seiner Valon in die Stube trat und sie wild umfaßte und schwur, daß sie nicht verlassen sein solle, so lange er lebe. Das ging Alles vor ihrem Geiste vorüber, wirr und dunkel, und die Sinne schwanden ihr fast.

Als es hinter dem Bettvorhang ganz still geworden war, erhob sich die taube Müllerin aus dem Lehnstuhle, nahm das Fettlicht und trat ans Bett, hielt es über das Kissen und ohne eine Miene zu verziehen, erwies sie ihrem Manne den letzten Liebesdienst und drückte ihm die Augen zu. Dann faßte sie den Jungen bei der Hand und sagte:

„Der Vater ist todt."

Sie ging in den Keller hinab, schritt an einigen alten Töpfen vorüber, die spärliche Wintervorräthe enthielten und berührte sie mit der Hand, das Apfelgerüst, ein Kohlfaß, Alles wurde angerüttelt, um die Seele

des Verstorbenen gänzlich vom Hause zu trennen. Oder glaubte sie, böse Geister lauerten in den Töpfen, um die fliehende Seele, wenn sie im Hause noch verweile, zu haschen, oder wollte sie auch den Töpfen und Fässern den Todesfall verkünden? Als dies seltsame Geschäft beendet war, kehrte sie in die Stube zurück und setzte sich in ihren Lehnstuhl, um zu schlafen. Der Junge aber lief in's Feld und scheuchte lustig die Vögel auf, denn der Morgen brach an und die Sonne warf ihre ersten langen Strahlen über die grünen Fluren.

Auf dem Lande und namentlich in der Colonie, welche der Schauplatz dieser Begebenheit ist, macht man aus einem Leichenbegängniß kein großes Schaugepränge. Die „Franzosen" begruben ihre Todten und die Deutschen die ihrigen, und man holte dazu nur den Pastor aus dem nächsten Kirchdorfe. Der war denn auch erschienen, um dem Erlenmüller das letzte Geleit zu geben. Das Begräbniß ging sehr einfach von Statten; Niemand sah dem Sarge nach, den die Gemeinde bezahlt hatte und den vier Nachbarn trugen. Voran schritten der Pfarrer und der Kirchendiener unter rothen baumwollenen Schirmen, dann folgte die gleichgültige Frau mit dem ungeduldigen Jungen, dem der langsame Schritt wenig zusagte und endlich — Valon, der Wilderer. Er schritt in gemessener Entfernung hinter dem Zuge her, wie er sich immer absonderte, gleichsam als gehöre er nicht in diese Gesellschaft. Und so war er auch äußerlich; — der schlanke, kräftige Bursche, dessen französische Abstammung noch deutlich in seinem gebräunten Gesicht zu lesen war, sah einem Bauern nicht ähnlich, obgleich er die braunen

Gamaschen, die gelbe lederne Hose und die kurze blaue Jacke trug, wie sie die Leute an der Diemel Sonntags tragen; sein dichtes, glänzend schwarzes Haar, die starke Nase, der über die Lippen hängende Schnurrbart und vor Allem seine unheimlich glühenden Augen zeichneten ihn merkwürdig aus. Und auch das kecke Selbstbewußtsein in seiner Haltung, und die Kraft und Entschiedenheit in seinen Bewegungen waren den abgestammten Bauern dieses Landstriches niemals eigen.

Der Leichenzug langte am Grabe an und während der Sarg hinabgelassen wurde und der Pfarrer das Vater Unser sprach, lehnte Valon an den Pfahlzaun, seine linke, ein wenig verstümmelte Hand wie gewöhnlich zwischen dem Gürtel eingeklemmt und das Haupt entblößt, obgleich der Regen in Strömen goß und sein Gesicht peitschte. Bald war das Geschäft abgethan, Jeder warf eine Scholle hinab und dann bestieg der Pfarrer seinen Wagen, der an der Pforte schon bereit stand, und die Erlenmüllerin mit dem Buben ging schweigend heim.

„Geht Ihr mit uns, Henner, rief der Knabe lustig dem noch träumend dastehenden Valon entgegen.

Er nickte und ging mit.

Marie war nicht mitgewesen, weil sie sich unmächtig fühlte zu gehen. Sie saß in derselben Ecke am Bett und hatte ein Kissen über die Stuhllehne gelegt, um ihren Kopf, schwer von trüben Gedanken, darauf zu ruhen. Als die Thür knarrte und Valon, welcher seit des Vaters Tode das Haus noch nicht betreten, herein kam und an der Thür stehen blieb, richtete sie sich auf

wie von einer Schlange gestochen und wies gebieterisch nach der Thür.

„Bleibt nicht hier," bat sie mit zitternder Stimme, „bleibt heute nicht hier, Valon, sonst muß ich fort gehen, ich kann nicht bei Euch sein, Gott ist mein Zeuge."

Valon ließ sich auf einen Stuhl nieder und legte seinen Hut auf's Bett.

„Marie," sagte er mit erkämpfter Ruhe, ich kam um Dich zu trösten. Ich meine es gut mit Dir. Viel Redens mache ich nicht, aber Du mußt endlich glauben, daß ich nur Dir zu Gefallen lebe."

Wenn Henri zu Marien sprach, hatte sein Ton etwas sanftes, gedrücktes; jedes verletzende Wort aus dem Munde eines Andern brachte ihn in Wuth, dem Mädchen gegenüber war er zahm wie ein Lamm. Er schien zu wissen, daß er trotzdem eine unerklärliche Gewalt über sie habe und in der That, wenn er sie so ernst und beharrlich ansah, hielt sie seinen Blick nicht aus und es war, als erstarre ihr das Blut in den Adern und sie fühlte sich machtlos zu schelten oder ihm zu widerstehen. Sie fürchtete sich vor ihm von seiner ersten Werbung an. Die Gewißheit, daß er der Mörder ihres Geliebten war, hatte dieses Gefühl nicht in Haß verwandelt, aber so sehr gesteigert, daß sie zitterte, wenn seine Hand die ihrige berührte.

„Marie," fuhr er fort, als das Mädchen schwieg, „Du bist jetzt verlassen, Deine Mutter ist taub und hat ein Herz von Stein. Eure Mühle ist dem Einsturz nahe; ich weiß Du bist ein fleißiges und geschicktes Mädchen und kannst Dich ernähren, aber wenn Du mir folgen wolltest in

mein Haus, wenn Du nehmen wolltest, was ich besitze und mich dazu, der nichts anderes will, als Deine Ruhe, Deine Zufriedenheit, Dein Glück."

„Henri! Mein Glück?" unterbrach ihn Marie hastig, „Du, mein Glück! Böses hast Du über uns gebracht, das nicht wieder gut zu machen ist. Um Deinetwillen ging mein Vater in schweren Sünden aus der Welt und Du — Du Valon warst es, der Sanders Reinhard erschoß."

„Ha! hat er geschwatzt, die Memme," schrie Valon, indem er wild aufsprang, „hat er gebeichtet? So mach Dich auf und lauf ins Gericht. Dann kann ich Dir nicht mehr lästig sein."

Marie war aufgestanden und hielt sich an der Stuhllehne fest; es wurde ihr angst und bang.

„Sei ruhig, Valon, ich will Dich nicht verrathen, gewiß nicht, aber — ich — ich kann niemals Dein Weib werden."

Das sagte sie so bestimmt und gefaßt, daß Valon seinen Hut ergriff und hinaus ging ohne noch ein Wort zu sagen. Und es wäre keinem Menschen zu wünschen gewesen ihm zu begegnen. Es brannte in ihm lichterloh, sein Auge war naß, Schmerz und Wuth hatten gleichen Antheil an den Thränen. Der Regen schlug sein heißes Gesicht und er hatte seine Freude daran, sich dem Sturme auszusetzen.

Als Valon hinaus war, sah Marie ihm nach. Er ging nicht wie ein Gebeugter, sondern trug das Haupt stolz und sein Schritt war trotzig. Sie sah ihm lange nach, bis er um die äußerste Ecke der Straße verschwand

und ihre Gedanken folgten ihm. Sie suchte vergeblich sich selber klar zu werden über ihre Empfindungen. Die Eigenschaften Valons, seine Kühnheit, sein Selbstvertrauen und die Beharrlichkeit, mit der er nun schon seit Jahren um sie warb, durch nichts zurückgeschreckt, hatte ihm zuletzt einen geheimen Platz in ihrem Herzen erworben, und das Bekenntniß ihres Vaters warf ihn nicht ganz wieder heraus.

„Er ist der Mörder Reinhards," so begann ihr Gedankengang und schloß: „Er hat die blutige That um Deinetwillen gethan!"

Die alte Erlenmüllerin sprach in einem Tage nicht so viel Worte als der Tag Stunden hat. Sie arbeitete im Felde wie ein Mann, und fern von den Andern, und da im Hause Marie alles besorgte, das Kochen, Kehren und Waschen, so hatte sie nichts zu thun als in dem alten Lehnstuhle zu sitzen und sich auszuruhen. Daß sie nicht in der Mühle wohnte, die eine halbe Stunde von der Colonie an der Diemel lag, hatte seinen Grund. Das Haus war so baufällig, daß man jede Stunde den Einsturz befürchten mußte und Arbeit gab's auch nicht mehr, da andere Müller, die Geld besaßen um bessere Maschinen zu bauen, schneller und billiger arbeiteten.

Die Alte, welche jeden Entschluß erst ankündigte, wenn sie schon zur That geschritten war, hatte während dieser ganzen Zeit und schon vom frühen Morgen an geräumt und Kleider und kleines Hausgeräth in einen Korb gepackt.

„Wir ziehen in die Mühle," sagte sie dann, „wir können nicht länger zur Miethe hier wohnen. Dem

kranken Mann war das Zimmer gut, obgleich er in der Mühle ebenso gut hätte sterben können, uns schaden die Löcher in der Wand nichts, wir sind gesund und müssen das Uebrige schon ertragen."

An demselben Tage schaffte sie die Sachen in die Mühle, und zog mit dem Jungen ein. Marie blieb in der Colonie und suchte bei der alten Sandern ein Unterkommen.

Dies war eine Frau eigener Art. Sie stand im Geruche der Hexerei und es machte ihr Vergnügen, für eine Hexe zu gelten und mit übernatürlichen Dingen sich beschäftigt zu glauben. Ihr Haus war Niemanden geöffnet als der Marie Erlenmüller, welche zu ihres Sohnes Lebzeit schon ein und ausgegangen war. Seit jener dunkeln That beschäftigte sie sich nur damit, den Mörder Reinhards, ihres Sohnes, auf ihre Weise zu ermitteln oder vielmehr die Beweise für die Schuld Valons zu vermehren, um ihn, trotz des Eides des alten Erlenmüllers, eines Tages vor aller Welt noch einmal anzuklagen.

In ihrem dunkeln Erdgeschoß saß sie und spann und las in alten Büchern. Ihr Gesicht war von beständigem Grübeln gefaltet; aber ihr Auge war lebhaft und glänzend. Sie saß bis spät in die Nacht und die Leute, welche vorübergingen, schlichen sich an das Fenster, um sie bei ihrem Oellichtchen zu betrachten und schlichen leise wieder davon und erzählten sich die wunderlichsten Dinge von ihrem Treiben. Sie bereitete auch wohl Kranken Tränke; wenn sie nichts halfen —, nun so waren sie im Voraus dem Tode geweiht gewesen. Das Volk in der Colonie

war abergläubisch und die Alte galt so viel wie der Bürgermeister.

Als die alte Erlenmüllerin ihre Mühle wieder betrat, klopfte Marie an die feuchte Thür der Hexe.

„Die Mutter ist in die Mühle gezogen,“ sagte sie, „ich mag nicht mit; die taube, launige Frau ärgert mich zu Tode mit ihrem Schweigen. Darf ich bei Euch bleiben?“

„Ei, sei willkommen Schatz,“ versetzte Jene, „ich habe einen Stuhl für Dich übrig und eine Stätte, wo Du Dein Bett machen kannst. Wir werden uns vertragen, denn — wir haben Beide ein gemeinsames Ziel. Du weist es.“

Diese letzten Worte sprach sie erregt, wie Alles was auf den Tod ihres Sohnes Bezug hatte, und sie sprach täglich davon.

Marie warf ihr Bündel auf die Erde und setzte sich auf den gebotenen Stuhl und legte die Hand in den Schooß. Das Mädchen war neben der Alten wie die Rose neben einem Pilz. Sie war eben so schön wie die Alte häßlich. Ihr blasses sanftes Gesicht, ihr offenes treues Auge und hier die harten Züge und der lauernde Blick. Marie trug sich reinlich und an Sonntagen fast vornehm. Was sie erübrigen konnte, verthat sie in Kleidern, sie gefiel sich in ihrem saubern grünen Rock und dem schwarzen Mieder und legte oft einen weißen Kragen an; auch ging sie nicht in Holzschuhen, wie die Mädchen in der Colonie und machte jeden Tag ihr Haar. Wie Alles an ihr sauber und reinlich, so steckte die Alte in Schmutz und Unordnung. Sie lüftete selten

die rauchige enge Stube — es war bei ihr so unbehaglich und trostlos, und dennoch suchte Marie bei ihr Trost.

„Also sie haben Dich ausgesetzt,“ fragte die Alte nach einer Pause.

„O nein, nein! Ich komme zu Euch, ich weiß selbst nicht warum! Was ich verzehre, werde ich redlich verdienen. Ihr wißt, der Forstlaufer will mich heirathen und er würde mich in der Mühle besuchen. Bei Euch bin ich sicher vor allen andringlichen Freiern. Ihr werdet sie wohl schon abweisen.“

„Auch Valon?“ warf die Alte finster ein.

„Sprecht doch nicht immer von dem, Mütterchen.“

„Nur von ihm, einzig und allein von ihm; gib wohl Acht, Kind, es wird sich Alles klar erweisen. Seine freche Stirn wird sich in Runzeln ziehen und seine Lippen werden welk, er wird verdorren an jedem Gliede. Gib Acht, Marie, ich werde ihn dennoch fangen. Sahst Du ihn? O, sprich nichts, er ist so stark und frisch wie immer, aber lange wird's nicht dauern, Kind.“ Dann fuhr sie leise und sich unheimlich über Marie beugend fort: „Die Fußspuren am Hasselberge hab' ich ausgeschnitten, sie hängen im Kamine und wie sie trocknen und in Staub verfliegen, wird er zusammenschrumpfen, oder er ist nicht der Mörder meines Sohnes.“

„Er ist's“ — fuhr Marie in furchtbarer Erregung auf und dann „o Gott!“ und sich fassend, wich sie dem durchbohrenden Blick der Alten aus und fügte hinzu, „ich glaube Euch, er ist's, und darum kann ich ihn nicht lieben, wie er sich auch bemüht. Ich schwöre Euch, ich kann's nicht.“

Die Alte hatte einen gar scharfen Blick und sah den Leuten bis in die Seele hinein. Die Aufregung, mit der Marie sprach, dieses „er ist's", so dem Innersten abgedrungen, sagten ihr genug.

„Dein Vater war ein guter und frommer Mann," begann sie nach einer Weile, „aber in unserer Sache hat er sich schlecht benommen. Ich möchte nicht aus der Welt gehen mit diesem Eide auf dem Gewissen."

„Gott wird ihm gnädig sein," hauchte Marie.

Sie hatte Valon zum zweitenmal verrathen.

„Ihm gnädig! dann giebt es keinen Rächer mehr für die ärgsten Sünden!" kreischte die Alte. „Ihm, dem verstockten, meineidigen Gotteslästerer gnädig, bring' Deine Mutter um, steck' Deines Nachbars Haus in Brand und stiehl den Kelch vom Altare der Kirche — Gott ist gnädig, was thut's?"

„Mutter, Mutter, er hat bereut und wer aufrichtig bereut, wird der Gnade theilhaftig."

Die Alte richtete sich von ihrem Stuhle auf, schritt auf Marie zu, legte die Hand auf ihren Arm und richtete ihren scharfen Blick auf sie.

„Valon hat meinen Reinhard erschossen, he! Der Vater hat's gestanden?"

„Er hat's gesagt," erwiderte das unglückliche Mädchen zitternd, „Nachts ist er in die Mühle gekommen und sie haben Beide den Leichnam in's Waldeck'sche geschleppt, und nachher hat mein Vater geschworen, Valon sei die Nacht in seiner Mühle gewesen."

Die Alte schlang jedes dieser Worte ein; mit halb offenem Munde, den Kopf vorgebeugt, hörte sie das

Geständniß, welches mit bebender Stimme gemacht wurde. Kaum aber war es über die Lippen, als Marie zusammenschreckte; der Kopf schwindelte ihr bei dem Gedanken, Valon an die Gerichte verrathen zu haben.

„Um's Himmelswillen, Mutter!" rief sie aus, „laßt Alles vergeben und vergessen sein."

„Dem Mörder meines Sohnes vergeben!"

„Wenn Ihr mich nicht verderben wollt, Mutter, so bewahrt das Geheimniß vor dem Bürgermeister."

„Was geht mich der Bürgermeister an. Ich verspreche Dir, Kind, ich will ihn an den nicht verrathen."

Die Besorgniß, mit welcher Marie für Valon bat, die Hast, mit der sie sprach, verriethen mehr als bloße Theilnahme. Die Augen der Alten funkelten, sie sprach nicht weiter. Das Geständniß gleich dem Gericht anzeigen, lag ihr in der That auch fern; aber es zu einem Schauspiel benutzen, bei welchem sie die Rolle der übermächtigen Vergelterin spielte, das war ihr Plan. Sie liebte es theatralisch zu sein, und wie sie ihre Tränke mit dunkeln Lehren und Faxen begleitete, so gedachte sie auch die Sache zu einer Comödie zu benutzen.

Marie hatte seit diesem Abend keine Ruhe mehr. Sie wagte sich von ihren Gefühlen keine Rechenschaft abzulegen. Der Gedanke, daß die hartherzige Alte den Valon verderben werde, kam ihr nicht mehr aus dem Kopfe, und wenn sie einen Amtsboten im Dorfe sah, schlug ihr Herz, als wollte es springen. Sie sann auf Mittel, ihn zu retten, sie hätte so gern das unüberlegte Geständniß zurückgenommen, es war zu spät; sie hätte ihn gern von Allem benachrichtigt, daß er fliehe, es war ihr unmöglich;

die Alte hatte sie mit ihrem Zauber umstrickt. Valon ging jeden Tag an dem Fenster vorbei, hinter welchem Marie saß und arbeitete; einmal, als die Alte nicht zu Hause war, trat er schüchtern heran und Marie öffnete das Fenster.

„In diesem kalten, dunkeln Loche verbringst Du Dein schönes Leben,“ sagte er, „und könntest bei mir wie eine Dame aus der Stadt leben. Weißt Du schon, Marie, ich habe das große Zimmer über der Tenne tapeziren lassen und der Wein ist jetzt bis über die Fenster hoch gewachsen. Und einen drolligen Vogel hab' ich, einen Kernbeißer, der sich zum Spaß am Schnabel aufhängt. Weißt Du auch, daß neulich der Landbereiter bei mir war?“

„Der Landbereiter!“ fuhr Marie erschreckt auf und starrte Valon an.

„Er und zwei Gendarmen. Haha! Ich sollte mit einer Büchse gesehen sein und sie wollten das Haus durchsuchen. Der Wildpretgeruch zog ihnen in die Nase und ich hatte auch noch ein Rohviertel liegen, aber sie warfen alles durcheinander und kehrten das Haus um und fanden's nicht.“

Marie athmete auf.

„Du bist so traurig, Marie,“ fuhr Valon fort, „das kommt von diesem Hundeloch. Du wirst schlimme Augen kriegen und so gelb werden, wie die alte Hexe; Marie, sie meint's mit Niemanden gut. Oder bist Du um den Vater traurig? Er taugte für nichts als das Grab und mich wundert, daß ihn der Tod so lange sitzen gelassen hat. Du solltest das vergessen, Marie, Du solltest

lieber in den Garten gehen, in den Wald, als da Hemden nähen; das ist keine Arbeit für Dich."

Marie senkte das Haupt auf ihre Arbeit nieder. Es war derselbe weiche Ton, der aus einem beklommenen, rasch klopfenden Herzen kommt und den sie nicht ertragen konnte. Es schnürte ihr die Kehle zu. Wie er jedes herbe Wort vermied und jeden harten Laut und sein Auge so warm und gut auf sie herabsah, der wilde Valon — wie ein frommes Kind!

„Gute Nacht, Marie," sagte er, sich zögernd entfernend, „hast Du was in der Mühle zu bestellen, ich komme diesen Abend noch vorbei; ich will in's Waldeck'sche hinüber. Seit mir der Forstlaufer so aufgesessen ist, möcht' ich ihm nicht begegnen. Gute Nacht, Marie."

Sie gab ihm die Hand zum ersten Male wieder, seit sie bei der Alten wohnte. Und als er fortging und sie den Kopf durch's Fensterchen steckte und ihm nachsah, stürzten die lange zurückgehaltenen Thränen aus ihren Augen.

Eine That des Wilderers, von welcher noch jetzt die Leute in der Colonie reden, brachte plötzlich eine entscheidende Wendung in sein Verhältniß zu Marien und der alten Sandern und gewann ihm vollständig der Ersteren Herz. Ein Sturm, wie leicht die ältesten Leute sich keines furchtbareren zu erinnern wußten, suchte die Gegend heim. Sonntags früh mit Anbruch des Tages brach das Unwetter los und donnerte die Colonisten aus dem Schlafe. Feuerflammen durchzuckten die Luft und schwarze Wolken ballten sich über dem Dorfe und strichen tief und langsam über das Thal. Man hätte kaum

glauben sollen, daß in einem kleinen Theile des Luftkreises eine so ungeheure Wassermenge vorhanden sei, als nun herabstürzte. Das Flüßchen trat in weniger als einer halben Stunde weit über seine Ufer, fluthete brausend über die Felder und riß Alles mit sich fort. Es war ein schweres, dumpfes Rauschen der fallenden und wogenden Wassermenge und man konnte kaum zehn Schritt weit deutlich sehen. Dann ward es heller, der Wind erhob sich und zerriß und jagte die Wolken. Die entsetzten Bauern kamen aus ihren kleinen Häusern, und eilten an den Fluß hinunter, welcher zum breiten Strome angewachsen war und sahen die Verheerungen an. Die Brücke war zertrümmert und in einer Entfernung von drei, vierhundert Schritt glaubte man die Erlenmühle, welche vom Wasser ganz eingeschlossen war, jeden Augenblick einstürzen zu sehen. Das Haus lehnte an das andere Ufer, welches hier ziemlich steil aufsteigt. Mit einem Brett, aus dem hintern Bodenfenster nach dem Hügel geschoben, hätte die Erlenmüllerin mit ihrem Jungen recht gut hinüber kommen können; aber die Frau saß unbeweglich an einem Fenster des obersten Stocks und schaute auf die schäumende Fluth herab. Obgleich die Mühle heute noch in den Balken hängt, so herrschte doch damals allgemein die Ueberzeugung, daß sie den Sturm nicht aushalten werde; mit einem starken, sichern Boot war wohl hinan zu kommen, aber nur ein miserabeler kleiner Kahn tanzte auf der Fluth und kein Mensch zeigte Lust, die Fahrt zu wagen. Valon, welcher erst später unter dem rathlosen Volke sich einstellte, schickte einen Burschen ab, um eine große Ruderstange und Stricke zu

holen, band das Fahrzeug ruhig los und als Alles bereit war, stieß er vom Lande. Niemand rieth ihm ab, man wußte, daß er, einmal entschlossen, jedem Rathe unzugänglich war und wußte zugleich auch, daß wenn Einer das Wagestück ausführen könnte, dies der „Franzose" wäre. Er trieb pfeilschnell abwärts und als er die Mitte der Fluth erreicht, warf er die Stange weg und setzte das Ruder kräftig ein. In stummer Erwartung hingen Aller Augen an dem Fahrzeug, welches schon weit unterhalb der Mühle trieb, aber sich mehr und mehr dem Ufer näherte; erst als Valon dem stärksten Strom überwunden hatte, schrie man durcheinander und ertheilte von allen Seiten dem kühnen Schiffer Rathschläge der Rettung. Valon sah sich nicht einmal um; er führte den Kahn am Ufer wieder aufwärts und legte bei der Mühle an. Die verschlossene Thür hatte dem andringenden Wasser widerstanden, welches nur in die untern Fenster eingedrungen, aber zu hoch in den Stuben angewachsen war; es blieb ihm nichts übrig, als an der Hinterseite der morschen Baracke einen Eingang zu suchen, und dies gelang ihm auch, denn bald darauf sah man die Erlenmüllerin und ihren Buben aus dem Bodenfenster über einen ausgelegten Balken nach dem hohen Ufer schreiten. Als alle Drei auf der Höhe erschienen, erhob sich ein lauter Jubel unter den Colonisten. Die Frau schritt gleichgültig neben Valon weiter, und der Rothkopf tanzte ausgelassen auf seinen nackten Füßen und höhnte schreiend die Leute aus.

Da die Brücke abgerissen und die Rückfahrt in dem schlechten Kahne, der schon halb voll Wasser stand, un-

möglich war, so führte Valon die Müllerin nach dem nächsten Dorf und kehrte erst gegen Abend wieder in die Colonie zurück.

Marie allein hatte die That ganz verstanden. Zum erstenmale seit Reinhard Sanders Tode betrat sie Valon's Schmiede und ließ ihren Gefühlen des Dankes freien Lauf. Weder ihre Mutter noch ihr verwilderter Bruder hatten Valon auch nur ein Wort des Dankes gesagt; sie schien das zu ahnen und fühlte sich gedrängt, diese Schuld für Alle abzutragen. Valon ergriff heftig ihre Hand und sie ließ sich ohne Widerstreben zu dem Stuhle führen, welcher neben dem Kamin stand.

„Marie," begann der Wilderer, welcher an den Heerd gelehnt, auf sie herabsah, „laß mich auf Deinen Eintritt nicht vergeblich meine letzte Hoffnung bauen; bleibe bei mir, Du wirst sehen, es ist seit lange Alles hier zu Deinem Empfange eingerichtet. Du sollst einziehen als meine Braut und Herrin dieses Hauses, und laß es jetzt geschehen, geh nicht wieder fort."

Als das Mädchen schwieg und den Kopf auf die Brust senkte, faßte er ihre Hand und fuhr erregt fort: „Denke zurück an die Zeit, als wir noch klein waren und barfüßig in der Straße umherliefen, Schwämme und Beeren suchten, immer Eins an des Andern Seite. Du warst damals ein garstiges, schmutziges Ding, aber Du weist, ich stand Dir immer bei, ich schlug den Jürge Weber fast todt, als er Dich beleidigt hatte. Du weist, daß ich Dich nicht vergessen hatte, als ich, groß geworden, nach langer Abwesenheit zurückkehrte — Du nur hattest mich vergessen, Du gingst nun mit dem Reinhard und

warst jeden Abend im Hause. Du warst mir freundlich, aber Dein Herz blieb mir verschlossen und so kam der finstere Geist über mich, der mich vom Ambos wegtrieb. Dir zu Liebe hatte ich dem wilden Handwerk meines Vaters entsagt und gründete diese Schmiede, um nach dem Gesetze zu leben, aber nun war mir nirgends wohler, als allein im Walde. Wäre ich damals Soldat geworden, vielleicht wäre Alles anders gekommen; aber als die Aufforderung kam, in der Kreisstadt mich zur Conscription zu melden, da legte ich diese meine Hand unter das Futtermesser und hieb mir zwei Finger ab. Das Alles weißt Du, daß mich die Angst, von Dir fern zu sein, zu der That trieb und die Hoffnung, Du würdest den kränklichen Reinhard doch noch aufgeben. Als ich Dir dies sagte und Alles gestand und Du mich beleidigend zurückwiesest, da glimmte der wilde Haß in mir auf und ich verlor die Herrschaft über mich selbst."

Marie zog hastig ihre Hand zurück und erhob sich; aber Valon umschlang sie leidenschaftlich und drückte sie auf den Stuhl nieder, „Du hast nie ein Wort aus meinem Munde über jene unselige Nacht gehört; Niemand weiß, wie sich die blutige That zugetragen. Höre mich an, ich belüge Dich nicht. Ich habe auf den Sander nicht aus dem Hinterhalte geschossen, sondern seinem Rohre gestanden, wie er dem meinen. Das Verhängniß hatte uns in der Nacht nach dem Tanze in Waldhausen zusammengeführt, wir trafen uns am Hasselberge und gingen wohl eine halbe Stunde nebeneinander, dann brach der Streit aus. Er spottete und zog mich auf; aber ich hielt an mich und unsere Wege trennten

sich; als er fort war und ich hörte ihn lachen und höhnisch pfeifen, da kochte mir das Blut und ich blieb stehen. Und doch wäre es nicht weiter gekommen, wenn er sich nicht umgedreht hätte, um mich noch mehr zu verhöhnen und aufs Aergste zu treiben. Da schlug ich an. — „Ha! meinst Du's so," schrie er, „da hast Du's," aber seine Kugel traf nicht, noch die meine und dann erst that mein zweites Rohr das Uebrige."

Balon hatte dies in fieberischer Hast erzählt und die arme Marie wagte kaum zu athmen und sah nicht auf, aus Furcht, seinem flammenden Auge zu begegnen. Es gingen einige Minuten in tiefem Schweigen vorüber, dann fuhr Balon ruhiger fort:

„Ich habe ein gefahrvolles Leben geführt und führe es fort bis mich das Schicksal ereilt. Es kann heute oder morgen kommen, daß mir ein Unglück zustößt und da ich Dir Alles bekenne, magst Du auch dies noch wissen: ich habe gerichtlich niederschreiben lassen, daß Dir mein ganzes Gut gehören soll! Ich habe mich um Deinetwillen verstümmelt, Blutschuld auf mein Gewissen geladen und mich heute in Todesgefahr begeben, nicht um die störrische alte Frau oder den verrückten Jungen, sondern um Dich Marie zu Dank zu verpflichten, denn ich weiß, Du würdest mir danken und so glaube mir Marie, nur um Deinetwillen geb' ich mein wildes Treiben auf und zünde dort das Feuer wieder an. Stoße mich nicht von Dir."

Der starke, trotzige Mann war an dem Stuhle zusammengebrochen und verbarg sein Gesicht.

Wenige Tage nach diesem Zusammentreffen sahen die

Nachbarn in Valon's Schmiede das Heerdfeuer wieder flackern und hörten den Schlag des Hammers. Er erschien völlig umgewandelt, grüßte die Leute, ganz gegen seine Gewohnheit, und war gesprächig und lustig. Man sah ihn nicht mehr in den Wald gehen, wohl aber erschien Marie oft in dem kleinen Garten neben dem Hause, und dann plauderten sie zusammen. Es hieß bald in der Colonie, sie werde den „Franzosen" nun doch noch heirathen, und diese Vermuthung ward bestätigt, als Valon eines Sonntags Morgens mit der Marie Erlenmüller im reichsten Putz auf einem Leiterwagen die Straße nach dem nahen Kirchdorf Waldhausen hinabfuhr, um dem Pastor den gebräuchlichen Besuch abzustatten und die Verbindung vorläufig anzuzeigen. Schon als der Wagen vor der Schmiede hielt, um das Paar aufzunehmen, hatte sich die Nachbarschaft eingefunden und neugierig aufgestellt. Valon trat heraus und grüßte, seine Pelzmütze leicht lüftend, die Leute mit einem stolzen Blick, während Marie sich ängstlich an seinen Arm klammerte und, die Augen zu Boden senkend, ihr Erröthen zu verbergen suchte. Seit Menschengedenken hatte man in der Colonie kein so prächtiges Paar gesehen und besonders erregte die Braut den Neid aller Bäuerinnen, denn die Stoffe, welche sie trug, kosteten wohl mehr, als die ganze Gemeindekasse aufzubringen vermocht hätte; das Mieder war von Seide, der weite faltige Rock von feinem grünen Tuch, und ihre Bänder und Spitzen machten das größte Aufsehen. Sie fuhren an dem Häuschen der alten Sandern vorbei, aber Marie wagte nicht, nach den rauchigen, blinden Fenstern zu sehen und schmiegte sich

fester an ihren Bräutigam. Erst als sie vorbei waren, öffnete sich das Fenster und die Alte steckte ihren Kopf heraus, mit der großen gelben Brille auf der Nase, und schlug es klirrend wieder zu. Marie glaubte ihr helles Lachen zu vernehmen und es überlief sie eiskalt. Noch wußte Valon nicht, daß sie ihn an Reinhards Mutter verrathen hatte. Dieser Gedanke verließ sie keinen Augenblick, bei jedem Händedruck, jedem Liebeswort und Kuß stieg er mahnend, peinigend in ihrer Seele auf. Ihr allein hatte ihr sterbender Vater das Geständniß abgelegt, den einzigen Beweis, welcher Valon vernichten mußte, und seine unerbittliche Todfeindin war im Besitz des Geheimnisses und konnte jede Stunde ihr Glück zertrümmern.

Am Tage nach ihrer Verlobung trat Marie in die dunkele Stube und begrüßte die Alte herzlicher als je. Sie hegte die Hoffnung, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Valon war zur Kreisstadt gegangen, um die Papiere zur gerichtlichen Bestätigung der Ehe zu besorgen, und diese Gelegenheit benutzte sie zu dem ihr streng verbotenen Besuch.

„Mutter," begann sie freundlich, „ich will Euch mein Bettzeug schenken und was ich sonst noch hier habe, ich brauche das nicht und Ihr habt's wohl einmal nöthig. Ihr würdet nichts nöthig haben und nie Entbehrung leiden, wenn Ihr — was glaubt Ihr wohl, Mutter, — welchen Wunsch ich im Herzen hege?"

Die Alte hatte bisher von ihrer Flickarbeit nicht aufgesehen; jetzt legte sie die Lumpen bei Seite und sich zu Marien wendend, erwiderte sie:

„Du bist ein gutes Mädchen und verdienst noch tausend mal mehr, als Du nun hast. Du bist so gut, daß ich mich freue, daß der Balon den Reinhard erschossen hat, denn sonst wärst Du nie zu einem seidenen Mieder, seidenen Schuhen und Ohrringen wie ein Daumen dick gekommen. Es ist viel besser so für Dich und ich sage nicht, daß Du eine leichtfertige, treulose Lügen-Dirne bist und das Anspeien nicht werth, das sage ich nicht — Du verdammtes, meineidiges, wetterwendisches Ding Du, — Glück hoffst Du zu genießen, Ruh' und Frieden? Meinst Du, das ginge so unter der Sonne und es rührte sich keine Maus im Loche darum, geschweige denn ein Richter der Erde, ein Gott im Himmel? Fort! Du eidvergessenes, schamloses Ding Du, und da hast Du Deinen Plunder und meinen Fluch dazu, verdammte Dirne!"

Marie war entsetzt aufgesprungen. So hatte sie die Alte noch nie gesehen; sie hielt sich krampfhaft am Thürpfosten fest, und als die Wüthende die Thür aufstieß, ward es ihr schwarz vor den Augen, und sie sank zu Boden. Das Geschrei der Sandern, die eine sehr schneidende, durchdringende Stimme hatte, zog einige Nachbarsleute herbei, welche in scheuer Entfernung horchten. Als es still geworden war, traten sie näher und sahen nun die schöne Marie todtenbleich da liegen, den nackten Arm in dem nassen Schmutz, denn es wurde nie trocken in diesem dumpfigen Haus.

„Gott, was ist das? Ist sie todt! Wenn das der Balon erfährt, er reißt die Sandern in Stücken," flüsterten die Frauen und endlich hatte eine den Muth, die ohnmächtige Marie aufzurichten, und dann trug man sie in

das Nebenhaus, wo sie sich nach einigen Stunden wieder erholte.

Marie hatte ihre hülfreichen Nachbarn gebeten, den unglücklichen Vorfall im Hause der alten Hexe ihrem Bräutigam zu verheimlichen, allein das war für die guten Frauen ein unnatürliches Verlangen und schon am folgenden Tage wurde die ganze Sache reichlich ausgeschmückt dem Wilderer erzählt. Er war längst nachdenklich umhergegangen und hatte auf Mittel gesonnen, seine Todtfeindin zu versöhnen oder unschädlich zu machen.

Dieses Ereigniß trieb ihn zu einem raschen Entschluß. Eines Morgens, — er befand sich mit seiner Braut gerade im Garten — drückte er ihre Hand fester und sagte:

„Liebes Kind, ich habe lange darüber nachgedacht, wie wir die Sandern begütigen, aber es giebt kein Mittel.“

„Es giebt keines,“ wiederholte Marie rasch; sie wußte dies nur zu gut. Sie hatte Valon noch immer nichts davon gesagt, daß die Alte um das Geheimniß wisse und die Bekenntnisse des sterbenden Erlenmüllers vollständig kenne; oft saß ihr das Wort auf der Zunge, ihr Herz drängte sie, Alles zu gestehen, aber die Angst vor einem jähen Entschlusse Valons, den die Leidenschaft leicht auf die extremsten Wege trieb, hielt sie immer wieder zurück.

„Wenn ich so recht bedenke,“ fuhr Valon fort, „für uns Beide giebt es in diesem Orte nichts, was wir nicht entbehren könnten, und sehr vieles, was uns das Leben verbittert. Deine frühere Armuth und meine ganze Vergangenheit sind keine schönen Erinnerungen: Deine Mutter ist gefühlloser wie ein Stein und Dein Bruder taugt zu nichts; ich aber habe mich hier nie recht zu

Hause gefühlt und werde die Trennung gern verschmerzen. Ich bin der Letzte, dessen Blut aus fremdem Stoffe ist und mein Name paßt nicht hierher. Die Leute wollen uns nicht übel, aber sie thun kalt und, kurz und gut, wir stehen allein. Da habe ich denn gedacht, wir verkaufen Haus und Garten und die paar Acker Land, schnüren unser Bündel und gehen in die neue Welt, um ein neues Leben zu beginnen."

Der Gedanke kam über Marien wie Sonnenschein. Obgleich sie niemals mehrere Stunden weit über die Gemarkung der Colonie hinausgekommen war und eine sehr abschreckende Vorstellung von der Reise über den Ocean hatte, so ging sie doch freudig auf den Plan ein. Das junge Paar beschloß, in der Stille Alles vorzubereiten, das Haus heimlich an einen Landjuden zu verhandeln und am Tage nach der Hochzeit, die beschleunigt werden sollte, dem heimathlichen Boden für immer Lebewohl zu sagen.

Valon fand bald einen Käufer seiner kleinen Besitzung und schloß einen Privatvertrag ab, der nach der Abreise von der Colonie in der Residenz von einem Notar bestätigt werden sollte und sobald dieses größte Hinderniß überwunden war, setzte man den Tag der Hochzeit fest.

Es war ein schöner Herbstmorgen und die Sonne lag noch einmal warm auf den kahlen Feldern und dem Walde, welcher sein grünes Kleid schon gegen ein gelbes vertauscht hatte. Es war dem Brautpaare eine gute Vorbedeutung, daß dieser Morgen die trüben Nebel zerstreute, welche wochenlang über dem Thale hingen und frühe schon erhob sich Marie, um für eine kleine Gesell-

schaft, welche ohne Aufsehen eingeladen war, die Zimmer zurecht zu machen und nach der Kreisstadt wegen des Weins und des Kuchens zu schicken. Dann fuhren Beide noch einmal zum nahen Kirchdorfe in Begleitung der Erlenmüllerin und genossen das Abendmahl, und als es dämmerig wurde, kehrten sie zurück, um ihre Gäste zu empfangen.

Ein kleiner Tisch, einladend gedeckt mit einem weißen Tuche und sogar mit einigem Silbergeschirr und Blumen geschmückt, war bald von einer geputzten Gesellschaft besetzt, an deren Spitze der Vorsteher der Colonie den Ehrenplatz einnahm. Dingler, der Schmied, den der Bräutigam einst so unsanft aus dem Hause geworfen hatte und der viel fröhlicher gewesen sein würde, wenn er um Valons geheimen Entschluß der Auswanderung gewußt hätte, die Frauen, die Marie aus dem Hause der Sandern getragen und selbst der Forstlaufer, welcher um Mariens Hand vergebens angehalten, hatten der Einladung Folge geleistet, und in der Ecke saß die mürrische Erlenmüllerin mit ihrem Buben.

So lange das Essen dauerte, ging es mit der Unterhaltung karg; das Brautpaar war ernst und den sonst so geschwätzigen Dingler hatte das ungewohnte Mahl stumm gemacht. Marie schien mit ihren Gedanken ganz wo anders zu sein, sie verhörte sich und gab falsche Antworten, oder lachte, wo von ernsten Dingen die Rede war, und ihre Brust hob sich oft sichtbar, als laste etwas schwer darauf. Aber zum Glück sagte dem Vorsteher der Wein zu und der dicke gutmüthige Bauer machte seine Späße und trank die Gesundheit des Brautpaares.

„Lustig, Jungfer Marie," rief er dem schweigsamen Mädchen zu, „frisch getrunken! Im Ehestande werden die guten Tage seltener; jeder Tag hat da seine Plage."

Man stieß an und trank.

„Wenn man einmal vergnügt ist, soll man's auch recht sein," fuhr der Bürgermeister fort, „da seht Eueren Nachbar Dingler an, der ist schon lange satt und es schmeckt ihm doch noch. Er will Euch für den ersten Tag gut Wetter machen; wenn am Abend alle Schüsseln leer sind, bringt das einen schönen Morgen. Es gibt Menschen, die essen um zu leben und andere, die essen um zu trinken, ich glaube, der Meister Dingler will heute zu den Letztern gehören, he Meister? Prosit!"

Während man von Neuem trank und lachte, wendete sich Frau Marthe leise zu Marien und fragte theilnehmend, ob ihr nicht recht sei?

„Du siehst ja so blaß aus, Marie," fügte sie hinzu, wie damals, als Du vor der Thür der Sandern lagst."

„Woran erinnert Ihr mich, gute Frau, Ihr macht mich traurig," versetzte Marie, die es schon war.

„Es fiel mir heute wieder ein, wie sie Euch doch so schändlich behandelt hat," fuhr jene fort, „der Herr Vorsteher hätten sie gehörig herkriegen müssen, wenn es nicht so eine schlimme Hexe wäre."

„Habt Ihr sie heute gesehen?" fiel die andere Frau ein, „wie sie mit dem Stock in der Hand und einem Brotbeutel fortwackelte und fluchte und Voraussagungen machte, daß Einem die Haare zu Berge stiegen. Der Herr Vorsteher sollten sie in's Tollhaus sperren lassen."

Marie sah erleichtert auf, als sie hörte, daß die Alte

nicht in der Colonie wäre. Sie glaubte jeden Augenblick, die Wüthende würde hereintreten und mit einem Beil Teller und Gläser zerschlagen und Alles verfluchen.

Ein Trinkspruch Valons auf das lange Leben des Bürgermeisters machte dem Gespräch ein Ende und da schon Schlafenszeit herannahte, so erinnerten die Frauen an den Heimgang; aber der immer munterer werdende Vorsteher nöthigte sie zum Sitzenbleiben. Er gab zu verstehen, daß für das kleine Fest noch eine besondere Ueberraschung in petto sei und das Zeichen zum Aufbruch schon kommen werde, ganz wo anders her, als man sich denke. Diese dunkeln Anspielungen klärten sich denn auch bald auf, als plötzlich durch die Stille der Nacht ein lustiger Tanz erschallte. Zwei Geigen und eine Clarinette, die stattliche Kapelle der Colonie, hatte der Vorsteher Punkt neun Uhr vor das Haus bestellen lassen und das Ständchen brachte neue Heiterkeit in die kleine Gesellschaft. Es folgte ein zweiter Kirmeß-Tanz und schon hatten sich der Forstlaufer und der Schmied erhoben, um die Stühle bei Seite zu stellen, damit der Abend mit einem lustigen Hopser schließe, als mitten im besten Zuge die Musik verstummte. Barsche Stimmen wurden laut und näherten sich dem Hause und dann vernahm man eine helle kreischende Stimme, die Marie bis in das Innerste erzittern machte. Der Vorsteher sprang an's Fenster, aber schon öffnete sich die Thür und ein Amtsdiener und zwei Gensdarmen traten herein und hinter ihnen mit funkelnden Augen die Sandern, mit dem Stab in der Hand und dem Brotbeutel an der Seite.

„Henri Valon,“ nahm der Amtsdiener das Wort, indem er zögernd an den Tisch trat, „es thut mir recht leid, ich muß Euch verhaften und Ihr müßt noch heute mitgehen und morgen in's Verhör und Ihr auch Jungfer Marie, nebst der Erlenmüllerin.“

Die Gäste standen wie versteinert, als sie dies vernahmen und sahen auf den Wilderer.

„Wer hat mich verklagt?“ fragte dieser ruhig, „weshalb soll ich verhaftet werden und in dieser Stunde?“

„Hier die Mutter Sandern,“ versetzte der Amtsdiener und trat einen Schritt bei Seite, daß der helle Lichtstrahl auf die Alte fiel.

Sie stand in der Thür, wie ein Dämon der Hölle, grinsend, und den Arm trotzig in die Seite gestemmt. Marie stieß bei ihrem Anblick einen lauten Schrei aus.

„Sie hat neue Beweise gegen Euch vorgebracht,“ nahm der Amtsdiener nach einer Pause wieder das Wort, „wegen Eurer Untersuchung von vorigem Jahr, und der Herr Amtmann sagte, daß er Euch gleich in's Gericht fordern müsse. Gebe der Himmel, daß sich die wirrsche Frau geirrt hat.“

„Geirrt! he, Marie, geirrt?“ schrie die Alte, „laßt sie nur vor das Amt kommen, da soll sie schon bekennen, was ihr Vater in seiner letzten Stunde bekannt hat, wie sie meinen Jungen in's Waldeck'sche schleiften, ihrer zwei, Henri Valon, der Mörder, und der Erlenmüller, sein Helfer und Hehler.“

Valon richtete seine flammenden Blicke auf Marie, die auf ihren Stuhl gesunken war. Er beugte sich zu

ihr nieder und ergriff ihre Hand und sie flüsterte kaum hörbar, „ich will den Tod mit Dir leiden.“

Der Amtsdiener drehte seinen Verhaftsbefehl in der Hand um und um.

„Daß ich Euch heute verhaften muß,“ begann er wieder, „ist mir recht leid, Valon; aber ich denke, Ihr kommt wieder los, denn was man sagt, ist ja noch nicht bewiesen. Aber ich muß Euch verhaften, weil, wie die Sandern auch angezeigt hat, Ihr morgen von hier fort wollt.“

„Ja, ja,“ fiel die Alte triumphirend ein, „was hatte der Schmul in Eurem Hause zu thun? Das war eine Frage werth und mit dem Schmul muß man Händel machen, wenn's geheim bleiben soll, haha! Weshalb verkauft Ihr Euer Gut? O, ich wußte wohl, daß ich Euch noch fangen würde. Bis heute hab ich's aufgeschoben und dies ist der rechte Tag.“

Valon hatte sich neben Marie niedergelassen und hielt, über den Tisch gebeugt, ihre Hand in der seinen. Niemand wagte die peinliche Stille zu unterbrechen, nur die in der Thür stehenden Gensdarmen klirrten ungeduldig mit den Säbeln und machten zuletzt Anstalten, die peinliche Scene zu Ende zu bringen. Da wand sich plötzlich Valons Hand krampfhaft los, er reckte sich mit einer furchtbaren Schmerzgeberde in die Höhe und sank knirschend auf den Stuhl zurück, — er hatte sich ein Messer langsam in die Brust gedrückt und strömend färbte das Blut seine Hand.

„Erbarmer im Himmel!“ schrie Marie, „Henri! Henri! Ich war's, die Dich verrieth!“

„Es ist gut, Mädchen,“ seufzte Valon, kaum noch eines Wortes mächtig, „ich glaubte, der Gerechtigkeit entgehen zu können und mit Dir noch glücklich zu sein. Ich habe Dir nichts zu vergeben! Ich habe Dich elend gemacht, aber Gott weiß, wie ich Dich liebte.“

Es waren die letzten Worte des Sterbenden und Marie würde auch keins mehr vernommen haben, denn sie lag besinnungslos am Boden.

Am Tage darauf waren schon die Gerichtsherren aus der Kreisstadt eingetroffen und hatten ihr Protokoll aufgenommen und dann begrub man Henri Valon außerhalb der Kirchhofsmauer ohne alle Ehren.

Nur manchen Abend, wenn die Sonne untergegangen war, ward dem Grabe des Wilderers eine schöne, herzliche Ehre zu Theil, denn Marie stand an die Mauer gelehnt und netzte den kahlen Hügel mit ihren heißen Thränen.

Geschichte der Hüte.*)

Es hat für uns einen großen Reiz, zu wissen, wie unsere Vorfahren Schlachten geschlagen, über Gott und die Welt gedacht oder Comödie gespielt haben, — sollte die Frage so zu verachten sein, was sie auf dem Kopfe trugen?

Ich behaupte, daß dem betrachtenden Geiste an einem so harmlos einfachen Dinge, wie der menschliche Hut ist, sich ein Stück menschlicher Geschichte entwickelt, daß die Wandlungen, welche derselbe im Laufe von Jahrtausenden erlebte, ein interessantes Licht auf den Gang der Kultur werfen, und daß dies in dem großen aufgeschlagenen Buche des Menschentreibens ein Kapitel ist, welches uns einen Augenblick so trefflich unterhalten kann, als irgend ein anderes, als die Geschichte eines seltenen und höheren Kunstzweiges, einer Dynastie oder eines merkwürdigen Thiergeschlechtes.

Der alte Ausspruch: „Sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, was Du bist!" hat die verschiedensten Anwendungen gefunden, warum sollte derselbe nicht auch auf den Hut passen: „Zeige mir, was

*) Spätere Ausarbeitung eines im Arbeiter-Fortbildungs-Verein gehaltenen Vortrags.

Du auf dem Kopfe trägst und ich will Dir sagen, was Du bist," — nicht in dem oberflächlichen Sinne, daß man den Soldaten an seinem Helme, den Leibkutscher an seinem betreßten Cylinder erkenne, sondern in dem höheren Sinne einer Ausprägung des menschlichen Charakters in dem Charakter des Hutes und in der Art, wie derselbe getragen wird. Das gilt von Individuen wie von ganzen Geschlechtern.

Man betrachte den Hut, welcher während und nach dem 30jährigen Kriege in Deutschland getragen wurde, diesen verwegenen Schlapphut mit der halb hängenden, halb aufgeschlagenen Krempe und der prahlerisch wallenden Feder; — das ist der Hut der maßlosesten Renommisterei und des soldatischen Stutzerthums, in dessen malerischer Form und Verzierung sich all' der lüderliche Uebermuth ausspricht, den die lange Soldaten-Wirthschaft erzeugte; man betrachte ferner den nüchternen, ernsten Hut, den der puritanische Britte zur Zeit seiner großen Revolution trug und der den Geist eines ernsten, in seinen Grundsätzen strengen Geschlechtes charakterisirt, wie die Revolution es geschaffen hatte.

An ihren Hüten sollt Ihr sie erkennen! Die lange Reihe von Kopfbedeckungen, welche ein Jahrtausend vor uns aufstellt, setzt uns in den Stand, zu beurtheilen, ob der Krieg die Menschen beschäftigt oder ob der Friede ihren Sitten einen leichtern und freundlicheren Anstrich gab, ob Weichlichkeit oder Pedanterie oder eine starke geistige Richtung die Köpfe beherrschte.

Das schwarze Barett der Reformation, welches die Gelehrten und Gebildeten jener Zeit trugen, paßt nicht

für eine in eitler Tändelei und Genußsucht aufgegangene Gesellschaft, der Hut der Letzteren, das ist jener Klapphut, den man bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unter dem Arme trug, um die gepuderte Perrücke zu schonen, wahrlich ein undankbarer Kopfschmuck für eine ernste, thatkräftige Zeit.

So steht der Hut in bedeutsamer Beziehung zu dem Charakter ganzer Zeiten und Völker und in den mannichfachen Wandlungen, welche Sitte, Geschmack und Mode bewirkt vom Blätterdach der ersten Völker bis zu dem verfeinerten Cylinder unserer Tage, ist er ein Zeuge der Geschichte.

Aber nicht minder drücken sich Neigung, Beschäftigung und Eigenthümlichkeit des Individuums in seinem Hute aus. In der Form, der Verzierung, dem Werthe oder der Haltung verräth sich oft ein schlagender Zug des Charakters, nur wo von einem Charakter überhaupt keine Rede sein kann, da ist auch der Hut ein gleichgültiger Artikel, doch paßte für solche Menschen am besten ein Hut ohne Rand, denn wie einen solchen weiß man sie nirgends recht zu fassen.

Lassen wir unsere Phantasie wandern. Vor uns bewegt sich ein ganzes Meer von Hüten, und wir können sicher sein, daß sich hier oder dort ein Einzelner hervorhebt, der unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick fesselt. Da schimmert ein feiner Seidenhut vom elegantesten Bau, wie ihn die neueste Mode dictirt und sein Boden gleicht einem Spiegel. Es ist solch' ein Cylinder, der nur in Gemeinschaft mit Glanzstiefeln und einem Knipper im Auge zu leben vermag. Mit der Spitze des Daumens

und des Zeigefingers an dem edel geschweiften Rande gefaßt, schwebt er vom Kopfe und spricht die erhabenste Sprache der Höflichkeit. Man kann nicht darauf schwören, daß er bezahlt ist, aber eine solche Existenz hängt in den Augen der Welt niemals von einer Rechnung ab und während der Fabrikant, der ihn gemacht hat, das maaßlose Kreditsystem unserer Zeiten verwünscht, erwirbt sich dieser Hut leicht jenen Kredit, den überall die Schale vor dem Kerne voraus hat.

Wie anders stellt sich uns ein kohlschwarzer, glanzloser Bibi dar, an dem nicht ein elegantes Haar zu entdecken ist, der offenbar nur Sonntags aus dem Futteral steigt und einer Mode angehört, die längst schlafen ging. Es ist an ihm nichts von jenen poetischen Wellenformen zu bemerken, auf die sich sein feiner Nachbar so viel einbildet; „solid und dauerhaft" ist der Wahlspruch seines Eigenthümers; gerad' aus, wie der Rand seines Hutes ist sein Wesen, glanzlos aber gediegen wie der Filz. Dieser wackere Bürger weiß die Zeiten noch zu rühmen, wo der Hut wirklich den Mann machte, wo es ein Ereigniß war, wenn zuerst der Cylinder auf dem Kopfe erschien, wenn das Zunft-Examen bestanden war und sich der Kreis jener ehrenwerthen Hüte vermehrte, welcher aus eben so viel ehrenwerthen Köpfen bestand. Wird nicht diese Sorte von Hüten und Köpfen seltener in diesem Jahrhundert einer schwindelhaften Beweglichkeit, die allen alten Formen den Krieg erklärt und keinen Unterschied der Stände mehr gelten läßt, als den allein das Geld macht?

Unübersehbar ist das Heer der kleinen menschlichen

Schwächen, aber die Quelle der meisten ist die Eitelkeit. Nun dort sehen wir einen Hut, der so wenig mit der Eitelkeit zu schaffen hat, als mit der Bürste. Es ist einer von den Hüten, die niemals vertauscht werden; er ist modern, aber er erinnert an das Fell eines räudigen Hundes und sein Rand ist geknickt. Der Eigenthümer desselben verbraucht vielleicht mehr Hüte, als jener Stutzer, gewiß mehr als jener solide, sparsame Bürger, aber er hat nicht Zeit, sich mit seinen Hüten abzugeben. In Gedanken versunken, stößt er an alle Ecken und carambolirt mit den Zweigen, aber sein Standtpunkt bleibt immer, daß der Werth eines Menschen nicht nach seinem Hute bemessen werden soll, ein übler Standtpunkt, den die Welt, die seine Schriften bewundert, niemals theilen wird.

Lassen wir den Gelehrten seines Weges ziehn und betrachten wir die Trägerin jenes „letzten Versuches", dessen ganze Existenz sich auf die uralte Wahrheit stützt, daß man nach dem Scheine urtheilt, so lange es eine Civilisation gibt. Sie weiß das besser, als jener Philosoph. Von ihrer Stirn ist der Frühling längst gewichen, aber der breite Rand ihres Hutes wirft seinen barmherzigen Schatten darüber und Niemand wird Betrachtungen über ihren Taufschein anstellen, da die bunten Bänder noch so jugendlich im Winde flattern. Niemand? Wenige Schritte von ihr beehrt ein rosiges Gesichtchen diesen breiten Rand mit einem mitleidigen Lächeln, denn Gott sei Dank! nicht jede Stirn bedarf eines trügerischen Hutrandes, um ihre Runzeln darunter zu verstecken; und auf dieser wenigstens thront ein keckes ungarisches Hütchen, das auch nicht den kleinsten Reiz verbirgt, welcher im

Dienste der Koketterie wirkt. Der Hut hat nicht mehr die Bedeutung eines Schutzes, es ist eine Zierde, welche die Geschmacklosigkeit erfunden und die Lächerlichkeit mit bunten Federn geschmückt hat, aber da diese fremden Ursprungs ist, so können die deutschen Damen unmöglich die letzten sein, welche sie adoptiren.

Es gibt eine Sorte von Hüten, die sich zuweilen in der Residenz sehen lassen und zwar in der Nähe der Gerichtslokale oder solcher Häuser, in denen Advokaten wohnen. Sie haben einen schmalen Rand und einen breiten Boden und sind so borstig wie ein Igelfell. Man kann zehn gegen eins wetten, daß ein solcher Hut mehr als einen Prozeß erlebte, den sein Eigenthümer geführt hat und in der That sitzt in diesen Borsten ein unverwüstlicher Groll mit jedem, auch dem friedlichsten Nachbar. Ein solcher prozessirender Hut muß „sein Recht" haben, auch da, wo gar keins ist; wenn er über die Straße geht, weicht er keinem Menschen aus und wenn er sich in einem Gedränge befindet, so wird man in seiner Nähe immer Klagen über empfindliche Rippenstöße vernehmen. Er gehört zwar auf das Land, aber er hat Verwandte in der Stadt, die gern auf einem Ohr sitzen und, wie Mercutio sagt, mit jedem Hunde zanken, der in der Sonne schläft, die alle Welt zum Kampfe herausfordern und sich durch rühmliche Spuren von bestandenen Kämpfen auszeichnen, denn was sie Andern zufügen, das widerfährt ihnen selbst, und statt auf der Stirn ihres Eigenthümers, sitzen sie zuweilen tief auf dessen Schultern.

Ich fuhr einmal mit einem Freunde über Land, der,

um einem Vorübergehenden nachzublicken, sich aus dem Wagen beugte und zuvor seinen Hut hinter sich stellte. Das Schicksal wollte es, daß ihm dieser Umstand entfiel und behaglich warf er sich in den Polster zurück. Nach einiger Zeit kam denn der Hut platt wie ein Pfannkuchen zum Vorschein, aber trotz des offenbaren Verlustes habe ich selten einen Menschen herzlicher lachen sehen, denn solch' ein plattgesessener Cylinder hat für uns etwas unwiderstehlich Komisches und verliert diesen lächerlichen Reiz auch nicht, wenn seine natürliche Form einigermaßen hergestellt ist. Der „verkrumpelte" Hut des Stromers verfehlt darum nie seine heitere Wirkung, wie man sich aus früherer Zeit noch erinnern wird; jetzt ist diese Menschenklasse seltener geworden und mit ihr eine so ausdrucksvolle Species von Hüten. Der veränderte rasche Verkehr und ein allgemeiner Fortschritt in der äußern Anständigkeit sind die Ursachen ihres Verfalles; aber diese Hüte hatten in Wahrheit etwas Poetisches und erzählten eine ganze Geschichte von Freud' und Leid, von hungernd auf Heuböden zugebrachten Nächten und seligen Stunden in der Herberge. Dieser abgetragene, fuchsige und knistige Hut dampfte so zu sagen von Humor und ein Gefühl lebte in ihm, das alle Reichthümer nicht aufwiegen: Zufriedenheit. Er schickte sich in alle Lebenslagen. Wenn es regnete, dachte er schon an den Sonnenschein, der ihn wieder trocken machte; viele Jahre lang hielt er bei seinem Herrn aus und bewahrte ihm solche theure Dinge, als ein Lehrbrief und ein Heimathschein ehemals waren. Nur Thalerscheine mögen selten in seinem Futter gesteckt haben.

Der niedrige Hut besteht jetzt einen früher oder später mit Sieg gekrönten Kampf gegen den Cylinder, ganz dem Kampfe ähnlich, den vor 70 Jahren der Cylinder durchzumachen hatte gegen den dreieckigen und Klapphut. Wir begegnen in dieser Sphäre einem nicht minder großen Formenreichthum, aber die Eigenthümlichkeiten, welche das Individuum charakterisiren, treten im Allgemeinen weniger deutlich hervor.

Personen von Stand und Distinction verschmähen den niedrigen Filzhut. Er hat nichts Auszeichnendes; Stutzer und Leute von Tournüre mögen ihn nicht. Der schlappe Rand macht ihn zur fein abgemessenen Begrüßung untauglich und der Hut soll doch ein Barometer der Höflichkeit sein, — je nachdem man ihn mehr oder weniger tief zieht, zeigt er den Grad der Achtung an, welche wir Andern erweisen.

Aber es liegt gar nichts Höfliches in dem ganzen Wesen des niedrigen Filzhutes und er führt überdies zur Vernachlässigung des Regenschirms, der immer ein Zeichen von besonderer Ordentlichkeit ist; er hat mit einem Worte eine demokratische Physiognomie.

Der Fortschritt, den diese Hutform in neuester Zeit macht, ist gleichwohl ein sicherer Beweis ihrer demnächstigen Alleinherrschaft und es gibt sehr viele Leute, bei denen er den Cylinder für alle Zeit geschlagen hat, nur bei feierlichen Handlungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnissen hat er noch keinen Zutritt, dagegen sieht man ihn lange schon vor Gericht, wo früher die Leute gleichfalls im respektvollen Cylinder erschienen.

Was würde man wohl dazu sagen, wenn man heute

einen Strohhut in Cylinderform auf der Straße sähe? Es sind kaum fünfzehn Jahre, da hätte kein Mensch etwas Auffallendes darin erblickt, während zu derselben Zeit ein Panamahut mit seiner vernachlässigten Form einen Menschen gewiß in den Verdacht gebracht haben würde, ein ganz excentrischer Freigeist zu sein. Das sind die Launen des Geschmacks. Die Kämpfe, welche auf dem weiten Felde des Hutes geführt werden, dauern oft ein Jahrhundert lang. Uns, die wir noch mitten in der Blüthe des Seiden-Cylinders stehen, wird es schwer, denselben lächerlich zu finden; allein hätte man einem Magister der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesagt, daß die ihm heilige Allongeperrücke dereinst nur noch auf der Bühne zum Ergötzen des Volkes, zum Spaß und Hohne dienen würde, er hätte sicher an unserem Verstande gezweifelt.

Der niedrige Filzhut führt uns in den Kern des Volkes; im Mittelstande, vornehmlich in den jüngeren Kreisen des Handwerkerstandes, ist er wohl am meisten in Gebrauch. Er versteigt sich aber auch zu vornehmen Unterscheidungen und manchem blickt die Geckenhaftigkeit aus jedem Haar. Der glatte, steife und feine Filz liegt sehr oft auf einem glatten und steifen Kopfe, wie der völlig formlose, verkrumpelte einen Charakter verräth, der sich entweder über die bürgerliche Anständigkeit verächtlich und eigensinnig hinwegsetzt oder es bis zu dieser Anständigkeit noch nicht gebracht hat.

Der niedrige Filzhut, welcher das Extrem vermeidet, weder stutzerhaft aufgeputzt ist, noch mit genialer Verwilderung kokettirt, — das ist der Hut des einfachen,

selbstbewußten Bürgers, der Hut der Zukunft, der allein den Vorzug verdient — er ist vor allen Dingen anspruchslos und diese Eigenschaft ist ein Zeichen innerer Gediegenheit. —

Man begegnet übrigens in der Sphäre der niedrigen Hüte Formen, die eine so verzweifelte Verachtung des Urtheils der Welt ausdrücken, wie sie nur eine Philosophie schaffen kann, welche die Eitelkeit aller irdischen Dinge predigt. Sie haben die Bürste auf ewig abgeschworen, sie beklagen tief mit diesem unnützen philiströsen Dinge jemals in Berührung gekommen zu sein und blicken mit Verachtung auf alle aristokratischen Verirrungen ihrer Race herab, auf die wohl formverwandten, aber gar nicht geistesverwandten Hüte von geschorenem Sammet, selbst auf die, welche an das Fell des Rauhpinschers erinnern, und in denen sich allerdings noch einige Koketterie ausspricht. Diese weltverachtenden Schlapphüte stehen denn auch längst auf der Liste der Verdächtigen, wiewohl treffliche Köpfe darunter stecken können. Vor sechs bis sieben Jahren hatten sie sich durchaus keiner Beliebtheit zu erfreuen.

Eine neue Form ist der jetzt beliebte Garibaldihut, der sich zu dem Schlapphute verhält wie der Garibaldi von 1860 zu dem von 1849. Es ist ein anständiger Hut und seine Form sogar steif zu nennen; in Turin ist er hoffähig, aber es ist der Hut nicht mehr, welcher einst Rom gegen die Franzosen vertheidigte.

Wenn sich der Satz: daß man einen Menschen an seinem Hute erkennen kann, auch nicht so nackt und entschieden hinstellen läßt, zur Beurtheilung eines Charakters

oder hervorstehender Züge desselben, ist er ein eben so sicheres Hülfsmittel als die Form des Kelches zur oberflächlichen Klassifizirung vieler Pflanzen, und hinter dem scherzhaft gemeinten Ausspruch: an ihren Hüten sollt Ihr sie erkennen! steckt einige Wahrheit. Gehen wir aber nun vom Individuum auf ganze Geschlechter über und betrachten wir den Hut verschiedener Zeit-Epochen, so ergibt sich, wenn auch in einem allgemeinen Sinne, dieselbe Wirkung des herrschenden Geistes auf die Form der Kopfbedeckung, und dies verleiht der Entwickelung des Hutes jenes im Eingang erwähnte historische Interesse.

Um uns einen Begriff zu verschaffen von den Kopfbedeckungen der ersten Menschen, wollen wir uns bei einigen Völkern umsehen, die noch im Urzustande leben. Der in der menschlichen Natur tief wurzelnde Trieb, zunächst sich selbst, dann aber Andern zu gefallen, erweckt die Neigung zum Schmuck. Der nackte Mensch, wenn er sich nur nach seiner äußeren Erscheinung mit der ihn umgebenden Mannichfaltigkeit und farbigen Pracht der Natur vergleicht, wünscht diese auch auf sich zu übertragen. Dieses Gefühl treibt ihn an, das, was ihn an den Gegenständen der Schöpfung reizt, sich anzueignen. Er entnimmt der Natur was ihn erfreut, er ahmt ihr instinktartig nach, was ihn ergötzt. Der Kopf ist aber ein des Schmuckes vorzugsweise würdiger Theil des Körpers und wir sehen daher die rohesten Völker in der verschiedensten Weise bemüht, ihn zu putzen. In einem milden Klima, in den Urwäldern ist die Kopfbedeckung weniger ein schützendes Bedürfniß, als eine Zier. Den kupferfarbenen Indianern dient das buntstrahlende Gefieder

der Vögel zum Kopfputz, die Botokuden begnügen sich sogar mit einer einzelnen Feder, die prahlerisch auf dem Kopfe steckt und Andere sind mit der Kopfbedeckung zufrieden, welche Mutter Natur Jedem gütig mitgibt und Mutter Lebenskunst in civilisirten Ländern so Manchem vor der Zeit nimmt. Auf einer der Südsee-Inseln ist noch jetzt eine Kopfbedeckung in Gebrauch, die uns einen Begriff von den ersten Hüten gibt. Es wächst dort in dem üppigen Klima eine Pflanze, deren rothe Blüthen die Form und Größe eines Helmes haben. Die Insulaner schneiden sie unter dem Kelche ab und stülpen sie über den Kopf; die saftigen Blätter schmiegen sich an die feuchte Stirn und den aufwärts stehenden grünen Stiel ziert eine bunte Feder. So liefert ihnen die Natur einen eben so kleidsamen als billigen Kopfputz, und wer wird nicht beim Anblick dieser harmlosen alten Kinder lebhaft wünschen, daß sie ewig vor dem Cylinder bewahrt bleiben mögen. Dem Neger ist er zwar ein Zeichen der Freiheit geworden und in Amerika, namentlich Canada, dem gelobten Lande der entlaufenden Sklaven, trägt er ihn auch in der Neger-Republik Liberia an der Westküste von Afrika mit bürgerlichem Stolz auf seinem wolligen Kopfe, allein der Mohikaner, der Sohn der Steppe und des Urwaldes im Cylinder ist ein traurig-lächerlicher Anblick.

Wo die Kopfbedeckung bei den Urvölkern Bedürfniß ward und nicht blos Schmuck, da nahm sie auch schon bekannte Formen an. Die Küstenbewohner auf Neuholland und an der Südspitze Amerika's bedecken ihren Kopf mit Baumrinde und Hüten aus dem dichten Gefieder der Seevögel. Bei den Hottentotten ist der Hut eine Aus-

zeichnung, nur dem würdigen Alten kommt es zu einen Thiermagen überzustülpen, und hat es einer zu hohen Ehren gebracht, so darf er diesen noch mit dem Büschel eines Kuhschwanzes zieren.

Die Entstehung des Hutes fällt zusammen mit dem Sündenfall, es war nebst der Schürze in einfachster Form das erste Kleidungsstück und es scheint der ganzen Menschheit mit dem Hute gegangen zu sein, wie den kleinen Kindern, die Alles in den Mund stecken, was sie erreichen können. Sie hat mit allem Möglichen ihren Kopf bedeckt. Don Quixote verfiel sogar auf ein Barbierbecken. Wie mannigfaltig ist das Material, welches die Natur liefern mußte. Die Vögel der Luft gaben ihre Federn, die Thiere des Feldes Wolle und Haare, Amphibien ihre Haut, das Schaaf, Kameel, Kaninchen, die Ziege, der Haase, vor allem der Biber müssen ihre Felle liefern, die Felder Flachs und Baumwolle, die Erde Metall und Steine, das Meer Perlen, und der Mensch hat seinen Scharfsinn angestrengt, um aus diesen Materialien eine passende Kopfbedeckung zu schaffen. Wenn man die Masse der Hüte überschaut, welche aus diesen Bemühungen hervorgegangen sind, so glaubt man, die Menschheit habe nichts anderes zu thun gehabt, als das Problem eines passenden Hutes zu lösen. Und das glänzende Endresultat ist der Cylinder!

Nur die orientalischen Völker behielten die Kopfbedeckung ihrer Urahnen bei; die chinesischen Hüte, welche viele Standesunterschiede bezeichnen, trug man vor tausend Jahren, wie so vieles bei diesem stehen gebliebenen Volke von der Zeit unberührt gelassen ist.

Die alten Griechen trugen schon einen aus Filz gefertigten Hut. Ihre Heroen sind zwar auf Bildern, Statuen und Münzen immer im bloßen Kopfe dargestellt; allein dies thun die Künstler noch heutzutage; die Bildhauer insbesondere haben sich zu allen Zeiten von dem herrschenden Kostüm entfernt. Die alten Griechen wußten sehr angenehm zu leben und ließen sich gewiß nicht im Sommer den Scheitel sengen und im Winter von kaltem Regen waschen. Christus und die Apostel werden auch stets ohne Kopfbedeckung gemalt, allein wenn man sich nach den Malern richten will, so muß man auch jenes berühmte spanische Gemälde nicht vergessen, welches die Jungfrau darstellt, aus deren Munde die Worte gehen: „Vetter bedeckt Euch!“ welche höfliche Anrede einem Manne gilt, der mit dem Hute in der Hand vor ihr steht und sie zu grüßen scheint.

Was die Römer betrifft, so trugen sie namentich bei ihren Festen Hüte. Nach Cäsar's Ermordung erscheint der Hut zwischen zwei Schwertern auf den Münzen, als Symbol der Freiheit. Nach Nero's Ermordung wurde die Sitte, Hüte zu tragen, allgemein.

Unter den nordischen Völkern sind es zuerst die Angelsachsen, welche Hüte von Stroh trugen, sowie überhaupt in dem kälteren nördlichen Europa die Kopfbedeckung frühzeitig gefunden wird und in der mannigfaltigsten Gestalt. Lange trug man dann den eisernen Helm und das Barett, bis der spitze Hut mit breiter Krämpe aus Spanien einwanderte. 1360 wird der erste Hutmacher genannt. Er lebte in Nürnberg, dieser Wiege der deutschen Industrie, und der wilde König Wenzel hat viel-

leicht seinen niedrigen Filzhut, den er mit einem einfachen Kronenreif zierte, von dort bezogen. Die Sitte, den Hut mit Federn zu schmücken, wurde damals allgemein und hat sich lange Zeit erhalten. Jetzt tragen nur noch Damen und Soldaten Federn. Das Bürgerthum, dem diese Zeit gehört, hat mit dem Firlefanz wenig zu schaffen und nur wenn es aus seiner Bahn geworfen wird, kriegt es romantische Grillen, wohin die kriegerische Hahnenfeder auf den Hüten unserer weiland so gefürchteten alten Schutzwache zu rechnen ist.

Im 15. Jahrhundert gab es bald Hüte wie ein Fingerhut, bald wie ein umgekehrter Pflasterstuhl und wieder für lange Zeit das friedliche Barett, jedenfalls eine kleidsamere Tracht als unsere heutige Schildmütze, die es in der Unschönheit selbst bis zu der Form der allbekannten Mütze unseres heimgegangenen Meisters Spohr gebracht hat. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde ein undenklicher Luxus in Hüten getrieben, es waren die goldenen Tage der Hutmacher, Federschmücker und Goldsticker. Man trug, wie ein englischer Schriftsteller sagt (1593), bald schwarze, bald weiße, rothe, gelbe Hüte, bald diese, bald jene Verzierung, nie zufrieden mit der Mode und wie die Mode launig, so wechselte auch der Stoff. Jetzt wechselt der Hut höchstens mit der Jahreszeit. Die hohen Filzhüte waren Anfangs sehr theuer und nur von Vornehmen getragen. Einen der schönsten sehen wir auf dem stolzen Haupte unseres trefflichen Kaisers Rudolph von Habsburg, wie er im Römer zu Frankfurt abgebildet ist, einfach schwarz mit breitem Rande und weißer Feder. Rubens trug gleichfalls einen

Hut von sehr schöner Form und es ist bezeichnend, daß die Maler aller Länder dieser Form, wenn auch in passenden Abweichungen, treu geblieben sind, wenigstens ihren Stand nicht dem Cylinder Preis gegeben haben.

Berühmt ist der Hut Ludwigs XI., der mit zahllosen bleiernen Heiligenbildern verziert war, an die der fromme Monarch abwechselnd seine Gebete richtete. Daneben besaß dieser Hut eine andere merkwürdige Zier, nämlich eine Schnur von Rubinen, die der König in Versatz gab, wenn es ihm an Geld fehlte. Franz I., der Freund der Künste, trug einen farbigen Hut, gewöhnlich von blauem Sammt mit Perlen und Metallen geschmückt und von weißen Federn umspielt. Carl V. war selten fein gekleidet und trug einen schappigen schwarzen Hut nach spanischem Muster, mit einer Kamm-Muschel geziert, deren Nachahmung man jetzt noch an den Hüten der Leibkutscher findet. Heinrich VIII. schmückte seinen Hut mit einer Rose. Die Hüte, welche man an den Höfen zu Versailles und London trug in der Zeit Ludwigs XIV., waren die graziösesten und elegantesten, die es je gegeben hat. Die Kunst des Hutmachens hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wie edel erscheint diese Kopfbedeckung, welche die Stirn nicht verdeckte, die mit schönen weißen, rothen und blauen Federn geziert war und das Auge noch entzückt in den alten Gemälden jener Zeit. Mit diesen Federn den Boden zu berühren, wie es die feierliche Höflichkeit erforderte, das war eine wirkliche Ehre, welche man den Damen bezeigte, ganz anders als das Lüften des greulichen Cylinders, womit wir heute grüßen.

Ich sprach schon im Eingang von dem Hute der

soldatischen Renommisterei, welchen der 30jährige Krieg schuf. Man schwankte im Anfang des 17. Jahrhunderts und suchte vergebens nach einer Form. Philander von Sittewald, ein bekannter satyrischer Schriftsteller jener Zeit, läßt sich darüber aus: „Wie viel Gattungen von Hüten habt Ihr in wenig Jahren nicht nachgetragen," sagt er, „jetzt ein Hut wie ein Ankerhafen, dann wie ein Zuckerhut, wie ein Cardinalshut, dann wie ein Schlapphut, da ein Stilp Ehlen breit, da ein Stilp Finger breit, dann von Geisenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar, dann ein Hut als ein Schwarzwalder Käß, dann wie ein Holländer Käß, dann wie ein Münsterkäß." Die Haupteigenschaft des Hutes blieb schlaffe Nachgiebigkeit, breiter Rand, den man aufkrämpen konnte, die wallende Feder als bedeutungsvolle Zier der kriegerisch flotten Zeit. Dieser Hut nahm gegen Ende des Krieges ganz groteske Formen an. Als er einmal die große breite Krämpe und das schlaffe Wesen gewonnen hatte, war er diesen windigen Köpfen recht. Sie hätten etwas Steifes nicht auf sich erdulden können. Nachgiebig wie er war, machten sie mit ihm was sie wollten. Der Kopf erhöhte sich bald zuckerhutförmig, bald stieg er wieder zu bescheidener Niedrigkeit herab, der Rand dehnte sich ellenbreit aus, daß er wie ein Schirmdach den ganzen Mann bedeckte, nach hinten fiel eine ungemessene Feder über den Rücken. Er mußte allen Launen und Stimmungen seines Trägers wie eine Wetterfahne entsprechen. Vorn über die Stirn hereingedrückt, mit seitwärt aufgeschlagener Krämpe, saß er renommistisch herausfordernd. War er zurückgeschlagen

und die Krämpe erhoben über der Stirn, so verkündete er heiteres Wetter und frohe Laune. Aber die höchste Trauer war eingetreten, Trübsinn und Schwermuth, Geldmangel, Unglück in der Liebe, wenn er über Stirn und Augen hereingedrückt und der Rand, sogar ohne Feder, allseitig heruntergelassen war. So fanden Stolz und Niedergeschlagenheit, Zorn und Sanftmuth, Lust und Trauer, Trotz und Feigheit ihren Ausdruck im Hut. Mit dem Frieden kehrte eine vernünftige Form zurück. Das Extrem kann sich nicht lange auf der Höhe erhalten. Er wurde wieder steif, die Feder blieb oben. Die Zeit der Perrücke kam und jeder Rand wurde lästig; erst auf einer Seite, dann auf zweien, dann auf dreien richtete man ihn auf, wie Friedrich der Große ihn trug. Die Allongeperrücke ist schon eine schützende Bedeckung des Kopfes, der Hut wurde nur noch Zier und saß ganz oben auf dem Perrückenwust; zuletzt konnte die Frisur des vorigen Jahrhunderts mit ihrer künstlichen, der Schonung bedürftigen Ordnung gar keinen Hut mehr dulden; er wurde von seiner Höhe herabgestürzt, man klappte ihn wie einen Bogen Pappe zusammen und trug ihn unter'm Arm. In dieser Zeit finden wir auch die Anfänge des jetzigen Damenhutes, doch nicht der Pamela oder des „letzten Versuchs," der noch eine Zukunft haben dürfte.

Und nun beginnt die Periode des Cylinders. Merkwürdig! Der Cylinderhut, der in unseren Augen etwas Philiströses, Conservatives hat, während man dem niedrigen Filz mit der Bezeichnung „Zuckerhut" alle Wühlerei zuschob, derselbe Cylinder war bei seinem Auftreten ein

Zeichen der Freigeisterei. Er tauchte, in etwas konischer Form des Kopfstückes, in England auf. Vor der französischen Revolution erscheint er in Gemeinschaft mit dem Frack, der damals in Deutschland noch nicht salonfähig war, kurzen Stulpenstiefeln, freiem Hals und langem Haar. So erschien Göthe im Jahre 1775 in Weimar und bald schwanden Strümpfe und Schuhe und der zusammengeklappte Hut.

Die französische Revolution beschäftigte sich nicht nur in ihrer rücksichtslosen Weise mit den Köpfen, sondern auch mit den Hüten; eine Zeit lang warf man ihn ganz von seinem Throne und setzte die rothe phrygische Mütze ein; nachher wurde der englische Cylinder, in niedriger Form und mit aufgeschlagener Krämpe angenommen und nun drang er allgemein nach Deutschland. Alle Opposition von Oben war vergeblich. Eine Anekdote wird von dem Landgrafen von Hessen, späteren Kurfürsten Wilhelm I., erzählt, welche beweist, wie sehr man den Cylinder als revolutionär haßte. Er ließ die Zuchthäusler in rundem Hut gehen, weiten Beinkleidern und Frack, Schnabelschuhen und rattekahlem Kopf. So erschienen sie mit Werkzeugen der Straßensäuberung, von Wachen begleitet, an öffentlichen Orten. Ein gräflicher Herr schreibt in jener Zeit: „Der runde Hut schändet die Figur des Mannes und entstellt Gesicht und Körperform! Ein Mann von feinem Gefühl wird sich dadurch zweideutig zu machen fürchten. Wie könnte sich ein Mann mit einer ausgezeichneten Staatskleidung stellen, wenn er den runden Hut dazu trüge. Dieser wird immer für Leute ohne Rang paßlich sein." Das war 1797 und 33 Jahre

später prangte dieser verächtliche Hut auf dem Throne Frankreichs, auf dem Haupte Louis Philipp's.

Trotz aller Opposition gewann der runde Hut immer mehr Raum, und der dreieckige wurde nur noch Gefährte des Amtsrocks und der Uniform. Die Minister des Jahres 1848 verschmähten ihn, jetzt ist er bei öffentlichen Handlungen wieder in Funktion. Als der Cylinder zu herrschen begann, hatte ein Engländer den sonderbaren Einfall, eine politische Karte von Deutschland zu entwerfen, auf welcher er den vorherrschenden Stand der revolutionären oder monarchischen Gesinnungen der deutschen Städte durch einen beigesetzten runden oder dreieckigen Hut bezeichnete. Er war auf die Hüte gereist. In Hamburg, sagte er, sei ein dreieckiger, also monarchischer Hut — eine Seltenheit; in Berlin, wo das Militär herrschte, wolle der runde nicht gedeihen. In Dresden nehme der gesetzte Mann diesen respektwidrigen Hut höchstens bei einer Landparthie. Solche Ansichten herrschten über unsern harmlosen Cylinder. Der Kaiser Paul von Rußland ließ ihn in seinem Reiche verbieten und als einst ein englischer Offizier auf der Parade in Petersburg in einem runden Hut erschien, ließ er ihn über die Grenze transportiren.

Gegen die allgemeine Strömung der Zeit waren alle diese Mittel wirkungslos. Die Mode ist mächtiger als der Wille der Herrscher. Der dreieckige Hut fiel und mit ihm der Puder, der Zopf, Kniehose, Strümpfe und Schuhe, wie mit dem Cylinder demnächst noch der Frack fallen wird; alte Gecken hielten hier und da noch an der Erinnerung einer goldnen galanten Jugendzeit fest. Der

moderne Hut gelangte überall zur Anerkennung und wie sehr er seitdem auf den Köpfen festgewurzelt ist, obwohl man ihm weder Schönheit noch Zweckmäßigkeit nachrühmen kann, zeigt der neueste Kampf der Gegenwart, den er mit dem kleinen Schlapphut auszufechten hat. Dieser wird ganz dieselbe Geschichte durchzumachen haben, wie der Cylinderhut in der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts und man darf wohl mit einiger Sicherheit seinen endlichen Sieg voraussagen.

Dies ist in allgemeinen Zügen die Geschichte des Hutes, in dem sich die Launen der Völker und Zeiten abspiegeln und dem noch so viele Revolutionen und Wandlungen bevorstehen, als der Menschheit selbst. Wer weiß, was man in hundert Jahren auf dem Kopfe trägt? Daß man aber nach hundert Jahren über unsern Cylinder herzlich lachen wird, ist so gewiß, als wir über verschiedene der untergegangenen Hutformen lachen, die ich geschildert habe.

Ich werde noch einige charakteristische Züge aus der Geschichte des Hutes mittheilen und dann einige merkwürdige historische Hüte erwähnen.

Der Hut ist vielfach geehrt worden und war oft ein Zeichen der Freiheit. Bei den Griechen und Römern erhielten die Sklaven als Zeichen ihrer Freilassung einen Hut und im Mittelalter eben so die deutschen Studenten, wenn sie von der vormundschaftlichen Gewalt der Professoren entbunden wurden. Die Schweiz als Gesammtheit führte ihn in ihrem Schilde und die Niederlande erhoben ihn zum Emblem ihrer Freiheit, nachdem sie das spanische Joch abgeschüttelt hatten. Dasselbe thaten die

Römer nach Cäsars Ermordung. Shakespeare läßt einmal einen Edelmann bei seinem Hute schwören und in dem Lustspiel „Wie es Euch gefällt“ fragt die schöne Rosalinde einmal: „Ist sein Haupt eines Hutes würdig?“ eine wohlberechtigte Frage, die wir über Manchen stellen könnten, der im betreßten Hute einherstolzirt. Im Mittelalter gab es Bankerottirer-Hüte. Hatte Einer Bankerott gemacht, so wurde er in Deutschland in einem gelben Hute, in Frankreich in einem grünen an den Pranger gestellt und mußte diesen für das ganze Leben oder viele Jahre tragen. Ging er ohne diesen Hut, so konnte ihn jeder Gläubiger ins Gefängniß werfen lassen. In welch einer guten, barmherzigen Zeit leben wir! Das Zeug wäre gar nicht anzuschaffen, was man jetzt zu Bankerottirer-Hüten gebrauchen würde und es gibt Leute, die jedes Jahr einen neuen bekommen müßten. Die deutsche Sage zog den Hut in ihr Bereich und das Märchen vom Wünschehütchen ist eins der schönsten, welches wir besitzen!

Der Hut erhält oft eine feierliche Bedeutung, der Christ nimmt ihn ab, wenn er betet, der Jude setzt ihn auf. Durch den Zusammenhang mit der Begrüßung erscheint er gleichfalls in einem ehrenvollen Lichte. Welch ein melancholisches Ding ist der Hut des Leichenträgers mit den beiden Florbändern an den Ecken, die wie schwarze Thränenströme aussehen, und welch ein froher Sinn und Lebensmuth spricht aus dem Tyroler-Hute. Der hohe schwarze Filzhut mit breiter, die Stirn beschattender Krämpe tief bis auf die Augen gedrückt, spielt in den Verschwörungen eine dunkle Rolle. Man denkt sich gleich den weiten Mantel und in seinen Falten den Dolch hinzu.

Shakespeare läßt die verschworenen Senatoren, welche Cäsar ermordeten, in solchen Hüten sich versammeln, obgleich die Römer sie noch nicht trugen. In neuester Zeit erhielten sie den Namen Carbonari, von jener gefürchteten geheimen Gesellschaft, welche in den zwanziger Jahren eine so große Verbreitung über Italien gewann und bis zur Märzrevolution dort und in Frankreich alle demagogischen Elemente in sich vereinigte. Wie die Carbonari, so trugen und tragen noch einzelne Sekten eine bestimmte Hutform.

Früher weihte der Pabst Hüte in der Christnacht, um sie an Große zu verschenken, die sich um den Glauben verdient machten. Einen solchen Hut erhielt 1785 nach der Schlacht bei Hochkirch der österreichische General Daun, der gefährlichste Feind des großen Friedrich; Friedrich's Hut selbst gehört zu den historisch merkwürdigen. Jedes Kind kennt ihn, diesen kleinen dreieckigen Hut und kennt die gefurchte Stirn, die großen, starren Augen und die strengen Züge, die zu diesem Hute gehören, der Deutschland zu hohem Rühme gereicht, den die Glorie vieler Siege und der Gerechtigkeit und Weisheit umleuchtet.

Das im Mittelalter so berühmte Kaufmannshaus Fugger erstand einst einen sehr theuren und seltenen Hut. Er war rund und hoch mit breitem Rand und von gelbem Sammet, mit rother und weißer Feder geschmückt und einem Kronenreif mit Saphiren und Rubinen, sowie sechs Reihen kostbarer Perlen, die wie Reifen um den Kopf saßen. Man denkt sich unter diesem Hute einen vornehmen Gecken; allein er saß auf dem Haupte des

wilden kriegerischen Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen. Er verlor ihn in der furchtbaren Schlacht bei Granson 1477 und ein treuloser Landsknecht hob ihn auf und verkaufte ihn an den Grafen Jacob Fugger für 4700 Gulden, zu jener Zeit eine sehr beträchtliche Summe.

Wie sich oft in der Geschichte das Beispiel von den kleinen Ursachen und großen Wirkungen wiederholt, so ist der Hut des Geßler ein interessanter Beleg für die Bedeutung des Momentes oder des äußeren Anstoßes, der dem Gange der Ereignisse seine Richtung und entschiedene Wendung gibt. Die Schweizer würden, wie die Dinge einmal standen, zwar diesen bösartigen Frohnvogt auch ohne seinen Hut losgeworden sein und von der österreichischen Herrschaft sich befreit haben, allein der Augenblick des Biegens oder Brechens, wo die allzu straff angezogene Saite springt, ist in der Geschichte dieses Aufstandes eben der, wo Tell im Angesicht des Himmels dem Feinde des Landes zuerst Trotz bietet. Tausende fühlten wie er, aber Keiner hatte den Muth, diesen Gefühlen den entscheidenden Ausdruck zu geben, der in solchen Augenblicken von mächtiger Wirkung auf die bewegte Masse ist. Der Hut hatte von dem Augenblick an, wo Tell sagte: „Ich beuge mich nur vor Gott!“ schon seine Herrschaft eingebüßt. Es war der Stoß, der die Lawine ins Rollen setzte. Das ist doch gewiß ein merkwürdiger Hut und mit Recht tragen ihn die Schweizer als Zeichen ihrer Freiheit in ihrem Wappen.

Die französische Revolution, welche die Könige selbst im Grabe nicht ruhen ließ und die Krone der alten

Herrscher zerbrach und auf die Straße warf, verbannte Alles, was an den Kopfschmuck der Monarchen erinnerte und an die alte Gesellschaft; aber sie vermochte keine neue Kopfbedeckung zu schaffen und machte lauter lächerliche Versuche. Merkwürdig ist nur, daß Robespierre sich puderte und den aristokratischen Hut trug und die seidenen Strümpfe.

Dann herrschte der berühmte kleine Hut, der aus dem Chaos stieg und plötzlich die Blicke Europa's fesselte, — der die Alpen sah, die Schneefelder Rußlands, Leipzig und Waterloo, St. Helena im stillen Ocean und jetzt im Dome der Invaliden ruht, ein Hut, an den sich Bewunderung und Flüche heften, der Hut des größten Feldherrn der Neuzeit und des ehrgeizigsten Despoten und Eroberers. Als sein Stern erblich, kehrte noch einmal die Krone der Bourbonen wieder, aber die Franzosen hatten zu gründlich mit dieser alten Herrlichkeit gebrochen und konnten sich nicht wieder daran gewöhnen. Es dauerte keine 20 Jahre, so schoben sie den ehrwürdigen Plunder abermals bei Seite. Das Königthum blieb, aber es erhielt ein zeitgemäßes Kleid, den Frack und den Cylinder.

Der Hut Louis Philipp's ist ein sehr merkwürdiger Hut; er steht vermittelnd zwischen der rothen phrygischen Mütze und der Krone. Louis Philipp setzte diesen Hut auf, um ihn recht oft, verschmitzt lächelnd, vor der Majestät des Volkes abzuthun, um gelegentlich die Coursberichte hineinzustecken und um sich den originellen, aber sehr zweideutigen Titel eines Bürgerkönigs zu erwerben. Zum diplomatischen Neujahrsempfang anno 1848 ließ

er ihn zum letzten Male aufbügeln, dann sehen wir ihn an der Themse, ein dunkles Warnungszeichen für alle irdische Größe. In Deutschland sind es nur wenige Fürsten, welche ihm den Cylinder nachtrugen: Ludwig in München, die trefflichen Herzöge von Gotha und von Weimar und von Oldenburg. Heinrich der 72. von Reiß-Greiz-Schleiß-Lobenstein trägt eine Pickelhaube. Nach dem Falle des Bürgerkönigs herrschte in Frankreich einige Zeit der phrasenreiche Hut Lamartines, der wie Boscos Hut mit unzähligen Veilchensträußchen, mit endlosen schönen Hoffnungen gefüllt war, bis der republikanische General Cavaignac im Juni 1848 jenem Hute die Herrschaft anbahnte, der das Kaiserreich des Friedens bedeuten sollte. Er war auf den langen Schlangenwegen der Intrigue, gepaart mit verzweifelter Entschlossenheit durch das Gestrüpp der Bestechung, der Hinterlist und des Meineids, endlich zu dem Ziele gelangt, welches er mit eiserner Ausdauer verfolgte. Einmal sogar verwandelte er sich plötzlich in den kleinen grauen Hut des großen Corsen und erschien im Boulogner Hölzchen. Im Rathe der Völker war er seit Jahren der erste und saß in allen Congressen auf dem Ehrenplatze und entschied; er hätte die anderen Hüte gern alle verschlungen oder ihnen wenigstens befehlen mögen, wie sie auf den Köpfen sitzen sollen; aber obgleich Niemand weiß, was noch im Schooße dieser nächsten Zeit verborgen liegt, so wünschen doch viele Leute in Europa, daß die Franzosen, getreu ihrem wetterwendischen Character, sich einer neuen Mode in den Regierungshüten zuwenden möchten, oder daß der Hut in sich gehe und Andere ungeschoren lasse. In den

Deutschen hat sich der Hut jedenfalls geirrt. Sie haben ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß sie die Spatzen nicht sind, für die diese Vogelscheuche aufgesteckt ward, daß sie sich durchaus nicht bange machen lassen, sondern auf ihre Kraft vertrauen, auf den alten Gott und die Zeit, die zu der Reihe der merkwürdigen Hüte vielleicht dereinst auch noch den einen fügen wird, unter den sie schon so lange vergebens zu kommen streben.

W. Lynker's Nachlaß.

Geschichte des Theaters und der Musik in Kassel. *)

(Von Anbeginn bis auf die neueste Zeit.)

Erstes Kapitel.

(1610 — 1620.)

Einleitung. Die Schulcomödie. Lateinische Hof-Comödie. Landgraf Moritz. Erstes Hoftheater in Kassel (Ottoneum). Anfänge der Kapelle. Kapellmeister Kern. Hengel. Otto. Heinrich Schütz. Repertoir des Ottoneums. Die englischen Comödianten.

Ich werde versuchen, die Geschichte der beiden verwandten Künste — der Musik und der Schauspielerei zu schildern, wie dieselben seit mehr als zweihundert Jahren die wechselnden Geschlechter der alten und ehrwürdigen Stadt Kassel erheitert und unterhalten, ihre Sitten und Neigungen abgespiegelt, den öffentlichen Geist gebildet und zeitweilig auch verbildet haben, — die Geschichte des

*) Das unvollendet hinterlassene, von der Redaction geordnete und fortgesetzte Manuscript.

Theaters, wie es in seinen harmlosen Anfängen unter der sorgenden Hand kunstliebender Fürsten erstand, wie es das Volk sich zu Nutze machte und wie es endlich mit dem Aufgange eines schönern Morgens unseres nationalen Lebens, mit dem Erscheinen Lessing's, Göthe's, Schiller's, die Stätte einer gepriesenen Kunst ward und der Schauplatz großer Wirkungen des poetischen Geistes; — gewiß, der Ueberblick der bunten und wunderlichen Bahnen, welche diese Künste genommen, bis sie in heutiger Gestalt ein bedeutsames Stück des gesellschaftlichen Daseins geworden sind, ist für uns nicht ohne einen tiefern Reiz, denn vom Urbeginn stand das Theater im thätigen Dienste aller Cultur.

Man könnte meinen, daß auf einem so beschränkten Gebiete, als die Stadt Kassel uns zeigt, besonders in den Zeiten, wo sie noch die kleine Landgrafen-Residenz war, in Dingen der Kunst wenig vorgegangen sei, was von allgemeiner Bedeutung wäre; indeß ist die älteste Theatergeschichte auch der größeren Städte so ziemlich dieselbe, nur die Dimensionen sind verschieden. Die besondere Geschichte einzelner Theater soll aber das Material aus den bestaubten Archiven haben, welches die allgemeine Darstellung dieses interessanten Zweiges menschlicher Geistesthätigkeit vervollständigt und wir werden sehen, daß sich aus den frühesten Tagen der Schauspielerei in Kassel manche bemerkenswerthe Erscheinung darbietet, welche zur bessern Kenntniß der allgemeinen Entwickelung der deutschen Bühnen dienen mag.

Um zu dem eigentlichen Ursprung der Schauspielerei zu gelangen, müßte man Jahrtausende durchwandern, ja

wenn man die Anfänge aller Bildung betrachtet, die so eng verknüpft sind mit der Entstehung der Religionen und sieht, wie viel Theatralisches die frühen Kulten der Völker in sich schließen, wenn man, den Kreis der christlichen Kirche betretend, bei jenen gewaltigen Darstellungen verweilt, welche ursprünglich einen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachten, so kann man wohl sagen, das Schauspiel ist so alt, wie der denkende Geist der Menschheit. Allein wir werden uns nur mit der Schauspielerei als einer selbstständigen und weltlichen Kunst beschäftigen und müssen daher an dem Zeitpunkte anknüpfen, wo das Theaterspiel aus der Kirche in das gesellige Leben des Volkes übertrat.

Die Mönchs-Comödie, welche lange Zeit hindurch und bis zur Reformation als ein wirksames Glaubensmittel verwendet wurde, verließ nach und nach die Mauern der Städte und schlug ihre Buden unter dem Landvolke auf; es finden sich in der frühesten Geschichte der Stadt Kassel wenigstens keine Andeutungen, daß dieselbe an besonderen Kirchentagen der Schauplatz solcher religiösen Darstellungen gewesen sei, während dieselben in den Provinzen hier und da ihren Antheil an öffentlichen Festlichkeiten behielten, ohne freilich auch den alten, streng religiösen Character zu bewahren. Die Mysterien, jene Schauspiele, welche einen so unwiderstehlichen Reiz und gewaltigen Eindruck auf das Volk ausübten, welche die Momente der Charwoche und das geheimnißvolle Charfreitags-Drama, das Leben der Märtyrer und die Wunder der Heiligen darstellten, und ein wahrhaft großartiges dramatisches Element in sich schlossen, wurden zerstört,

als sich ein weltlicher Sinn hineindrängte, als der Hanswurst sogar seinen Platz darin erhielt und statt der Mönche und Priester, die Schulmeister der kleinen Städte sich damit befaßten. Gleichwohl finden wir noch im 14. und 15. Jahrhundert in den Gegenden von Hessen und Thüringen, wo man überhaupt einen lebendigen Antheil an diesen Spielen nahm, tagelange Vorstellungen auf den Märkten der Städte und Dörfer. Eisenach war 1322 der Schauplatz jener merkwürdigen Comödie „von den zehn Jungfrauen“, wovon uns fromme Chronisten sogar Wunder erzählen; Schmalkalden hatte noch 1564 eine große Tragödie vom „Leiden Christi“ in einer am Rathhause aufgeschlagenen Bude und in der Stadt Rotenburg setzte ein Magister Namens Klingenberg 1590 das „jüngste Gericht“ in Scene und stellte selbst den Heiland dar. Zugleich aber finden sich hier schon biblische Comödien, bei denen es mehr auf theatralische Unterhaltung als auf religiöse Erweckung abgesehen war, wie die Geschichte von der „Susanna“, von dem „reichen Hekasto“ und dem „Daniel in der Löwengrube“, in welchem Spiele die Schuljungen als Löwen agirten. Das waren nicht mehr die alten Mysterien mit ihrem schauerlichen, tragischen Reiz; der Volkswitz machte sich breit und sprang mit den heimisch gewordenen biblischen Figuren, auf eine so profane Weise um, daß man leicht erkennen konnte, das Volk sei ihrer müde geworden. Die ältesten Fastnachtsspiele, deren Aufführung ganz in die Hände der Handwerksgilden fiel, sind weiter nichts als eine Fortsetzung der kirchlichen Spiele, welche diese Umwand-

lung durch den Geist der Zeit erfahren hatten und denen durch die Reformation vollends der Boden entzogen war.

Nahmen die Schulmeister an den religiösen Darstellungen auf offenem Markt schon frühzeitig Theil, so finden wir im 16. Jahrhundert die Stoffe, welche in den Mysterien behandelt wurden, endlich ganz in den Dienst der Schule übergegangen und es entstand nun jene Gattung des Drama's, welche unter der Bezeichnung der Schul-Comödie bekannt ist und sich in Deutschland bis zum 30jährigen Kriege erhielt. Die Sitte, in öffentlichen Lehr-Anstalten Schauspiele aufzuführen, stammte aus England und verbreitete sich zuerst im deutschen Norden. Der berühmte Reuchlin, ein eifriger Beförderer der alten Literatur und Vorkämpfer der Reformation, nahm sich ihrer an und es war zu Worms, wo derselbe zuerst 1498 vor dem Bischof Dalberg ein lateinisches Lustspiel durch die Studenten aufführen ließ, wie dies denn bald nachher auch an andern Orten geschah und zwar meist mit Verschmähung der deutschen Sprache, obgleich man deutsche Stoffe in den Comödien behandelte. Uebrigens verfolgte man dabei auch confessionelle Zwecke und wollte nicht blos ergötzen; die enge Verbindung der Kirche mit der Schule tritt wenigstens in den Schauspielen sehr häufig ans Licht.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts gehörte es in Hessen unter die wesentlichen Erfordernisse einer wohl eingerichteten Schule, bei jeder Prüfungs-Feierlichkeit eine neue Comödie zur Aufführung zu bringen. Um diese kindlichen und oft auch recht kindischen Anfänge der

Schauspielerei besser zu verstehen, wollen wir aus den Inhalt einer solchen Comödie genauer ansehen:

„Latinus und Hadriana“ lautet der Titel einer Tragi-Comödia des Präceptors Peter Elias Schröter, welche im Jahre 1616 in Marburg aufgeführt worden sein mag, — das Manuscript trägt wenigstens diese Jahreszahl und verzeichnet auch die Namen der Acteurs, meist adlige junge Herren.

Dies Stück beginnt mit dem üblichen Prolog, der den Zuschauern den ganzen Inhalt ausführlich hersagt. Latinus, Prinz von Navarra, belagert die Stadt Mondlihan, wo der alte König Hadrius herrscht, dessen Tochter Hadriana sich in den feindlichen Prinzen verliebt hat. Der König ruft Adelbertus von Athen zu seiner Hülfe herbei und dieser verlangt die Hand der Hadriana für den Fall des Sieges. Er schlägt auch den Latinus und der alte König will ihm seine Tochter vermählen, als diese ihre Liebe zu dem nun gefangenen Latinus gesteht, wonach denn das unglückliche Paar sterben soll. Der Prediger Magus kommt aber in dieser Noth auf denselben Einfall, welchen der Mönch in „Romeo und Julie“ hat, er bereitet einen Schlaftrunk und versetzt die Liebenden in einen völligen Scheintodt, so daß des Königs Urtheil nicht vollzogen werden kann. Indessen ist der Alte durch den Anblick der Leichen so gerührt, daß er seine grausame Härte bereut und in tiefe Verzweiflung verfällt; als daher nach drei Tagen die Liebenden wieder erwachen, willigt er freudig in ihre Verbindung.

Diese Handlung geht in fünf Acten vor sich; der Dialog ist gereimt und die ganze Dichtung überhaupt

15

ein regelrechtes Drama, während das eigentliche Volksschauspiel jener Zeit, die Comödien der Rosenplüt, Volz, Frischlin und selbst des Hans Sachs so ungeordnet und regellos waren, daß man gar nicht absieht, wie das deutsche Drama auf diesem Wege zu einer vernünftigen Kunstform hätte gelangen können. Allein während in diesen Comödien eine kernige Sprache, satirischer Uebermuth und ein gesundes Wesen waltete, ist das Drama des Herrn Peter Elias Schröter, welches so ziemlich die ganze Gattung charakterisirt, ein wahres Urbild lederner Weitschweifigkeit, die Sprache platt und seicht, die Personen langweilige Rede-Puppen und eine schulmeisterliche Moral in ihren Mund gelegt, die sich fortwährend in langen Ermahnungen an das Publikum wendet. Die Liebenden sind in ihrer Zärtlichkeit entsetzlich abgeschmackt und namentlich mit Küssen sehr freigebig, besonders lächerlich aber ist die Höflichkeit, mit der sich alle Personen des Stückes begegnen, so daß ihre gezierten Anreden ganze Seiten füllen.

Da dieses Muster eines Schul-Drama's an jene unsterbliche Liebes-Tragödie des großen Shakespeares erinnert, welche zu derselben Zeit in London über die Bretter ging und noch heute mit ihrem tiefen Zauber unsere Seele fesselt, so wird man unwillkürlich zu einer Paralelle verführt. Wie unendlich groß ist der Abstand zwischen diesen gleichzeitigen Erzeugnissen zweier verwandten Nationen, und welch einen Aufschwung hat der deutsche Geist genommen in den zwei Jahrhunderten, welche seitdem verflossen sind. Shakespeares und seiner dichtenden Zeitgenossen dramatische Charaktere, deren jeder

ein ganzer Mensch, nach seiner besondern Natur fühlt und denkt, die nicht erkünstelte Empfindungen declamiren, sondern wirklich empfinden, die frisch weg handeln, wie es das Herz gebietet, — Shakespeare's Schauspiele, deren jedes eine hohe herrliche Lehre enthält und ein Spiegel menschlicher Thorheiten und Tugenden ist, daß man weiser, besser und mit Dank gegen den hohen Genius erfüllt, das Schauspiel verläßt, welches wir nicht blos mit sinnlichem Auge gesehen, sondern tief innen miterlebt haben — und hier diese zahllosen, faden Erzeugnisse, welche dem deutschen Wesen durchaus fremd waren und in ihrem Geiste weit unter den einfachsten Handwerkerspielen standen! Es konnten aus dieser Richtung weder Dichter noch Schauspieler hervorgehen und dennoch pflegte man sie, wie ein sehr wichtiges Element der Bildung.

Der Hof in Kassel, der Mittelpunkt des verfeinerten Lebens, wo nicht ausschließlich Cavaliere, sondern auch Männer der Wissenschaft und Kunst Zugang hatten, verhielt sich nicht gleichgültig gegen das Schauspiel der Schulen und gab überhaupt der dramatischen Kunst, seit eine solche aufgetaucht war, mannigfache Anregungen. Unter Philipp dem Großmüthigen finden sich noch keine Spuren solcher Unterhaltungen; seinen Turnieren, welche zur Belustigung fürstlicher Gäste aufgeführt wurden, wie im Jahre 1535, als die Herzöge von Braunschweig und Sachsen mit einem großen Gefolge den landgräflichen Hof besuchten und durch Kampfspiele mit Gesang, Tanz und Saitenspiel bewillkommet wurden — hatten wohl einen theatralischen Charakter, da es sich darin um eine täuschende Nachahmung früh-mittelalterlicher Sitten han-

delte, allein es fehlte das dramatische Wort. Erst Philipps Nachfolger, der Landgraf Wilhelm IV., wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften der „Weise“ genannt, konnte eine wirkliche dramatische Kunst in den Kreis der Hof-Belustigungen aufnehmen und förderte die Darstellung von Schulcomödien als einen Bestandtheil hoher Festlichkeiten. Bei seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Würtemberg, am 12. Februar 1566, wurde vor dem glänzenden Hofe eine biblische Comödie des hessischen Dichters Peter Paganus unter dem Titel: „Isaac und Rebecca“ gegeben und 1607 führte man bei Anwesenheit des Hofes in Marburg im Pädagogium „eine ausbündige Comödie vom König Saule von Jeanne Braschio, magno cum applausu spectalorum auf,“ wofür der Dichter „der Academiæ zu Ehren und dem Paedagogio zu Lobe zwölf Gulden aufwendete,“ welche beträchtliche Summe wahrscheinlich für Decorationskosten oder auch für die Gagen aufgewendet wurde, da die Schüler für ihre künstlerischen Leistungen kleine Geldbelohnungen bekamen.

Dem großen Publikum blieben übrigens diese Kunstgenüsse nicht vorenthalten, denn es wird uns berichtet, daß der Kasseler Schulmeister Christianus 1565 im sogenannten „Kaufhause“, welches auf dem jetzigen Gouvernements-Platze stand, eine geistliche Comödie vor einer großen Zuschauer-Menge aufführen ließ und damit solches Glück machte, daß Bürgermeister und Rath ihm drei Gulden Honorar bewilligten.

Der größere Theil dieser Comödien, namentlich diejenigen, welche in den Schulen an Prüfungs-Tagen aufgeführt wurden, war lateinisch und nur wenn man vor

das größere Publikum trat, bequemte man sich zur deutschen Sprache, die in den Pädagogien für das Schauspiel sogar ausdrücklich untersagt war. Die Verfasser der Stücke waren meist die Lehrer selbst und jede Schule variirte dieselben beliebten Stoffe: Joseph und seine Brüder, Absalon, Adam und Eva, Susanna, die „Comödia von Dyonisii Syracusani und Damon und Pythiæ Brüderschaft,“ 2c. Titel, welche schon von selbst beweisen, daß diese ersten Bestrebungen der Dramatik außerhalb des wirklichen Lebens und ihrer Zeit standen.

Unter den Manuscripten, die uns aus jener Periode noch erhalten blieben, befindet sich gleichwohl im Besitze der öffentlichen Bibliothek zu Kassel ein halb lateinisch, halb deutsch geschriebenes Drama, welches als eine interessante Ausnahme gelten darf, da dasselbe einen der gewaltigsten Stoffe aus der deutschen Geschichte zum Vorwurf hat, nämlich den Bauernkrieg. Es ist dies eine ausdrücklich für die Aufführung geschriebene Schulcomödie, die wahrscheinlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Marburg über die Bretter ging, denn auf einem Blatte des Manuscripts befinden sich die Namen mehrerer Universitäts-Professoren aus jenen Jahren. Die Hauptpersonen der fünfactigen Handlung sind: Der Landgraf Philipp der Großmüthige, der als Freund der Reformation auftritt und sein Gegner Thomas Münzer, der communistische Prediger von Mülhausen, dessen Schaaren bekanntlich auch Hessen stark beunruhigten. Hans und Cunz und deren Weiber sind Repräsentanten des Volkes und rebellisch gesinnt; außer ihnen gibt es in dem Stück noch eine Menge Figuren, theils in modern

dramatischer Gestaltung, theils in schwacher Nachahmung der antiken Comödie. Ein Prätor eröffnet das Drama mit einer lateinischen Anrede: „Nachdem die Schüler in Erfahrung gebracht haben," sagt er, „daß man schon längst die berühmte und gelehrte lateinische Comödie zu sehen wünsche, so würden sie sich bemühen, dem Einsichtigen zu gefallen. Wenn irgend Jemand sich unangenehm berührt fühlen sollte, so möge er bedenken, daß die Handlung nicht ihr Werk sei, sondern sie nur für die Darstellung einzustehen hätten. Er sehe unter dem Publikum Einige, die dem Bachus und der Venus huldigen, auch verschlagene Parmenones, unersättliche Gnathones und thörichte Thrasones,*) — sollten sie sich durch die Comödie verletzt fühlen, so hätten sie sich das selber zuzuschreiben." Man ist nach diesem Prolog auf etwas ganz Anderes gefaßt, als eine Darstellung des Bauernkrieges, allein die Handlung beginnt gleich mit einer Scene, wo die Bauern Hans und Cunz dem fürstlichen Rath Ficinus (Feige, berühmter Rechtsgelehrter, gestorben 1543) den Zehnten verweigern. Es herrscht Uebermuth und Trotz im Volke und die Bande der Ordnung sind aufgelöst, so daß bei dem Auftreten Münzers die revolutionairen Elemente sich leicht zusammenfinden. Der Landgraf sieht, daß auf friedlichem Wege nichts mehr zu erreichen steht, rüstet deshalb ohne Verzug ein Heer aus und eilt nach Thüringen, wo in einer einzigen Schlacht der Aufstand niedergeworfen wird. Münzer ist ganz entmuthigt, und sein Hauptmann Pfeiffer muß ihn zur

*) Schmarozer, Aufschneider 2c. Stehende Masken des Terenz.

Fortsetzung des Kampfes mühevoll überreden; aber das Glück ist nicht auf seiner Seite und er wird bald von den Soldaten Philipps gefangen genommen und dem Sieger vorgeführt:

Landgraf: Wohlan Gefährten, führt Münzer vor, daß wir von ihm selbst hören, welches sein wahrer Glaube sei. Der Fanatismus hat ihn so weit gebracht. Doch seht, er naht sich schon. Ich red' ihn an. Nicht wohl bist Du berathen, edler Mann!

Münzer: Nie hab' ich gegen Gottes Wort gefehlt.

Landgraf: Nie hättest Du Dich dagegen vergangen?

Münzer: Niemals. Des Evangeliums ewige Wahrheit habe ich stets geachtet und jener Bund sollte nur die Gewalt der Mächtigen zügeln. Der Kirche war von Anbeginn ein jedes Gut gemeinsam und lauter wurde Gottes Wort gelehrt, nie war sie einer Gewalt unterworfen. Diese Freiheit ist es, die ich ihr wieder schaffen wollte.

Landgraf: Nichts hättest Du gethan, was die Pflicht Dir verbot? Bei Gott und was den Menschen heilig ist — Du hättest das lautere Wort Gottes gelehrt? Paulus, Gottes auserwähltes Werkzeug gebietet Gehorsam gegen die Obrigkeit. Antworte, wenn Du es vermagst. Du schweigst, Du zitterst! Warum hast Du tausende von Menschen betrogen?

Münzer: Ha, es war ihr Wille, betrogen zu sein. Die Welt will es. Besser ist es aber, dem Betruge zuvorzukommen, als selbst betrogen werden.

Landgraf: Das thatest Du. Doch Du schweigst. Geschehen ist's um Dich. Führt ihn fort.

Münzer: Gnade!

Landgraf: Du stirbst, wie Du verdienst. Legt ihn in Ketten, es treffe öffentliche Strafe seine unerhörte That.*)

Neben der ernsten Handlung enthält das Stück komische Scenen oder Zwischenspiele, die zu demselben in gar keinem innern Zusammenhang stehen und theilweise sogar in griechischer Sprache geführt werden. In einem der ergötzlichsten treten Bachus und Venus und streiten um drei Schüler, die eine jede dieser unsterblichen Gottheiten zu verführen sucht. Der Schluß des Schauspiels führt uns aber das frühere väterliche Verhältniß wieder vor, welches zwischen dem Landgrafen und seinen Bauern vor jenen Unruhen geherrscht hatte. Ein Bauer, Namens Chremes, tritt demselben in den Weg und trägt ihm einen Streit mit einem Nachbar vor:

Landgraf:

Müßt ihr immer im Zanke liegn!

Chremes:

Ich hette gerne stille geschwiegn,
Wenn er mich wolt zufrieden lahn.

Landgraf:

Was hast mit ihm zu thun, sag ahn?

Chremes:

In diesem Brieff ist's all verfaßt,
Da kendt ihr's lesn.

Landgraf:

Bäwrlein, Du hast
Ein gros geschmir, Hab nicht die weyl
Zu lesn, erzels.

*) Die Unterredung ist im Originale lateinisch.

Chremes:

Kans in der eyll
Nicht alle sagn, ich will es doch
Versuchen, newlichen da kroch
Meins Nachbarn saw in meinen Garten,
Verwüst mir alls, welchs ich nicht wartn
Kondt, schlug sie todt, nuhn will er mich
Zwingn die saw zu bezaln, daß ich
Gantz vndt gar nicht gestendig bin.

Landgraf:

Bäwrlein, mich dünket in meinen sin
Du seist doll, Hast Du die saw
Zu todt geschlagn, wolan so schaw,
Daß Du sie ihm bezalst.

Chremes:

Nein Her,
Mit nichten, bedenkt es besser,
Ich merk wol, ihr versteht mich nicht.

Landgraf:

Wolan Bäwrlein, so unterricht
Mich deßen besser.

Chremes:

Ich wils gar
Deutlich sagn, wie es war
Ergangn. Seht, als wan dies mein Hauß
Vndt dann mein Gartten so heraus
Ging, vndt ihr wert das garstig schwein,
Ihr kröchet mir zur lücken herein,
Verwüst mir alls, hieß euch hinausgehn,
Ihr bliebt mir nichts desto wenger stehn

Im gartten, ich nemb ein klein steckn
Vndt schlüg euch auf den rüssel, vndt ihr
Legtet euch geschwind nieder hier
Vndt stürbet dran, was köndt ich dann
Darzu, hett ihr mein gartten lahn
Vnverwüst, so werdt ihr noch vielleicht
Bey leben.

Landgraf:

warlich mein bäwrlein
Wie mich bedünket, so sollt woll dein
Sach richtig sein.

Chremes:

Es düncket mich auch.

Landgraf:

Wolan zeuch hin, ich wil dem gauch
Befeln, daß er dich zufrieden laß.

Chremes:

Das ist sehr gut. Wil nun mein straß
Vort gehn. Aber ich hett auch noch
Ein bitt zu euch, wolt mir doch
Ein alten verschlißnen thaler schencken
Daß ich ewr möcht dabei gedencken.

Landgraf:

Zeuch hin, wil Dein gnedger Her sein.

Chremes:

Vndt ich ewr gnedges bäwrlein!

Wenn sich in der oben angeführten Tragödie vom Prinzen Latinus der trockene sinnlose Schul-Pedantismus breit macht, so sehen wir in diesem „Tendenz-Drama" schon das frische Leben der Gegenwart zuströmen und

eine bunte Handlung sich entfalten, allein ich habe trotz der ungemein eifrigen Pflege der Schauspielerei in der nachfolgenden Regierungszeit des Landgrafen Moritz kein zweites Manuscript auffinden können, welches einen gleichen Fortschritt zur Darstellung der wahren Menschen-Natur bekundete.

Wir wollen gleichwohl dem Theater dieses Fürsten einige Aufmerksamkeit schenken, da es im vollen Glanze an dem großen Wendepunkte des deutschen Theaters steht, wo der Dilettantismus der Gelehrten und ihrer Schüler der wirklichen Berufsschauspielerei Platz machte, der dramatischen Kunst in selbstständiger Ausführung durch ihre ersten abenteuerlichen Jünger.

In der alten Landgrafenstadt nahm das Kunsttreiben unter Moritz „dem Gelehrten," welcher 15.. den Thron bestieg einen bedeutenden Aufschwung und erhielt sich bis zum Beginn des 30jährigen Krieges, also etwa durch einen Zeitraum von 25 Jahren in einer für die damalige Zeit erstaunlichen Lebendigkeit, ja es erschien in vieler Beziehung so vielversprechend, daß vielleicht ohne den unseligen Krieg eine höhere Entfaltung eingetreten sein würde.

Für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Schauspielkunst ist die Entstehung der Hoftheater ein wichtiger Abschnitt; diese Kunst trat damit in die streng abgeschlossenen Kreise der feinern Bildung, die zu dem Handwerker auf der Bank der Fastnachtsspiele sich nicht herabbequemen mochten und sich daher ein Theater nach ihren besondern Anschauungen schufen. Zwar gelangte die Schauspielkunst darin zu keinem solchen warmen

Leben, welches im Geiste der Nation seine Wurzeln hat, sondern das Volk mit seiner Comödie (die wandernden Truppen) mußten erst hinzutreten, um die antike Mumie der Schulstube in ein lebendiges Wesen zu verwandeln; aber diese Hofcomödien gewährten gleichwohl der jungen Kunst ein Asyl, als die Kriegs-Verwilderung sie mit Allem zu verschlingen drohte, was geistiges Gut der Nation war. Die englischen Comödianten fanden am Hofe zu Kassel, wie zu Dresden und Braunschweig, einen gepflügten Boden, auf dem sie die ersten rohen Keime des Theaters, wie Shakespeares es geschaffen, ausstreuen konnten.

Das Kasseler Hoftheater des Jahres 1610 war ein sehr merkwürdiges Institut; es war ein Erzeugniß der exclusivsten Bildung, ein Tempel so wunderlicher Musen, als eine gepuderte, mit Schönpflästerchen gezierte und lateinisch redende Melpomene nur immer sein kann, eine Zierpflanze, weit abgelegen von dem Wege einer natürlichen, lebenskräftigen Entfaltung der Kunst. Freilich spielten die Gelehrten und hoffähigen Leute in dem Hoftheater selbst ihre Comödien und welcher Art konnten diese sein? Hans Sachs, der 208 „fröhlicher Comedi, trauriger Tragedi und kurzweiliger Spiel“ verfaßt hatte, war noch nicht lange todt und konnte unmöglich schon vergessen sein, aber das war freilich nicht der Geschmack der Gebildeten; ebensowenig Jakob Ayrer von dem um diese Zeit (1618) „dreißig ausbündig schöne Comödien und Tragödien, sammt noch andern 36 schönen lustigen und kurzweiligen Fastnachtspielen“ gedruckt erschienen; — er war gleich dem Hans Rosenplüt im

Norden kaum bekannt, denn eines armen Poeten Ruhm ward noch nicht durch Dampf- und Schnellpressen, Eisenbahnen und Telegraphen der Art in die gebildete Welt getragen, daß man zwischen heute und morgen völlig unsterblich gemacht sein konnte; Gryphius schrieb erst nach dem 30jährigen Krieg. Kurz, Deutschland war in der dramatischen Literatur gegen seine westlichen Nachbarn sehr zurückgeblieben, deren Dichtergestirne ihr stolzes Licht herüber auf ein Chaos werfen, aus dem sich erst nach Ueberwindung einer langdauernden Erschlaffung des nationalen Geistes eine Literatur und das Drama der neuern Periode erheben sollte. Als das 17. Jahrhundert anbrach, hatte die Tragödie jenseits des Rheins einen Corneille gefunden, brach in England Shakespeare's Genius dem Schauspiel gewaltig Bahn, während in Spanien durch Cervantes, Calderon und Vega, die Bühne zum Mittelpunkt aller poetischen Production geworden war; in Deutschland aber erstarben die Versuche, die theatralische Kunst zu beleben, allzubald im großen Kriegsdrama.

Ehe wir den Darstellungen des ersten Kasseler Hoftheaters, von dem uns freilich nur wenige Stücke bekannt sind, eine kurze Betrachtung widmen, wollen wir des fürstlichen Gründers dieser Kunst-Anstalt und ihrer Einrichtung gedenken.

Die Chronisten gaben dem Landgrafen Moritz den Beinamen des „Gelehrten". Er war einer der interessantesten Männer seiner Zeit, in vielen Zweigen der Gelehrsamkeit, in alten und neuen Sprachen bewandert und so ausgezeichnet in der beliebten Disputirkunst, daß ein Zeit-

genosse in einer im damaligen schwülstigen Modestyle verfaßten Lobrede von ihm ausruft: „Ich habe ihn auf dem Katheder gesehen. Beim unsterblichen Gotte! da konnte man den Perikles hören, nicht wie er redete, sondern wie er donnerte und blitzte!“ Besser jedoch als diese Lobrede zeugt des Landgrafen „Lehrbuch der Poetik“ für seine hohe und gründliche Bildung, denn dieses im Jahre 1610 in Kassel gedruckte Buch erschien noch 1752 in siebenter Auflage. Er war zugleich selbst ein Stück von einem Poeten, schrieb lateinische Gedichte und sogar deutsche, verfaßte in seinem achtzehnten Jahre eine metrische Psalmen-Uebersetzung, die 1593 in Schmalkalden gedruckt erschien und war endlich auch Musiker, denn er componirte „Motetas, Concertas, Madrigalas, Intradas, Pavanas und Courantas“ nach selbstgemachten Texten. Dieser schöngeistige Fürst, dessen Regierungszeit eine Glanzperiode seiner Residenz war und dem sie manche Kunstwerke und Zierden verdankte, war die befruchtende Sonne einer kleinen Welt von Cavalieren und Gelehrten, Philosophen und Astrologen, Tanz- und Fechtmeistern rc., von denen Diese seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft, Jene seinen frischen Sinn für die heitern Seiten des Daseins theilten. Wenn er der oberste Leiter seines Theaters war, so besaß dies jedenfalls eine kunstverständige Führung, aber Moritz war vor allen Dingen „Gelehrter“ und die Grundlage seiner Schauspiel-Uebungen war bei Lichte betrachtet nicht die Kunst, sondern die Philologie.

In jener Zeit hatte man es im Tanzen zu einer außerordentlichen Virtuosität gebracht; die Tanzkunst — nicht in theatralischer Ausübung, sondern als geselliges

Vergnügen der feinen Welt wurde mit einer Leidenschaft getrieben, die wahrhaft lächerlich ist. Dieselbe Richtung, welche Sophokles, Seneca, Plautus, Terenz auf dem Katheder und auf der Bühne zur Herrschaft brachte, kam auch im Tanze zur Geltung; die griechische Mythologie wurde nach den Formen französischer Etiquette tanzend dargestellt und zur Abwechselung auch die biblische Historie hinzugezogen. Wenn der stattliche Landgraf im Gewande eines griechischen Gottes die Quadrille eröffnete, so war das kein vereinzelter Einfall des Geschmacks, sondern alle Höfe, am glänzendsten die der kleinen italienischen Fürsten, überboten sich in der Pflege des Ballets; Ludwig XIV. noch tanzte die Aphrodite in einem Divertissement, welches Mazarin verfaßt hatte und Sully, der personifizirte Ernst, commandirte einen albernen Schäfer-Reigen mit so großem Eifer wie seine berühmte Artillerie.

Es kam bei diesem Mummenschanz nur auf sinnliche Aeußerlichkeit an und es ist möglich, daß derselbe den Landgrafen auf die Dauer nicht befriedigte, daß sich sein geschäftiger Geist mit der frostigen Symmetrie des Ballets nicht begnügte, denn aus der noch vorhandenen Schilderung seiner Ritterspiele, welche die Romantik des Mittelalters copirten, geht die entschiedene Neigung zur dramatischen Form hervor. Diese Spiele fanden im Freien statt und wenn der Winter denselben ein Ende machte, so wurden sie durch Belustigungen im Zimmer ersetzt, wozu die classischen Dichter Ideen und Bilder liehen. Der Pantomime fügte man das Wort bei und schritt so zur Darstellung von Begebenheiten. Der Landgraf trat jetzt selber als dramatischer Dichter auf und huldigte

vorzugsweise der leichtgeschürzten Muse des Römers Terenz, dessen Verschnittener u. A. vor versammeltem Hofe dargestellt wurde.

Je mehr diese Aufführungen in Aufnahme kamen, um so dringender wurde das Bedürfniß einer freien, vom Zuschauerraum getrennten Bühne und Moritz ließ endlich einen römischen Tempel bauen, welcher ganz ausschließlich dem Schauspiele geweiht sein sollte, um mit allen Mitteln des theatralischen Prunkes die edle Kunst zu größerer Vollkommenheit zu bringen.

So entstand im Anfang des 17. Jahrhunderts eines der ersten Schauspielerhäuser im größeren Style, welche Deutschland besessen hat und obgleich uns über die innere und äußere Beschaffenheit des „Ottoneums“ (nach des Landgrafen ältesten Sohne Otto so genannt) wenig bekannt ist, so geht doch aus der Notiz eines sächsischen Gesandten, dessen E. Devrient in seiner Geschichte der deutschen Schauspieler-Kunst gedenkt, und welcher zu jener Zeit Kassel besuchte, hervor, daß dasselbe einen beträchtlichen Umfang hatte. Dieser Herr, Humpert v. Langen, sah im Jahre 1611 in Kassel „eine Comödia agiren“ in einem schönen Theater, welches etliche tausend Zuschauer fassen konnte, und „auf die alte römische Art gebaut“ war, was vollkommen der Geschmacksrichtung der Zeit entspricht, denn nicht blos in der Dichtkunst dominirten Griechen und Römer, sondern auch in der Baukunst und der gothische Styl, welcher noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Kirchenbau vorherrschte, war durch einen neuen verdrängt worden, der sich durch Ueberladung mit gekünstelten Formen auszeichnete.

Da der Tempel ausdrücklich für theatralische Spiele gebaut war, so entsprach die innere Einrichtung diesem Zweck und die allegorisch bemalten Wände bedurften keiner weiteren decorativen Bekleidung. Verwandlungen im heutigen Sinne kannte man noch nicht und der Wechsel der Scene wurde durch das Abtreten der Schauspieler angedeutet, wie dies auch auf Shakespeares Bühne der Fall war, obgleich er in seinen Stücken so vielfach die Scene wechseln läßt. Selbst die spätern herumziehenden Gesellschaften hatten einen ganz geringen scenischen Apparat und in ihren Tragödien war der Einheit der Handlung doch auf die tollste Weise Hohn gesprochen. „Wir sind nun hier in dem und dem Lande“ beginnt oft der Schauspieler seinen neuen Auftritt, um der Phantasie des Zuschauers ein wenig aufzuhelfen; oder „dies ist nun der Ardenner Wald“ wie in Shakespeares Lustspiel „Wie es Euch gefällt“ und sicher bedurfte das Publikum einer solchen Anzeige, denn in Wahrheit sah es ja nur einen durch hängende Teppiche gebildeten freien Raum.

Anders verhielt es sich mit den Flugmaschinen, die sehr häufig in Gebrauch kamen, weil in vielen Stücken Engel und Götter mitspielten. In diesen Apparaten war man übrigens sehr vorgeschritten. Die Dresdener Hofbühne des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts leistete darin Erstaunliches; aber auch schon in den alten kirchlichen Schauspielen wurden die Erscheinungen eines bevölkerten Himmels, einer lodernden Hölle, auf die geschickteste Weise bewerkstelligt.

In den lateinischen Schauspielen der Hof-Comödie

erschienen die Personen im Costüm des Stückes. Es war dies überhaupt eine wesentliche Sache und bei den Tänzen und Ritterspielen spielte das Costüm die wichtigste Rolle. Obgleich die Zusammensetzung der Theaterkleider barock genug gewesen sein mag und die Helden des Alterthums in Perrücken, mit Federhüten und Spitzenkragen erschienen, so verschwendete man doch den größten Glanz auf das Aeußere; man überlud sich im Geschmacke der Zeit mit einem reichen Flitter, um durch Verzierungen und Nebendinge einen besonderen Eindruck hervorzubringen.

Bei den Aufführungen der Comödien im Schulsaale standen in der Regel die Personen des Stücks in einem Halbkreise und traten nacheinander einzeln vor, oder wie es die Scenen erforderten zu zweien und dreien, um ihre Stellen herzusagen und dann an ihre Plätze zurückzugehen. In diesem neuen Schauspielhause mußte der Vortrag der Dichtung den Character einer Lectüre verlieren, die Comödien wurden vielmehr „agirt“ und es gab eine gegliederte Action, die freilich das Hof-Ceremoniell mehr abspiegelte, als sie durch inneres wahres Leben wirkte. Dieser Umstand hängt eben damit zusammen, daß von einer Darstellung von Characteren oder Leidenschaften noch nicht die Rede, sondern die Begebenheit die Hauptsache war. Uebrigens wirkte die Dichtung durch reichlich eingestreute Sittensprüche.

Trotz des äußeren Fortschrittes, welcher von der ärmlich ausgestatteten Comödie der Schule und des Jahrmarktes bis zu diesen glänzenden Spielen des Hofes geschehen war, blieb der Geist der ganzen Dramatik fruchtlos. Sie war nichts weniger, als jener „phan-

tastische Riesengott mit hundert Armen, aller Bildung reiche Mittel bietend“ (Göthe), sondern ein todtes Ding in das graue Gespinnst der Schulweisheit gehüllt, dennoch aber in gewissem Sinne ein Spiegel ihrer Zeit zu nennen. Man muß auf die Anschauungsweise und die Art des poetischen Wirkens der Leute zurückschließen, die sich allen Ernstes und mit der Prätension höchster Bildung an solchem langweiligen Zeug erbauten. Das täppische Wesen der Fastnachtsspässe der Bürger schließt hundertmal mehr jugendliche Lebenskraft in sich.

Da in den Schauspielen des Ottoneums auch musikalische Begleitung üblich war, wie denn schon in dem früher erwähnten Manuscript der Tragi-Comödie von Latinus und Hadriana am Schluß eines jeden Actes ausdrücklich bemerkt ist, daß die Musik „einfalle“, und auch sonst diese Kunst neben der dramatischen, wenn auch noch nicht in der Form der Oper, einer eifrigen Pflege des Hofes sich zu erfreuen hatte, so wollen wir hier auf die erste Entfaltung derselben einen kurzen Rückblick werfen.

Wie die Schauspielkunst, so sehen wir auch die Tonkunst im Dienste der Kirche wirken. Mit der Reformation nahm die Kirchenmusik einen großartigen Aufschwung, der Gesang trat an die Stelle bildlicher Versinnlichung, die Passionsgeschichte, sonst dramatisch dargestellt, wurde nun gesungen und Bach's Werke legen Zeugniß von der Gewalt dieser musikalischen Schilderung ab. Neben der Orgel gebrauchte man Instrumental- und Vocal-Musik; Chöre und Solosänger wurden ausgebildet, daher die kleinen protestantischen Höfe meist Kapellen hielten. So hatte sich Landgraf Philipp der Großmüthige für die

musikalische Ausschmückung des Gottesdienstes lebhaft interessirt und angeordnet, daß die Orgel mit Blas- und Streich-Instrumenten begleitet werde. Er unterhielt zu diesem Zweck eine Kapelle, welche in der Person des Musikers Jorius Kern (1520—1530) einen geschickten Dirigenten besaß. Derselben wird in dem ältern Gerber-schen Tonlexikon sogar als tüchtiger Componist bezeichnet, doch mag von seinen Werken nichts auf die Nachwelt gekommen sein. Daß er ein wohlfeiler Kapellmeister war, geht aus seinem Gehalt hervor, denn es betrug derselbe jährlich 24 Gulden und 10 Gulden für vier Singeknaben. Ueberhaupt muß dieses ganze Institut sehr bescheidener Natur gewesen sein, denn obgleich dasselbe aus zehn Musikanten: darunter drei Trompeter, ein Trommelschläger, ein „Hornbläser", ferner einem Organisten, zwei Sängern: Tenorist Sifridus Tollus und Bassist Jorius Baum und einem Knabenchor bestand, so kostete es doch jährlich nur 291 Gulden.

Landgraf Philipp war ein großer Verehrer der Musik, aber er lebte in einer stürmischen Zeit, die ihm keine Muße gönnte. Erst gegen das Ende seiner Regierung verbesserte sich die Kapelle unter der Leitung des Componisten Johann Heugel. Der Tenorist, welcher den damals bedeutenden Gehalt von 160 Thalern bezog, hieß Paolo Wazzuchello und war ein berühmter Sänger.

Philipp's Nachfolger, Wilhelm der Weise ließ zwar die Kapelle bestehen, wendete ihr aber eine geringere Theilnahme zu und erst Landgraf Moritz verlieh ihr wieder einigen Glanz.

Ich habe schon gesagt, daß dieser Fürst in der Ton-

kunst wohl bewandert war, da er Psalmen, wie das Titelblatt der 1607 gedruckten Sammlung besagt, „mit lieblichen Melodiis per otium zierte und mit vier Stimmen componirte“ und auch Motetten und andere Kirchenmusik, namentlich ein vierstimmiges Magnificat herausgab, in welchem er sich als Meister der Harmonie bewährte.

Sein erster Kapellmeister hieß Georg Otto und machte sich als Componist und musikalischer Schriftsteller vortheilhaft bekannt. Von ihm erschien 1604 zu Kassel ein großes Ton-Werk in drei Theilen: Opus musicum novum, contin. Textus evangelicos, dierum festorum, dominicarum et feriarum. Ex mandato Illustr. Princip. D. Mauritii etc. Summa diligentia et industria: oxto, sex et quinque vocibus compositum, et tum vivae voci, tum omnis generis instrumentis optime accomodatum a Georgio Ottone, Chorarcho Hassiaco. Cass. 1604. Die Kapelle hatte sich unter diesem begabten Führer erweitert, denn ihr Etat war auf 3000 Gulden gestiegen, ein Beweis wie sehr sich Landgraf Moritz für dieselbe interessirte. Sie bestand aus sieben Sängern und 15 Instrumenten. Ein Italiener Paride, genannt Bergamo, Tenorist, bezog die hohe Gage von 300 Gulden.

Im Jahre 1599 trat Heinrich Schütz als Sänger in die Kapelle ein, derselbe, welcher später am Hofe zu Dresden eine so große Bedeutung für die Entwickelung der Oper erlangte, daß man ihn gemeiniglich den Vater der deutschen Oper nennt. Er war erst 15 Jahre alt, aber seine schöne Stimme verschaffte ihm am Hofe Aufnahme, wo er zugleich mit jungen Grafen und Edelleuten

den besten Unterricht in den Künsten und Wissenschaften erhielt. Es scheint als habe der Landgraf die Absicht gehabt, aus dem begabten jungen Manne etwas Rechtes werden zu lassen, denn 1607 bezog Schütz die Universität Marburg und studirte die Rechte, ohne jedoch in der Musik müßig zu sein. Als sein hoher Gönner nach Marburg kam und sein Gambenspiel hörte, gab er ihm den Befehl nach Kassel gleich zurückzukehren und bald darauf fand sich Schütz zur Reise nach Venedig ausgerüstet, wo er bei einem berühmten Musiklehrer, Giov. Gabrieli, Unterricht genoß. Er studirte dort vier Jahre, gab ein musikalisches Werk heraus und kehrte, als sein Lehrer starb, nach Kassel zurück, wo er nun als Hof-Organist angestellt wurde. Sein fernerer Aufenthalt daselbst war jedoch von kurzer Dauer und er scheint an dem kleinen Orte wenig Befriedigung gefunden zu haben. Der Kurfürst Johann Georg I. engagirte ihn für seine Kapelle und er vertauschte Kassel mit Dresden, wo zu jener Zeit ein glänzendes künstlerisches Leben blühte. Dort componirte er die erste deutsche, wahrscheinlich dem italienischen Vorbilde ähnliche Oper *) „Daphne“, deren Text Opitz gleichfalls nach dem Italiener Rinuccini gedichtet. Dieselbe wurde 1828 zur Feier der Vermählung der Schwester des Kurfürsten in Dresden aufgeführt **).

*) Die Composition ist verloren gegangen; das italienische Muster ist von Jacobo Peri.

**) Schütz starb in Dresden am 6. November 1672. Ausführliches über ihn enthält: Fürstenau, zur Geschichte des Theaters und der Musik in Dresden. 1861.

Nach Otto's Tode erhielt ein Oberkammerdiener Namens Christian Cornett die Stelle des Kapellmeisters und gegen Ende des 30jährigen Krieges wird uns noch Michael Hartmann genannt, auf dessen Gage die theure Zeit schon eingewirkt zu haben scheint, da er nur 80 fl. Jahressold erhielt, 36 fl. Deputat und 24 fl. Kleidergeld.

Kehren wir nun zur Geschichte des Ottoneums zurück, dessen theatralische Aufführungen bei so dauernder und kunstgemäßer Pflege der Musik, nicht ohne die Begleitung dieser Kunst blieben, wenn auch ihr Antheil noch ein sehr einfacher war, da man auf dem Gebiete der dramatischen Musik noch gar nichts in Deutschland leistete und selbst Italien, die Geburtsstätte der Oper, bei den ersten Versuchen stand.

Von den Stücken, welche in der kurzen Zeit des Bestehens der Bühne zur Darstellung kamen, sind uns meist nur die Titel bekannt und von diesen der geringste Theil. Die beliebten biblischen Schauspiele waren in der Form dem kirchlichen Drama der früheren Zeit verwandt, es waren vielactige Tragicomödien. Besonders beliebt aber scheint das Spiel „von der keuschen Susanna" gewesen zu sein, denn es wurde in ganz Deutschland gegeben. Ferner wird uns die Tragicomödie „Esther" genannt, ein gleichfalls häufig behandelter Stoff. Noch gegen das Ende dieser Periode, am 10. April 1630 wurde eine „Esther" des hessischen Dichters und Conrectors **Fabronius** durch die Schüler der Kasseler Stadtschule in Gegenwart des Landgrafen und des Herzogs Christoph v. Lüneburg dargestellt. Sie war in jambischen Trimetern oder Senarien in fünf Acten geschrieben und

erforderte zur Darstellung außer den Dienern, Soldaten, Landleuten und Musikern, 23 Personen. Fünf Chorgesänge mit Instrumental-Begleitung waren damit verbunden *). Aus der Feder des Landgrafen hatte man ferner eine Tragödie „Saul", ein Held, der dem Theaterpublikum jener Zeit oft vorgeführt wurde; in Prag sogar in einem zehnactigen Stück von 100 redenden und 500 stummen Personen. Der schon erwähnte sächsische Gesandte v. Langen sah die Tragödie „Tarquin und Lucrezia" im Ottoneum. Die „Antigone" des Sophokles wurde griechisch aufgeführt von den Zöglingen der Ritterschule. Die Lustspiele des Ottoneums waren meist Nachahmungen des Terenz, den ja auch Jakob Ayrer und Molière viel benutzten. Man gab die „Anglia" (die Andria dieses Dichters), „Cassandra", eine Nachbildung des Verschnittenen rc., stets jedoch lateinisch. Erst spät kam man zu der Einsicht, daß die dramatische Kunst noch eine andere, ernstere und höhere Bestimmung habe, als sie in diesen Schul-Produkten erhielt und es war in der Mitte der Hof-Gesellschaft selbst, wo man das Bedürfniß, wenn nicht nach lebendiger Poesie, doch nach deutscher Sprache zu empfinden begann. Der Leibarzt des Landgrafen, Dr. Rhenano (Rheinland), früher Professor in Marburg und als wissenschaftlicher Schriftsteller bekannt, schrieb ein deutsches Lustspiel und empfahl es dem Landgrafen zur Aufführung. Interessant ist die Vorrede der noch vorhandenen Handschrift, worin der Verfasser, welcher große Reisen gemacht und wie es scheint auch England

*) Weber, Geschichte der Schulen in Hessen.

besucht hatte, seine Ansichten über das Drama ausspricht. Sie ist datirt vom 30. Januar 1613. „Wie viel die alten Heyden von den Comoedien gehalten haben, bezeugen nicht allein ihre monumenta und nachgelassene Bücher, sondern auch die großen Kosten, so sie darauf gewendet haben, daß sie auch der hochgelarte Man Cicero, imitationen vitae, speculum consuetudinis & imaginem veritatis zu nennen keine schewen getragen. Es haben aber die alten solche nicht allein hochgehalten, sondern sie werden auch noch heutiges tages beinahe von allen nationibus Europae exercirt, da die Engländer, beids was die composition vnd dann auch die action belangt, ohne zweiffel den Vorzug haben. Denn was die Poeten vnd Comödienschreiber anlangt, brauchen dieselben in wichtiger, gravitätischer vnd trauriger materia ein sonderlich jambicum pentametrum, damit sie den Comoedianten die action gleichsam in die Hand geben, in geringen sachen aber reden sie nur schlecht vnd in prosa, damit hohe vnd geringe Dinge nicht commisciret, sondern einem jeden Theile seine gebür zugestellt werde vnd also beids ligatam vnd solutam orationem in den Comoedien sehr nöthig zu sein erachten auch eine ohne die andere (wenn man eine rechte action nach Gelegenheit der Personen vnd materie haben will) nicht wohl sein könne, vermeinen. Dißes hat den deutschen actoribus (so viel mir bewuß) biß hero gemangelt, welche sich entweder ganz an reimen verße gebunden oder alles ohne vnderscheit in prosa vorgebracht haben, darinnen wichtige sachen mit gebührlichem actionibus sehr schwerlich ausgetrückt werden können. Es haben auch viel vermeinet, es sei vns

Deutschen vnmöglich in vnser sprache die Engländer zu imitiren, vnd gleiche carmina zu schreiben. Was aber die actores anbetrifft, werden solche, wie ich in England in acht genommen, gleichsam in einer schule täglich instituiret, daß auch die vornembsten actores sich von den Poeten müßen vnderweißen lassen, welches dann einer wolgeschriebenen Comoedie das leben vnd zierde gibt vnd bringet, daß also kein Wunder ist, warumb die Engländische Comoedianten (ich rede von geübten) anderen vorgehn vnd den vorzug haben."

Rhenano hat denn auch „seiner Profession gemäß" eine Art von psychologischer Comödia in Prosa und Jamben geschrieben, welche viel Gelehrsamkeit im Gewande einer mühevoll ausgeklügelten Allegorie enthält, deren Grund-Idee ist, daß wenn die ausübenden Organe des Staates in Streit und Widerspruch mit einander gerathen, das Ganze in Gefahr geräth. Der Staat ist nun in seinem Stücke der Mensch selbst, der Microcosmos, als Ort der Handlung bezeichnet. Psyche, die Seele, ist Königin dieses Reiches, Communis sensus, ihr Geheimrath, Auditus, Tactus, Olfactus, Visus und Gustus, die fünf Sinne, sind Ritter, Frau Lingua die Zunge, ist die Intriguantin, welche Zwiespalt unter den Rittern herbeiführt und gleiche Rechte mit ihnen fordert, indem sie unter den privilegirten Stand der Ritter aufgenommen, d. h. als sechster Sinn betrachtet sein will. Dann sind noch eine Reihe anderer geistiger Eigenschaften des Menschen personifizirt und treten handelnd auf, so Phantastes, als Rathgeber des Communis sensus, Memoria, als ein langweiliger Registrator, Mendacium, die Lüge, als Page

der Frau Lingua u. s. w. — Inwieweit der gelehrte Verfasser sein in England gewonnenes Ideal eines Theaterstückes damit zu verwirklichen gedachte, ist schwer zu begreifen, doch da seine Comödie trotz der sehr gekünstelten Vertiefung ins Allegorische ein gut unterhaltendes buntes Spiel und ganz im Geschmack der gezierten Hofcomödie ist, so hat auch wahrscheinlich ihre Aufführung stattgefunden. Die Sinne erschienen dabei, nach ausführlicher Vorschrift des Dichters, in solchen Costümen, welche ihren Charakter ausdrückten, ja in einem Aufzuge, wo sie vor Communis sensus geladen, ihren Werth im Staate vertheidigen, treten sie mit allen Attributen auf, selbst mit Gegenständen und Instrumenten, die auf ihre Thätigkeit Bezug haben, Visus (Gesicht) mit einer Himmelskarte, Spiegel 2c., Gustus (Geschmack) mit einem Indianer in Tabaksblätter gekleidet, Auditus (Gehör) mit Musikanten u. s. f., so daß den gebildeten und gelehrten Spielereien der größte Spielraum gegeben war. Es sind übrigens Comödien derselben Art und Richtung aus jener Zeit mehrere vorhanden und der sinnreiche Leibarzt des Landgrafen steht daher mit seiner sehr wunderlichen Schöpfung nicht allein. Höher als ihr poetischer Werth steht jedenfalls der satyrische, denn sie ist reichlich mit der Verspottung schlechter Kleidersitten, langweiliger Schriftsteller, der Renommisterei, der Schlemmerei und aller möglichen Untugenden der Zeit angefüllt. So beginnt der zweite Act mit einer ergötzlichen Scene zwischen den beiden Pagen Mendacium (die Lüge, ein flinker, kecker Gesell) und Appetitus (der Hunger, ein dünnbeiniger Kerl in einer Soldatenjacke).

Appetitus. Krönt mich mit Bachus Rosenkranz und gebt mir eine Kapaunenkeule in die Hand, um anzuzeigen, daß ich der große König aus Hungern sei. Doch Schelm, wie hast du gelebt?

Mendacium. In großem Ansehn. Bei Hofe hängt mich das Frauenzimmer an ihr Schürzenbündel, das macht, daß sie fertig antworten. Die Advocaten bestechen mein Weib, daß ich vor Gericht ihnen beistehe und die großen Hansen stecken mich unter die Zunge.

Appetitus. Ich glaubte dich schon in den Druckereien zu Tode gedruckt.

Mendacium. Ich habe drei Sorten der Philosophie erfunden, ohne die peripatetische, welche mein Großvater Aristoteles erdachte.

Appetitus. Es gab eine Philosophie, ehe du geboren wardst.

Mendacium. Appetitus, ich bin schon vor 3000 Jahren in Graecia geboren, ich habe dem alten Homer die Feder geführt, half dem Herodot einen Theil seiner Musen verfassen, lieh dem Plinius Tinte und war der Genius des Lucian. Die ganze Welt ist voll Mendacia-Geschrei.

Appetitus. Und wird es bleiben, so lange Geschrei in der Welt ist. Aber auch ich stehe bei Hofe in großem Ansehn und liege die ganze Nacht bei den Frauenzimmern, die nach der Suppe schicken, ehe sie beten. Die großen Monsieurs essen nie ohne mich.

Mendacium. Falsch! Ich habe sie mit vollen Magen essen sehen.

Appetitus. Ich komme sogar auf den Universitäten zu Ehren, denn die Heptarchie der schönen Künste hat sich um eine Provinz vermehrt, die Kochkunst! u. s. w.

Der mürrische Registrator Memoria (das Gedächtniß) klagt einmal über die schlechten Zeiten: „als der Thebische Krieg anhub oder Troja belagert ward, da wurden mir wenige Dinge anvertraut, es sei denn Aufhebens werth gewesen. Aber jetzt kann ein Pfeiffenkrämer oder Schuhflicker nicht sterben, ich muß ihn mit einem Epitaphio unsterblich machen. Ein Hund kann nicht eines Edelmanns Schuhe benetzen, es muß in die Chronica." Phantastes schildert die langweiligen, höfischen Chronikenschreiber sehr treffend: „Wenn sie ein Capitain zum Streite führen und der seinen ergrimmten Arm aufhebt, seines Feindes Haupt zu zerspalten, so halten sie ihm den Arm so lange in der Höhe, bis sie drei oder vier Blätter mit der Beschreibung des güldenen Heftes seines blutgierigen Degens verklickert haben, daß sich der Leser billig verwundern möchte, warum sein Feind ihn nicht ersteche. Aber es sein solche Fuchsschwenzer worden." *) —

Die Künstler des Ottoneums waren meist aus den Zöglingen der landgräflichen Ritterschule ausgewählt, ein Institut, mittelst dessen der gute Fürst ein Geschlecht von Genie's zu erziehen gedachte, und das nur ein Treibhaus der Gelehrsamkeit war. Den geplagten Schülern wurde Ethik, Logik, Rhetorik, Dialektik, Philosophie, Theologie und alles Mögliche eingetrichtert und es wollte

*) Das Manuscript befindet sich im Besitze Kurfürstlicher Landesbibliothek.

kein Cicero und kein Plato erstehn. Von einer griechischen Jugend glaubte der Landgraf sich umgeben, die nur der Anregung bedürfe, um mit ihm nach dem Höchsten in der Kunst zu streben. Aber es kam die Zeit der Enttäuschung und der classische Spuk im Ottoneum fing an Acteurs und Publikum zu ermüden. Wenn auch die Tanzkünste noch bestanden, die Schüler-Comödie ließ man fallen. Schon der wackere Dr. Rhenano läßt den Phantastes einmal ausrufen: „O tempora, o mores! wo Knaben vornehme leutt agiren dürfen. Ist dergleichen mehr erhört!" eine Aeußerung die ganz zusammenfällt mit den Bemerkungen über die Schulcomödie in dem Gespräch zwischen Hamlet und Rosenkranz, kurz zuvor ehe die Schauspieler auftreten — und es ist wahr, in einer Kunst, welche die unbedingteste Hingebung erfordert und alle Kräfte eines Menschen in Anspruch nimmt, bringt es der Dillettantismus nie zu Etwas. Die ritterlichen Hofschauspieler dienten der Bühne nur so lange, als sie der Hofschule angehörten und waren dann wahrscheinlich herzlich froh, vom Auswendiglernen der lateinischen Dichter befreit zu sein.

Sobald Schauspieler von Profession in das Ottoneum einzogen, hatte die geschilderte Comödie für alle Zeiten ein Ende, denn wenn auch die unbeholfenen Leistungen dieser fremden Schauspieler die Kunst noch in ihrer frühsten Kindheit zeigten, so führten sie doch zu der Erkenntniß des Irrthums, welcher todte, steife Künstelei an die Stelle der lebendigen Kunst setzen konnte. Aus der lateinischen Dramatik war trotz des leidenschaftlichen Eifers nichts geworden und die Schauspielkunst, d. h. die

Kunst der Menschen-Darstellung auf dem Boden der Natur-Nachahmung, konnte dabei nichts gewinnen; das lateinische Drama vermochte noch weit weniger als das Kirchendrama, sie zu innerm warmen Leben zu bringen, denn es erwächst keine Kunst aus dem Pedantenthum der Schule.

Die Schauspieler, welche in das Ottoneum einzogen, gehörten zu der unter der Bezeichnung englische Comödianten in der Geschichte des Theaters oft genannten Truppe.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren zuerst Schauspieler-Gesellschaften in Deutschland aufgetreten, welche aus der Bühnenkunst ein Gewerbe machten und in den Städten vielen Beifall fanden. Wenn sie sich englische Schauspieler nannten, so ist es zweifelhaft, ob sich diese Bezeichnung auf die von ihnen dargestellten Stücke bezog, welche zum Theil allerdings der englischen Bühne entlehnt sind oder ob die Leute wirklich in England gewesen, gewissermaßen dort in die Schule gegangen waren. Da sich übrigens der ausgezeichnete Ruf der englischen Bühne in Deutschland verbreitet hatte, (wie wir schon aus Dr. Rhenano's Vorrede zu seiner Comödia gesehen), so ist es auch wahrscheinlich, daß einige Truppen sich diesen Titel anmaßten, um sich damit als besonders gute Schauspieler von andern zu unterscheiden. Die Stücke, welche sie spielten, bildeten, wenn auch in einem sehr unvollkommenen Grade die ersten Kunstschauspieler. Vor allem beliebt, war eine „Comödia von Fortunato und seinem Seckel und Wünschhütlein," im Manuscript hier noch vorhanden. Das Märchen, deutschen Ur-

sprungs, ist in seiner ganzen naiven Willkür dramatisirt, aber eine ernste aus dem Leben genommene Intrigue zu Grunde gelegt; sodann: „Eine schöne lustige triumphirende Comödia von eines königs sohn aus Engelland und eines königs tochter aus Schottland;" ferner: „Comödia vom verlornen Sohn, in welcher die Verzweiflung und Hoffnung gar artig introduciret werden;" „Julie und Hippolito;" „Pickelheringsspiel von der schönen Marie;" „Die Macht des kleinen Knaben Cupidinis;" „König Mantalors vnrechtmäßig Lieb und derselben Straffe;" „Vnzeitiger Vorwitz (nach Cervantes;") „Klägliche Tragödia von Tito Andronica vnd der hoffertigen Kaiserin;" u. s. w. Diese letztere war in der That eine recht klägliche Tragödia, eines der schauderhaftesten Stücke, welches die englischen Comödianten nach Deutschland verpflanzt hatten, denn die blutigen Thaten, welche im englischen Original und auch bei Shakespeare's Bearbeitung dieses Stoffes nur zum Theil auf der Bühne vorgingen, waren der Reihe nach alle in Scene gesetzt: Der Kaiser jagt seine rechtmäßige Gemahlin weg und macht eine mohrische Buhlerin zur Kaiserin, der Mann der Andronica wird im Walde gemeuchelt, an der Andronica üben ebendaselbst zwei Söhne der Kaiserin ihre Verbrechen, beide Hände werden ihr abgeschnitten und ihr die Zunge aus dem Munde gerissen, Andronicus wird gezwungen sich mit dem Beil die rechte Hand abzuhauen, die beiden Söhne des Andronicus werden hingerichtet und ihre Häupter dem Vater gebracht, der sich damit im Halbwahnsinn herumzerrt, ein Bote wird gehenkt, die Kaiserin wird Mutter einer schwarzen Ungestalt, Morian,

der Intriguant des Stückes, wird gehenkt, Titus Andronicus schlachtet zwei Söhne des Kaisers wie Schweine ab, der Kaiser und die Kaiserin essen die Häupter ihrer Kinder als Pasteten und lieben deren Wohlgeschmack, Andronicus erdolcht seine Tochter und die Kaiserin, der Kaiser ersticht den Andronicus und endlich Vespasian den Kaiser, — gewiß für eine kleine Schauspielertruppe viel Arbeit und für ein Publikum von gesunden Nerven ein recht erbauliches Schauspiel. L. Tiek meint bei Gelegenheit der Mittheilung der in zwei Bänden gedruckten Stücke der „Engländer," daß wenn sie so gespielt hätten, wie ihre Stücke geschrieben sind, wir uns von ihrer Geschicklichkeit keinen großen Begriff machen könnten, daß man jedoch aus ihrem Beifall schließen müsse, sie hätten viel geleistet, wenn die Deutschen nicht vielleicht wegen der Neuheit der Sache mit dem Unbedeutendsten zufrieden waren. Und dies letztere mag allerdings der Grund gewesen sein, daß die englischen Comödianten überall eine so gute Aufnahme fanden, daß ihnen selbst der Magistrat der Städte entgegenzog, um sie zu begrüßen und einzuladen.

In Kassel erschien eine Truppe um das Jahr 1620 und sie war doppelt willkommen, da die Leidenschaft für die lateinische und gelehrte Comödie erkaltete. Man überließ ihnen die reiche Garderobe und die schönen Waffen des Ottoneums und sie erhielten unentgeltlich Unterricht im Tanzen und Fechten und in der Musik. In kurzer Zeit kamen die Kasseler Comödianten so zu Ansehen, daß sie auf ihren kleinen Wanderungen nach benachbarten Städten stets mit Enthusiasmus empfangen wurden.

Es herrschte in ihren Stücken, so plump und haarsträubend sie auch waren, doch Leben und Wirklichkeit. Dichtung und Darstellung waren eng verschmolzen und die Schauspieler nicht mehr redende Figuranten, welche die dramatische Person vorstellten, ohne sie zu spielen, sondern natürliche Menschen, wenn sie sich auch noch unbeholfen genug benahmen. Mit ihren derben Späßen und der handgreiflichen Weise, womit sie Zweikämpfe und Liebesscenen darstellten, bereiteten sie oft Aergerniß, allein um den Reiz des neuen Vergnügens ließ man sich schon Etwas gefallen. Frauen traten auf ihrer Bühne noch nicht auf; erst in Italien wurde überhaupt das schöne Geschlecht durch die bald alles Interesse verschlingende Oper auf die Bühne gezogen.

Die englischen Comödianten brachten mehrere Jahre in Kassel zu und das Ottoneum war dem großen Publikum geöffnet, während sonst nur die Herren und Damen vom Hofe und die Angehörigen der Lehrer und Zöglinge der Ritterschule Zutritt zu diesen geweihten Räumen der Kunst hatten, aber bald zogen den Beschützer der letzteren ernstere Sorgen von seinen schöngeistigen Bestrebungen ab. Eine unheilvolle Zeit brach mit den Unruhen in Böhmen herein und Glanz und Frohsinn waren plötzlich von dem heitern Hofe des Landgrafen verschwunden. Am Neujahrstag 1621 wurden sogar im ganzen Lande alle Festlichkeiten und Gastereien untersagt und tägliche Betstunden angeordnet, zur Abwendung der „geistlichen Tyrannei“ und zum Schutze der evangelischen Sache. Der kunstsinnige Fürst mußte kurz darauf erleben, daß das Ottoneum in ein Arsenal umgewandelt wurde.

Wie überall in Deutschland erstickten die Verwüstungen des Krieges auch in Kassel die aufblühende Schauspielkunst und erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts sehen wir sie hier in einem neuen Gewande wieder einziehen.

Zweites Kapitel.

(1700 — 1740.)

Die Wandertruppen. Die Oper. Landgraf Karl. Die Kapelle. Kapellmeister Ebersin, Kühnel, Fedeli, Chelleri. Concertmeister Birkenstock. Italienische Opern. Virtuosen und Castrate. Impressario Robert. Die Förster'sche Gesellschaft.

Nach einem langen Zeitraume, in welchem die Gesellschaft aus den Fugen gesprengt und die Kunst als eine Tochter des Friedens gänzlich verdrängt war, brach eine neue Aera der Musik und der Poesie heran und verbreitete sich auch über die Hauptstadt Hessens, wo ein feuriger Verehrer der Künste, Landgraf Karl, herrschte.

Die ersten Regungen der Schauspielkunst auf heimischen Boden, wie wir sie namentlich in der kurzen Geschichte des „Ottoneums“ zu schildern versuchten, hatten hauptsächlich aus zwei Gründen zu keiner lebendigen Entfaltung geführt, einmal weil der Ernst der Zeiten die heitern Musen von dem Landgrafen-Hofe bald wieder verbannte, und dann weil die gepflegte Kunst auf einem ganz falschen Wege war und den Keim des Todes schon in sich trug. Die Nachfolger des gelehrten Moritz waren seinen Bestrebungen wenig geneigt und während sich das blutige Drama des Krieges in Deutschland abspielte,

also bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus, konnte nichts geschehen, um das Interesse für das Theater zu beleben und in weitern Kreisen das Verständniß der Kunst zu fördern. Als mit dem zurückkehrenden Frieden aber das Schauspiel im Schooße der großen Städte wieder Aufnahme fand, hatte es sich zum Erschrecken verschlechtert und ging seinem gänzlichen Verfall entgegen. Das widerlichste Possenwesen trieb auf den Brettern, „welche die Welt bedeuten," ein unsinniges Spiel; die Kunst war nicht mehr in den Kreisen der exclusiven Bildung zu Hause, sondern hatte sich zu den wandernden Gaukler-Truppen geflüchtet und fristete inmitten der überhand nehmenden Sittenlosigkeit in Gemeinschaft mit Seiltänzerei und Taschenspielerei kümmerlich ihr Dasein. Zugleich schienen sich alle dichtenden Geister jener Zeit das Wort gegeben zu haben, einen gesunden Geschmack nicht mehr aufkommen zu lassen. Es ist hinlänglich bekannt, daß es in der ganzen deutschen Geschichte keine Periode gibt, die so viel Erbärmlichkeit und geistige Lumpigkeit aufzuweisen hätte, als die des scheidenden 17. Jahrhunderts, daß in der Literatur Flachheit herrschte, in der Gesellschaft fremde Sitten dominirten und daß die deutsche Sprache mißachtet war. Man kann sich denken, wie es unter diesen Umständen mit der theatralischen Kunst stand, kann sich ein Bild machen von der Schaar ihrer Jünger, die den Beifall des Pöbels um die Verachtung der Gebildeten, um die Verfolgung der Behörden erkauften, von ihren meist selbst erfundenen Spielen, welche ein Gemisch von Gräuelthaten und Späßen, ohne jene sittliche Tendenz waren. Die vornehmern Stände wendeten

sich von diesem Treiben ab und erhoben nun die Oper zu ihrem Schooßkind.

Die Oper, welcher man seit ihrem Entstehen bis auf die neueste Zeit, mehrfach die Berechtigung einer vernünftigen Kunstgattung abgesprochen hat, war in ihren Anfängen schon bei den Griechen vorhanden, die Tonkunst war im Schauspiel zur Steigerung der Effekte angewandt worden und in den Mysterien der christlichen Völker war die Musik gleichfalls eine Hauptstütze der theatralischen Wirkung; allein das eigentliche musikalische Drama in seiner heutigen Gestalt hat eine ziemlich junge Geschichte. Ein Bühnenspiel, welches durch Vereinigung der Poesie und Musik in ein harmonisches Ganze nicht nur den Gefühls-Ausdruck der Charaktere handelnder Personen erhöht, den Wortbegriff ergänzt, die Situationen anschaulicher ausmalt, sondern auch als selbstständiges Tondrama Empfindungen erregen, das Gefühl erwärmen muß, eine Oper in diesem Sinne gab es vor dem 17. Jahrhundert nicht.

In Italien an den kleinen Fürsten-Höfen tauchte sie zuerst auf in Gestalt der dramatischen Verbindung von einzelnen Gesangsvorträgen, die bald in Zusammenhang mit der höchsten äußern Pracht erschienen und nun als das angemessenste, unterhaltendste und zumal für festliche Tage geeignetste Schauspiel gelten. Der Geschmack an diesen für das Auge wie für das Ohr gleich anziehenden Darstellungen verbreitete sich auch in Deutschland sehr bald. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts finden sich schon eine große Anzahl deutscher Residenzstädte, in welchen die Oper vermöge der liberalen Pflege,

welche deutsche Fürsten ihr schenkten, unter die unentbehrlichen Vergnügungen aufgenommen war und zwar galt dies vorzugsweise von der italienischen Oper. In Deutschland arbeitete man auch längst selbstständig auf diesem Gebiete; „singetspiele" gaben die wandernden Truppen fortwährend und Hamburg besaß zu Ende des 17. Jahrhunderts eine stehende deutsche Oper, welche eine der merkwürdigsten Episoden unserer Theatergeschichte darstellt; aber wie die „Gebildeten" den ächt dramatischen Geist der Volksspiele nach Sachs und Rosenplüt verkannten oder verachteten, so sagte auch die fremde Musik und überhaupt dieses ganze höfisch aufgestutzte Genre der Fest- und Schäferspiele ihrem Geschmack besser zu.

Wo sonst die schauspielende Gelehrsamkeit eitle Triumphe feierte und ein barocker, aber immerhin anständiger Geschmack mit den Helden der Griechen und der Bibel kokettirte, da war plötzlich die Sinnlichkeit, die schwächlichste Empfindelei, die Castraten-Vergötterung herrschend geworden. Nur wenn man die Geschichte der Wanderjahre der Schauspielkunst und all das komische Elend betrachtet, welches sie erdrückte, kann man begreifen, wie sich die Höfe und Vornehmen dem faden Schäferspiel und dem Opern-Unsinn mit solcher Begier zuwenden konnten. Aber außerordentlich steigerte sich der Enthusiasmus für die neue aus Italien eingewanderte Kunstgattung und hatte gleich einer Epidemie die gebildete Gesellschaft erfaßt. Sie nahm alle Mittel der Unterhaltung in sich auf, welche die Bühne bis dahin gekannt hatte, und fügte einen neuen und mächtigen Reiz hinzu, den der ausgedehnteren musikalischen Begleitung der Darstellung;

sie vereinigte in sich den Zauber aller schönen Künste, Musik, Gesang, Tanz, Malerei; sie räumte dem hohen Publikum die Ehre und den Genuß der Mitwirkung bei den häufigen Aufzügen und Tänzen ein und brachte zuerst in Deutschland die Frauen auf die Bühne, was ihr allein schon ein entscheidendes Uebergewicht über das Schauspiel gab; sie konnte so ausgerüstet allen Prätensionen des überspannten Geschmacks und der Begier nach sinnlichem Amüsement begegnen und nachdem sich auch die deutschen Dichter ihr zugewendet hatten und keine einzige Schauspielergesellschaft mehr existirte, welche ihr den Rang streitig machen konnte, erhielt sie endlich die volle und unbestrittene Herrschaft auf der Bühne.

In Kassel hatte man seit den glänzenden Tagen des Landgrafen Moritz nur von Zeit zu Zeit eine durchreisende Gesellschaft gesehen. In der fürstlichen Familie ward zwar Anfangs vereinzelt im Geiste des wackern Moritz der Bühnen- und Tonkunst viel Theilnahme bewahrt, und noch im Jahre 1632 ließ sich Landgraf Georg von den Marburger Studenten eine Komödie vorspielen, zwei Söhne desselben dichteten sogar, wie Gottsched sagt, ein Schauspiel: „Germania luxurians, debellata, lugens;“ die hessischen Herren ließen sich auf ihren Reisen vom Volke mit Festlichkeiten empfangen, deren Glanzpunkt gewöhnlich eine Komödie war; Landraf Wilhelm V. beschäftigte sich eifrig mit der Tonkunst und engagirte persönlich Sänger und Virtuosen, — kurz der Sinn für Poesie und Musik war noch immer eine hervorstechende Tugend dieser Kreise; allein das „Ottoneum“ erhob sich nicht wieder aus seinem Schutte.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wurden zuerst die Kunstbestrebungen jener früheren Periode wieder aufgenommen, zwar in der vorher angedeuteten trostlosen Richtung, aber mit dem unverkennbar guten Willen, unter dem Schlechten wenigstens das Beste zum Genusse zu bringen. Es war in jener ersten Blüthezeit der Oper, als der jugendliche, thatkräftige, für die Strömungen des Tages empfängliche Landgraf Karl zur Regierung kam. Er übertraf den Gründer des „Ottoneums“ noch an Kunstsinn, geistiger Lebendigkeit und ernster Strebsamkeit. Wenn man seinen Hof mit dem von Sachsen und anderen gleichzeitigen vergleicht, die ihren Ruhm darin suchten, sich mit jedem raffinirten Luxus zu umgeben, welcher Versailles zur Sonne Europa's machte, so erhebt er sich achtenswerth über seine Zeit. Er liebte es zwar, unter Fremden sich zu bewegen, allein auch so ausgezeichnete Deutsche wie der Philosoph Wolff zierten seinen Hof, und seine du Ry, Guernieri (Erbauer der Wilhelmshöhe), Papin (Erfinder eines Dampfschiffes) unterschieden sich sehr von den Schwindlern aller Nationen, welche damals gastliche Aufnahme an den Stufen deutscher Throne fanden. Mit seiner Neigung für die Wissenschaften, seiner Baulust und dem Bestreben, das Land in industrieller Beziehung zu heben, verband Karl eine leidenschaftliche Liebe zur Musik, die er nicht nur in den Schulunterricht aufnehmen ließ, sondern selbst praktisch übte. Bei diesen Eigenschaften ist es natürlich, daß die siegreich aufstrebende Oper in ihm einen begeisterten Beschützer fand. Mit dem Antritt der Regierung verband er sofort die Organisation seiner Kapelle. Es sind

uns viele Namen aufbewahrt worden, welche an diesem berühmt gewordenen Institute glänzten, doch finden wir verhältnißmäßig wenig Deutsche dabei, da nur in der ersten Zeit die deutschen Künstler am Hofe Karls bevorzugt wurden.

Daniel Eberlin, ein Componist von einigem Verdienst, war der erste Kapellmeister, welchen der Landgraf anstellte (1678), ein unruhiger Kopf, dessen abenteuerliches Leben ihn in alle möglichen Lagen brachte; auf Moren focht er gegen die Türken und dann verkroch er sich zwischen Bücher und Pergamente als Bibliothekar zu Nürnberg. In Kassel hielt er sich nur sieben Jahre und zeichnete sich als Violinspieler aus, dann sehen wir ihn das seltsame Amt eines Pagenmeisters in Eisenach führen und bald nachher war er Banquier in Hamburg. Gegen das Ende seines Lebens kehrte er nach Kassel zurück und starb dort als Capitain der Landmiliz. Er hat, beiläufig bemerkt, ausgerechnet, daß die Violine 2000 Mal verstimmt werden könne und war übrigens ein gründlich unterrichteter Contrapunktist. Seine 1675 zu Nürnberg gestochenen Violin-Trios fanden den größten Beifall.

August Kühnel kam im Jahre 1685 an Eberlin's Stelle; ein Schüler des als Opern-Componist berühmt gewordenen Abtes Agostino Steffani, setzte er selbst einige beliebte Musikstücke; neben ihm begleitete der Virtuos Jean Abel, Vater des berühmten Carl Fr. Abel, des größten Solospielers auf der Viola di Gamba, das eigens für ihn geschaffene Amt eines „Intendanten der Musik".

So lange das Orchester aus Deutschen bestand, war

weder eine Oper noch irgend eine opernhafte Composition aufgeführt worden, sondern die Kapelle spielte nur Kirchenmusik. Die italienische Oper streckte eben ihre Fühlhörner aus und sandte einzelne Vorläufer ihrer spätern absoluten Herrschaft, während überhaupt in Deutschland fast alle Opern-Componisten dieses nur nebenbei waren und in ihrer amtlichen Stellung und ernsteren Thätigkeit noch bei der Kirchenmusik aushielten. Aber das künstlerische Leben und Treiben in Kassel nahm sofort eine andere Physiognomie an, nachdem Landgraf Karl große Reisen gemacht, in Amsterdam, in Berlin großen dramatischen Aufführungen beigewohnt und endlich Italien besucht hatte und nun für Alles was in Dingen der Kunst aus diesem Lande kam, eine besondere Vorliebe bethätigte.

Vom Jahre 1700 an sehen wir die Leitung der Musik in den Händen von Italienern ruhen, deren Verdienste zwar längst vergessen sind, deren künstlerischer Ruf aber damals ein so großer war, daß sie sich nur durch hohe Gagen in Kassel fesseln ließen.

Ruggiero Fedeli war der erste italienische Kapellmeister und stand als ein vorzüglicher Tonkünstler bis an sein Ende (1722) in des Landgrafen Gunst. Er wurde von ihm in Berlin engagirt, wo er 1705 noch eine große Trauermusik zum Leichenbegängniß der Königin schrieb. Sein Gehalt in Kassel erreichte den damals enormen Betrag von 1416 Thalern, dagegen hatte er die Nebenverpflichtung, zwei junge Kastraten für die Oper auszubilden. Fedeli schrieb mehrere als mustergültig gepriesene Werke im Kirchenstyl und erhielt für die Aufführung derselben vom Landgrafen Geschenke, welche zuweilen

beträchtlich gewesen sein müssen, da sich darunter auch die lebenslängliche Benutzung des Gutes Kragenhof bei Kassel befand. Neben ihm nahm übrigens ein in der Geschichte der Musik mit Auszeichnung genannter Deutscher, Joh. Ad. Birkenstock, ein Violinist, als Concertmeister Theil an der Leitung der Kapelle. Von ihm wurde 1722 zu des Landgrafen Geburtstagsfeier ein musikalisches Drama: „die jubelnden Flüsse Hessens" aufgeführt.

Im Jahre 1725 kam Fortunato Chelleri nach Kassel und das Genie dieses Italieners verlieh der Oper einen besondern Glanz. 1688 geboren, hatte Chelleri schon in seinem 18. Jahre eine Oper „Griselda" geschrieben und 1722 deren sechszehn vollendet, welche in allen großen Städten mit Beifall gegeben wurden. Es gibt überhaupt wenige größere Städte Nord-Italiens, welche nicht Opern bei ihm bestellten; für Piacenza schrieb er 1707 la Griselda, für Cremona Alessandro, für Mailand Zenobia, für Ferrera Atalanta, für Venedig sieben Opern, für Brescia Alessandro severo, für Padua il Themistocle, für Treviso 1720 il Tamerlano etc. Er genoß einen europäischen Ruf und wird von spätern Componisten als ein Muster des guten Geschmacks gerühmt. „Linnocenza difesa," welche 1726 in Kassel zuerst zur Aufführung kam, soll eine durch edlen einfachen Styl ausgezeichnete Composition sein. Die Aufführung fand zur Feier des Geburtstags der Königin Ulrike von Schweden statt; die Sänger Albertini, Pieri und Nicolo Jung, sowie Demoiselle Oleati und Mad. Lemercier wirkten darin mit. Die Handlung spielt in

der Familie des Kaisers Ludwig des Frommen, dessen Gemahlin für die Witwe eines schwedischen Königs ausgegeben wird. Bis zu seinem, im hohen Alter erfolgten Tode blieb dem Maestro Chelleri die Verehrung des Publikums und die Gunst des Hofes, denn er erhielt nicht nur nach des Landgrafen Ableben und der damit eingetretenen Auflösung der Oper seinen Gehalt fort — sondern wurde auch mit dem Titel eines Hofrathes beehrt. In Kassel componirte er hauptsächlich Cantaten und Arien mit Begleitung, Oratorien, Ouverturen ꝛc.

Hervorragende Mitglieder des Orchesters, welches unter Chelleri's Leitung die höchste Stufe der Tüchtigkeit erreichte, waren: Dr. Peer, ein Franzose, den der Landgraf in Paris ausbilden ließ, Violin-Virtuos und in dieser Eigenschaft reich besoldet, während er zugleich Architekt und Ingenieur-Hauptmann in landgräflichen Diensten war; ferner die Violinisten Werner, Reinwald, Süß und Piana; der Violoncellist Christofori, die Holländer Deutokam und Tilke, welche die Viola de Gamba, ein damals sehr beliebtes, dem Cello verwandtes Instrument spielten; die Lautenisten Lichtensteiger, Weiß und Heinsius und der Oboist Hummel. Der talentvollste von allen Musikern der Kapelle war jedoch Johann Agrell, schon im 22. Jahre zum Kammer-Virtuosen erhoben, später Kapellmeister in Nürnberg und Componist mehrerer Clavier-Concerte, Symphonieen und Kirchensachen.

Der Landgraf hörte viele bedeutende Virtuosen, die in Kassel stets auf eine großmüthige Belohnung rechnen konnten, und suchte die hervorragendsten für sein Orchester

zu gewinnen. Der Musik-Schwindel, von welchem Deutschland ergriffen war, hatte das Virtuosenthum zwar in kurzer Zeit sehr gefördert; allein wahre Talente standen höher im Preise als heutzutage und da jeder Hof und jede Stadt eine Oper besitzen wollte, so waren sie natürlich sehr gesucht. Es erklären sich daraus die hohen Gehalte, welche die Musiker hier erhielten, während der Umstand, daß alle die genannten Künstler sehr lange in Kassel blieben, für ihre Zufriedenheit mit ihrem hohen Gönner spricht. Uebrigen wirkten dieselben nicht blos bei der Aufführung von Opern mit, sondern spielten auch in den beliebten großen Kirchen-Concerten und bei allen Hof-Festlichkeiten.

Waren schon die fremden Componisten ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung, so gehörte die überspannteste Vergötterung der italienischen Sänger und Sängerinnen zum guten Ton. Die anmuthigen italienischen Melodien mit einer Kunstfertigkeit vorgetragen, die heute nur selten erreicht wird, machten den Componisten fast vergessen und dem Sänger wurde allein alle Auszeichnung zu Theil; das größte Verdienst eines Tondichters bestand zuletzt darin, ein Werk geschrieben zu haben, welches dem Sänger glänzende Aufgaben bot. Italienische Castraten genossen eine größere Berühmtheit als zu irgend einer Zeit ein Held oder ein Genie. In Deutschland selbst waren gute Sänger selten; es fehlte den Deutschen an Schule, sie wurden wenigstens häufig nach Italien geschickt und dort einer kostspieligen Ausbildung unterworfen. Die Italiener benutzten den allgemeinen Enthusiasmus für die Kunstgattung, welche aus

ihrem Lande hervorgegangen war, stellten die übertriebensten Gageforderungen und ließen sich die theure Reise nach dem Norden bei Heller und Pfennig vergüten. Der Landgraf scheute in dieser Beziehung keine Geldopfer. Eine Lucia Bovarini (Gagi genannt) finden wir auf seine Kosten aus Italien geholt und theurer bezahlt als eine Prima-Donna unserer Zeit; Maddalena de Salvai, eine der gefeiertesten Sängerinnen dieser Kunstepoche, erhielt zwar nur 1060 Thaler, aber statt des jetzt üblichen Spielhonorars für jede ihrer Partien glänzende Geschenke. Sie ließ sich gleichwohl nur drei Jahre in Kassel halten und ging nach London, wo sie sich Lorbeeren und beträchtliche Reichthümer ersang. Demoiselle Lemercier, welche der Landgraf selbst in Venedig gehört hatte, lange Zeit der Liebling des Kasseler Publikums, erhielt 1000 Thaler; Donna Giovanna Albertini sang zwölf Jahre lang die Bravour-Partien; Maria Apolino und Claudia de Oleati waren Zierden der Bühne und so vorzüglich, daß ihre Namen auf die Nachwelt übergingen. Unter den wenigen deutschen Sängerinnen zeichnete sich die Tochter des Concertmeisters Birkenstock und eine Paulina Kellner aus.

Das männliche Gesangspersonal bestand gleichfalls zum größeren Theile aus Italienern, unter denen der berühmteste ein Sopranist Michael Albertini aus Reggio war, ein gebildeter und geschmackvoller Sänger, Castrat, wie die meisten seiner Collegen und 30 Jahre lang Mitglied der Kasseler Oper. Er erhielt eine Gage von 1500 Thlrn. und unter den Gnadengeschenken, womit der Landgraf den Eunuchen überhäufte, befand sich die Benutzung eines

Landgutes, welches jährlich 500 Thlr. einbrachte. Ueberhaupt wurden die castrirten Sänger, deren Stimme einen großen Umfang hat und sich lange erhält, am besten bezahlt, obgleich der frühe Verlust männlicher Schönheit und widerliches Fettwerden die Folgen jener Verstümmelung sind. Unter ihnen zeichneten sich noch Giovanni Pieri und Antonio Fedeli, des Kapellmeisters Sohn, aus. Einen deutschen Tenoristen hatte man in Italien bilden lassen, Nicolaus Funk und auch die Bassisten waren Deutsche.

Das Theater des Landgrafen Karl repräsentirte in einem vollkommenen Maße die dramatische Kunst seiner Zeit; die Leitung desselben befand sich in den Händen berühmter Musiker, deren Werke in Deutschland mit Beifall begrüßt wurden und eine Reihe ausgezeichneter Sänger und Sängerinnen waren an der Oper beschäftigt. Obgleich wir über die Gesammtleistungen dieses Vereines von Künstlern keine speziellen Notizen geben können, da noch keine Literaten vor den Lampen saßen, welche ihre Triumphe der Nachwelt überlieferten, so ist doch anzunehmen, daß mit diesen Kräften und dem reichlich fließenden Gelde des Fürsten in der That Alles geboten wurde, was die damalige Bühne auf der höchsten Stufe ihrer Entfaltung zu bieten vermochte. Das Publikum seinerseits war noch naiv und bescheiden in seinen Ansprüchen an die wahre Kunst, die es wohl meist über dem Entzücken an glanzvollen Aeußerlichkeiten, an den Trillern und salti mortali der Castraten, deren Gesang ohne alle Wärme und Gefühl, dagegen sehr figurenreich und voller affektirter Coloratur-Verzierung war, gänzlich vergaß.

Während wir gern in das andere Extrem verfallen und uns vorzugsweise kritisch mit der Art und Weise beschäftigen, wie sich dieser oder jener Künstler seiner Aufgabe entledigt, begnügte man sich einfach damit, zu sehen und zu hören, was dargestellt und gesungen wurde. Hinsichtlich des musikalischen Theiles der Darstellungen ward ohne Zweifel Vieles geleistet, was sich der heutigen Kunst dreist an die Seite stellen darf; in dramatischer Beziehung stand man dagegen völlig an der Grenze alles Vernünftigen und Schönen und eine Poesie herrschte in den Operntexten, die sich in jedem Worte selber parodirte. Die tragischen Situationen waren die am meisten lächerlichen und mit einer wunderlichen Unbeholfenheit brachte man Empfindungen und Gefühle auf der Bühne zum Ausdruck. Aber wie gesagt, die Kritik beeinträchtigte nicht den Genuß des Gebotenen und was uns komisch und albern erscheint, nahm man mit nicht geringerem Ernste hin, als wir die klassischen Erzeugnisse unserer Poesie. Jede Zeit hatte eben ihren eignen Geist und ihre Lächerlichkeiten und gewiß gibt Manches, was uns heute mit Stolz und Bewunderung erfüllt, der späten Nachwelt einen trefflichen Stoff zum Lachen. Nur das Eine unterliegt keinem Zweifel, daß die hier geschilderte Bühne mehr unterhielt und belustigte als sie auf den Geist und das Herz wirkte.

An allen Hof- und Familien-Festen hatte die dramatische Kunst ihren Antheil und die fürstlichen Herrschaften spielten dann selbst mit, unter einem unbeschreiblichen Aufwand von kostbaren Putz und Flitter. In diesen pantomimischen, mit Gesang und Instrumental-Musik

begleiteten, von Prinzen und Prinzessinnen und ihren adligen Hofgesinde aufgeführten Tänzen und mythologischen Scenen erschöpfte sich die dürftige Phantasie der Hofdichter, die jederzeit ihre faden Schmeicheleien mit einzuflechten wußten. Eine so heitere Natur als Landgraf Karl war, vermochte dem harmlosen Spiel der Musen nach dem Ernste des Tages seinen Beifall nicht zu entziehen. Er hatte selbst schon, der allgemeinen Sitte folgend, als Knabe im Jahre 1664 bei einem dem großen Kurfürsten, seinem Oheim zu Ehren aufgeführten, Hofballet den Liebesgott vorgestellt und noch 1683 übernahm er in Heidelberg bei einem Ballet, mit einer pfälzischen Flora in den Wolken schwebend, die Rolle des Zephirs. Im Jahre 1706 wurde zur Feier seines Geburtstages ein Ballet in fünf Acten aufgeführt, worin Apollo mit den Musen, die Jahreszeiten und Schäfer und Schäferinnen von allen Fürstlichkeiten des kleinen Hofes dargestellt wurden.

Viele durchreisende ausländische, meist französische Schauspieler und Virtuosen boten sich während der Regierung Landgraf Karls zu Gastspielen an und erhielten dafür reiche Geschenke. So ließen zwei Comödianten, Dübourg und Santus, Serviteur's des Landgrafen, 1701 eine Opera de la Victoire zum Ruhm des hessischen Heeres aufführen. Der Zettel lautete:

OPERA DE LA VICTOIRE.

Personnages:

La Victoire: . . . . S. A. L. Mad. la princesse Sophie.
La Gloire: . . . . Madmois. d'Alwig.

Quatre Amazones: .	Mad. la princesse Charlotte de Homburg. Mad. la princesse Louise de Homburg. Madmois. de Hoff. „ d'Alwig.
Deux danseurs: . .	le prince Charles. le prince Wilhelm.

etc. etc.

Le tout se finit par Symphonie.

Ferner führte ein Hr. Louis Archangely ein Concert des graces et vertus auf, wofür er 100 venetianische Ducaten erhielt; 1702 gab man Clio, drama pastorale; 1709 Il trionfo d'Amore, Opera pastorale; 1720 le triple mariage, Comedie avec des agremens de musique et de dance par Mr. Fr. Robert, Comedien dans la troupe de S. A. S.; 1729 eine Componimento musicale mit recitirenden Chören, wo dem über den Abgang des Erbprinzen (als Königs von Schweden) klagenden Fuldastrom die schöne Zukunft der drei andern Söhne Karls vorgestellt wird.

Was die äußere Ausstattung der Stücke betrifft, so herrschte darin eine verschwenderische Pracht und man erschöpfte sich in der Combination von Bildern, die alles irgend Darstellbare aus der Natur, der Mythologie und der Geschichte enthielten. Dieses Beiwerk war in jener glanzliebenden Zeit ein wesentliches Mittel des Kunstgenusses und entschädigte für die Dürftigkeit des Inhalts und die schlechten Verse, welche der Componist mit der größten Willkür seiner Musik unterlegte, wie ja auch heute noch in unsern modernen italienischen Opern der

dichterische und musikalische Inhalt als zwei verschiedene Dinge selbstständig und sich widersprechend nebeneinander herlaufen. Arien wechselten mit Duetten und Chören, ohne daß dieses dramatisch motivirt war und Concertstücke unterbrachen und hemmten den Gang der Handlung. Gesprochen wurde übrigens in der Oper nichts, sondern der Dialog recitativisch gesungen. Der Charakter derselben war überhaupt ein ernster, und das deutsche komische Element durch eine weichliche Sentimentalität daraus verdrängt.

Zum Schauplatz dieser Vergnügungen diente ein geräumiges Reithaus, welches mit dem Marstalle, dem fürstlichen Schlosse gegenüber, vereinigt und zur Bühne umgeschaffen war, doch wurde zu opernartigen Unterhaltungen und Concerten namentlich bei Hof-Festen auch das s. g. Ballhaus, in der Nähe der Colonaden, benutzt. Die dekorative Ausstattung der eigentlichen Bühne war glanzvoll, wie denn in allen deutschen Opernhäusern an die Malereien und die Kostüme mehr Geld verschwendet wurde, als jetzt die Erhaltung eines ganzen Schauspiel-Instituts kostet. Das Maschinenwesen, schon zur Zeit des „Ottoneums" (1610) sehr vollständig, bildete eine kleine Kunstwelt für sich und an überraschenden Erscheinungen, Tableaux, blitzschnellen Verwandlungen rc. erbaute man sich mit großer Vorliebe. Das Publikum bestand aus der nächsten Umgebung des Thrones und den vornehmen Ständen, die außer Berührung mit den Bürgern, diese Kunstgenüsse der Großmuth des Landgrafen zu verdanken hatten, ohne viel aus eigenem Beutel dazu beizutragen, eine Einrichtung die, wie so manche Tugend

der guten alten Zeit, z. B. auch die Beschenkung der Tenoristen mit Landgütern, gänzlich abhanden gekommen ist.

Dem Volke fehlte es übrigens nicht an theatralischer Belustigung; es war auf die Bretterbuden angewiesen, welche dann und wann durchreisende Gesellschaften aufschlugen. Zu jener Zeit hatte sich namentlich die „auserlesene und remarquable hochdeutsche Comödianten-Compagnie“ des Joh. Gg. Förster, eines Pfarrersohnes aus Zwickau, hier niedergelassen und brachte alle gangbaren Effektstücke zur Darstellung. Förster führte auch Marionetten mit sich, soll aber talentvolle Mitglieder gehabt haben, unter denen einer, Wetzel genannt, sehr fruchtbar in der Erfindung neuer Stücke war. Charakteristisch für den buntscheckigen Unsinn, welcher auf den Brettern herrschte, ist ein Festspiel, welches diese Gesellschaft am 8. Mai **1717** zur Feier des Geburtstages des Landgrafen aufführte. Es hatte den pompösen Titel: „Die errettete Unschuld oder der durch Tapferkeit und Tugend erhobene Germanikus.“ Der improvisirte Inhalt desselben ist uns nicht bekannt, dagegen eine Prologscene, welche das Thema des Tages behandelt und sehr pathetisch gehalten ist. Apollo steigt in den Kreis der versammelten Götter und singt eine Arie, worauf die Letzteren singen, tanzen und opfern, bis der Hanswurst dazwischen kommt, und das Ganze mit einem „kurzweiligen Stück“ beschließt. Dem Landgrafen zu Ehren stellte man auch ein Tableau auf, welches aus den allegorischen Figuren des Friedens, der Dankbarkeit, der Klugheit, der Wachsamkeit &c. mit erklärenden lateinischen Inschriften versehen, den vier Jahreszeiten und vielen olympischen Gott-

heiten zusammengesetzt war. „Links bescheint der Mond die Gerechtigkeit," heißt es in der Ankündigung, und auf einer Pyramide erlegt Phaeton den Drachen Pithon, mit der Unterschrift: „alleine vor das Vaterland." Eine andere Pyramide trug eine große Barbe mit dem Zettel: „je älter je werther," eine ebenso naive als drollige Aeußerung der Ergebenheitsgefühle gegen den alternden Landgrafen.

Wie lange diese „remarquable" Gesellschaft innerhalb der Mauern Kassels ihre Kunst übte, ist uns nicht bekannt. Doch trat auch eine mecklenburgische Gesellschaft auf und **1711** ein abenteuerlicher Studiosus der Theologie aus Wittenberg, Ludovici, als Dirigent einer württembergischen Bande. Ihm folgte eine aus deutschen, italienischen und französischen Vagabunden zusammengesetzte Gesellschaft, deren Directeur, Namens St. Marc, zugleich den Pickelhering darstellte. Mit dem im Jahre **1730** erfolgten Tode des Landgrafen Karl trat eine gänzliche Umwandlung im öffentlichen Leben ein; die Oper ward aufgehoben und die Sänger und Musiker zerstreuten sich in alle Welt. Das Theater ward wieder zum Pferdestall umgeschaffen und die Bretterbuden verschwanden allmählig für eine lange Zeit.

Drittes Kapitel.

(1760 — 1785.)

Landgraf Friedrich II. Die Hofkreise. Französische Bildung. Italienische und französische Oper. Intendant de Luchet. Das französische Schauspiel. Die Kapelle. Glanzperiode derselben. Concert. Elise Schmehling (Mara). Kapellmeister Fiorillo. Rochefort. Sänger und Componisten. Balletmeister Lauchery. Auflösung des Theaters.

Mit dem Tode des Landgrafen endigt wiederum eine Periode unserer Theatergeschichte und diese ist als ein entschiedener Rückschritt gegen die Zeiten des Landgrafen Moritz zu betrachten. Die italienische Oper, welche die deutsche Schauspielerei mehr und mehr verdrängt und das Theater, anstatt zum Mittelpunkt sittlicher Erhebung und Bildung, zum Tummelplatz sinnlichen Vergnügens machte, blühte in den meisten Städten Deutschlands noch lange Zeit fort, nachdem sie in Kassel aufgelöst war. Als nach einem halben Jahrhundert Kassel wiederum in die Theatergeschichte trat, erstand die italienische Oper zwar noch einmal, erwies sich jedoch als nicht mehr lebensfähig. Es war eine neue Zeit herangebrochen und in Kunst und Poesie begann Deutschland seine Nachbarn im Westen und Süden zu überflügeln. In diese erhebende Periode fällt das Wirken eines dritten hessischen Mäcenas, des Landgrafen Friedrich II., eine neue Glanzperiode des Theaters und der Musik in Kassel, wiederum aber wenig danach beschaffen, unsere Sympathien zu gewinnen.

Der ganze Verlauf unserer Theatergeschichte war bis auf die Zeit der Restauration ein oft und durch langen

Stillstand unterbrochener, von den politischen Verhältnissen und in weit höherem Maße von den Neigungen der regierenden Fürsten abhängiger. In Folge dieses letzteren Umstandes finden wir denn auch unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II., während die deutsche Bühnenkunst im Verein mit der dramatischen Dichtung schon herrliche Blüthen trieb, das deutsche Theater hier verwaist, ja verpönt, weil dieser Fürst blos der Bildung Frankreichs huldigte, welches in der Literatur Europa beherrschte und dessen Sprache von der fashionablen Welt der damaligen Zeit adoptirt war. Nach dem Vorgange des Fürsten kokettirten die Vornehmen mit französischem Wesen. Den bürgerlichen Ständen fehlte es aber an Sinn und Theilnahme für das Theater, an jedem Verständniß seiner hohen gesellschaftlichen Bedeutung.

Die Denkungsart des Regenten und die entsprechende Geistesrichtung der gebildeten Stände hatten Kassel in diesen Jahren zum Schauplatze eines wunderlichen Treibens gemacht. Auf den Promenaden, in den Abendzirkeln, in Thaliens Tempeln, bei Hofe, überall begegnete man fremdartigen Mode-Figuren, Hofliteraten, französischen Schauspielern, italienischen Sängern und Geigen-Virtuosen; zahlreich war die Gesellschaft der schwärmenden Künstler fremder Länder, welche sich in der Gunst des Landgrafen sonnten und auf seine Gutmüthigkeit, seine Nachsicht gegen schöngeistige Abenteurer, besonders aber seine Generosität spekulirend, die Stille der kleinen deutschen Residenz den Genüssen und Lustbarkeiten der Weltstädte Paris und London und anderen lauten Schauplätzen glänzender Triumphe vorzogen. Das Völkchen

befand sich ohne Zweifel wohl bei seiner Genügsamkeit im Ehrgeiz; denn war auch sein Publikum klein, da die ganze Einwohnerschaft damals kaum 20,000 Seelen zählte, so fehlte es hier nicht an Annehmlichkeiten, welche sie vergessen machten, daß sie sich auf „barbarischem“ Boden befanden. Die Herren und Damen vom Stande gewöhnten sich zuvorkommend ihre Muttersprache ab, schwärmten leidenschaftlich für die französischen Klassiker und jeden Componisten, der unter dem glücklichen Himmel Italiens geboren war, und richteten sich sogar im Schnitt ihrer Kleider nach den graziösen Repräsentanten der Salons von Paris.

Das Prunken mit Kunst und Wissenschaft war damals ein unentbehrlicher Schmuck der Höfe und Landgraf Friedrich, der bei großen Vorzügen nicht frei von Schwächen war, machte dem Bedürfnisse, zu glänzen, und seine Muße in einer seiner Bildung angemessenen Weise zu erfüllen, auch Männer dienstbar, deren Wirken mit verdientem Nachruhm belohnt ward; wir erblicken daher neben einem Ritter von Trestondam, der auf der Geige, im Menuet, im Duell Lorbeeren errang, einen Marquis de Luchet, der seichte Bücher schrieb, einen Maestro Fiorillo, der seichte Opern setzte, Herrn de Nercial, der Reden über die französische Philosophie hielt, den Freiherrn von Knigge, der ebenso illuminirt als unsittlich war, einen Prizier, der in chemischen Experimenten das Geld des Landgrafen verpuffte, — auch Gelehrte von unbestreitbarem Verdienst: Forster, Johann v. Müller, Sömmering, Dohm und geniale Künstler wie Tischbein, Böttner und Nahl.

Die engeren Hofkreise hatten jedoch ganz das Ansehen und den Charakter der Pariser bureaux d'esprit. Da war Alles geistreich, aufgeklärt, sceptisch und doch wundergläubig; es wurde philosophisch dinirt, gelächelt, geseufzt; abwechselnd Cagliostro bewundert neben Voltaire; Goldmacher, Encyclopädisten und Magnetiseure. Der importirte Zeitgeist ließ überall seine Schellenkappe klingeln und thronte wie im Salon, im Theater, auf dem Katheder, so im Toiletten-Zimmer und in der Küche.

Die Bürger zogen aus dieser glänzenden Umwandlung des öffentlichen Lebens in materieller Beziehung ihren Nutzen, denn der Landgraf wußte, statt die Steuern zu vermehren, die nöthigen Mittel aus anderen Quellen zu schöpfen; seine Baulust beschäftigte die Handwerker, die Messe hob den Verkehr und die Fremden ließen das Geld umlaufen, so daß sich die Stadt rasch von den Wunden erholte, welche der siebenjährige Krieg ihrem Wohlstande geschlagen hatte. Im Uebrigen aber war der Mittelstand von den Segnungen des französischen Witzes und Geschmacks wenig berührt und besuchte höchstens die italienische Oper.

Kassel stand in diesem Treiben, dem ein Mangel an Nationalgefühl und eine überwiegende Lust an sinnlichem Zeitvertreib zu Grunde lag, nicht allein; es spiegelte sich darin auch die ganze Richtung der höheren Stände jener Zeit ab, der bald eine andere, ein nationales Leben begründende, folgen sollte. Denn schon dämmerte eine neue Aera heran; die Vorboten eines großartigen geistigen Umschwungs traten ans Licht und nach Selbstständigkeit,

nach Befreiung von den Fesseln eines verkehrten Geschmacks drängend, brach der deutsche Genius sich seine Bahn.

Für das nationale Schauspiel, das in den geschilderten früheren Perioden ohne starken Halt und in der öffentlichen Meinung heruntergekommen war, hatte sich ein Frühling eingestellt und es war nicht allein im deutschen Dichter-Haine, sondern gleichzeitig auf der Bühne ein frisches kräftiges Streben aufgeblüht. In vielen Städten wurde die Errichtung stehender Theater mit der lebhaftesten Theilnahme begrüßt und achtbare Gesellschaften hoben das Schauspiel auf eine Stufe, die es in Frankreich und England schon längst, in Deutschland aber bis dahin noch nicht eingenommen hatte. Diese Bestrebungen schlugen um so tiefere Wurzel, als sich zugleich eine gesunde Kritik geltend machte und auf eine Reinigung des Geschmacks hinarbeitete. Die Bühne emancipirte sich von dem französischen Prinzip und indem sie zugleich die Antike fallen ließ, wendete sie sich der Natur, dem Leben, der Gegenwart zu. In Wien, Berlin, Hamburg, Gotha ꝛc. war der Anfang gemacht worden, das Schauspiel aus seiner Zerrüttung zu erheben; noch waren Göthe und Schiller dem großen Publikum wenig bekannt, aber die Schauspieler Eckhof, Schröder, Brockmann, Fleck wurden in deutschen und Shakespeare'schen Dramen bewundert. Jetzt, da unsere Bühnenkunst, nach den schweren Prüfungen ihrer Wanderjahre, einer glanzvollen Erhebung entgegenging, ihre Jünger den Staub von den Schuhen schüttelten und durch ein ernstes Streben ihren Stand in künstlerischer und sittlicher Beziehung zu Ehren brachten, — jetzt hätte man von dem Kunsteifer eines so geistvollen

Fürsten, wie Landgraf Friedrich trotz aller seiner Schwächen war, bei seinen großen pecuniären Mitteln und seinem Bestreben, Kassel zu einem kleinen Athen, einem Mittelpunkte der Bildung und des verfeinerten Geschmacks zu machen, für die Schauspielkunst Großes erwarten können, wenn nicht die Mißachtung der deutschen Kunst und Poesie zu den Eigenthümlichkeiten des Fürsten gehört hätte. Er blieb in diesen Dingen jener Nation stets zugethan, in deren Sprache und Sitten er selbst einst in Genf unterrichtet worden und von seiner französischen Umgebung eingenommen, beachtete er das deutsche Schauspiel entweder gar nicht, oder verwies es auf die schläfrige Theilnahme des bürgerlichen Publikums; keiner der großen Mimen jener Zeit betrat den Boden Kassels, noch verspürte man hier etwas von den Wirkungen des Kampfes, den Lessing so epochemachend wider die fremde Lehre vom Drama führte.

Der Landgraf, welcher gleich nach seiner Thronbesteigung eine große Kapelle errichtete, einen italienischen Componisten nach Kassel berief und die sogenannte große Oper in Flor brachte, trug sich kaum mit dem Wunsche, gleich den Monarchen von Preußen, Sachsen und Württemberg mit einem französischen Schauspiel seinen Hof zu beglücken und seine Residenz zu verherrlichen, als sich ihm der schon genannte Marquis de Luchet, ein noch junger Mann von einnehmendem Aeußern, präsentirte und, sich mit einem Empfehlungsbriefe von Voltaire legitimirend, mit seiner übersprudelnden Vielwisserei, seinem Witz, seinen bestechenden feinen Manieren als der Protektion jenes Götzen des literarischen Europa würdig

erwies. Er gerirte sich nicht nur als ein Vertreter des aufgeklärten Frankreich, sondern auch als ein Dichter und philosophischer Schriftsteller und war in allen Künsten des Salons erfahren. Mit seiner Belesenheit und oberflächlichen aber vielseitigen Bildung vereinigte er ein eminentes Talent, seinem neuen Herrn und unsterblichen, glorreichen, unerreichbaren, göttlichen Landgrafen, sowie dem gesammten Hofe die eindringlichsten Schmeicheleien zu sagen; — er imponirte nach allen Seiten und sah sich bald im Besitze ehrenvoller Aemter, wurde Sekretär der Gesellschaft der Alterthümer, Geheimer Legationsrath und stand namentlich als eine Art von General-Direktor der öffentlichen Vergnügungen an einem wichtigen Platze.

Da Hr. de Luchet über die Chatoulle des Landgrafen ziemlich frei disponirte, so bevölkerte er in kurzer Zeit das Schauspielhaus mit einem Schwarme lustiger Pariser Kinder, organisirte das Schauspiel nach dem Muster des Théatre français und entwarf einen Gagen-Etat, der ein rührendes Zeugniß ablegte von der Großmuth, womit er seine Landsleute versorgte. Es befanden sich unter diesen Letzteren einige schätzenswerthe Talente; Dufresne war ein trefflicher Charakterspieler; Grandville ein feiner Darsteller Molière'scher Figuren; die tragische Heldin Madame Suin glänzte in den großen Tragödien und Demoiselle Rousselois, eine allerliebste Soubrette, entfaltete in den Vaudeville's von Gretry und Monsigny die Reize ihrer Stimme und einen bezaubernden Humor; der größere Theil des Personals, welches aus 25 bis 30 Mitgliedern bestand, besaß jedoch weiter nichts als jenes feurige leichte Wesen, Sprachgewandtheit und

Unbefangenheit auf den Brettern, welche den Franzosen angeboren sind und die sich die deutschen Schauspieler gewöhnlich erst erwerben müssen. Jedes Mitglied hatte sein bestimmt bezeichnetes Rollenfach und es herrschte überhaupt eine große Regelmäßigkeit in dem Haushalte des Instituts. Auch das Chor bestand meist aus Franzosen und nur in der mit dem Schauspiel verbundenen komischen Oper oder, wie man das Ding nannte, comédie melée d'ariettes, wirkten deutsche Chorsänger mit.

Im Allgemeinen zeichneten sich die französischen Schauspieler vor den deutschen durch ein vortreffliches Ensemble aus und ihre Darstellungen gingen correct, ohne daß Lebendigkeit und Frische fehlte. In der Tragödie herrscht- noch das eingewurzelte Pathos und eine steife Deklae mations-Manier, während die berühmten deutschen Schauspieler jener Zeit durch die innere Wahrheit ihres Spiels, die psychologisch feine und frappante Charakterzeichnung in die Seele griffen; dagegen waren jene im Lustspiel Meister. Zugleich entfalteten sie in den Aeußerlichkeiten der Darstellung viel mehr Geschmack als die Deutschen, so daß man ihnen selbst ihre argen Kostümwidrigkeiten verzieh. Der Beifall, welchen die französischen Schauspieler bei den gebildeten Ständen in Deutschland fanden, muß uns in vieler Beziehung um so mehr gerechtfertigt erscheinen, als man ihren Stücken noch wenige bessere entgegenzustellen hatte.

Marquis de Luchet, der als **Surintendant de la musique et des spectacles** die oberste Leitnng des Theaters führte, die Engagements besorgte, die Gagen

bestimmte und das Repertoir entwarf, hatte noch einen Sousintendanten in der Person des musikalischen Marquis de Trestondam, eines nicht minder talentvollen Glücksritters, der, ohne wie de Luchet im Rufe der Weltweisheit zu stehen, sich als Direktor durch phantasiereiche Arrangements und sinnekitzelnden Flitter, womit er namentlich die französische Oper ausstattete, den Beifall des hohen Publikums erwarb. Welche künstlerischen Tugenden er sonst besaß, ist nicht bekannt geworden, doch scheint er mehr im Rufe eines galanten Mannes, als eines großen Musikers gestanden zu haben. Das Orchester der komischen Oper befand sich unter der praktischen Leitung von de Rochefort, eines achtbaren Tonkünstlers, Schüler Gluck's und nachmals Direktor der großen Oper zu Paris. Ueber die sonstige Organisation des Theaters, welches außer dem Parterre und Unterlogen, nur einen ersten und zweiten Rang hatte, sehr reich ausgeschmückt, mit prächtigen von dem berühmten Tischbein entworfenen Dekorationen und glanzvollen Kostümen ausgestattet war, können wir hinweggehen, um noch einen Blick auf das Repertoire zu werfen.

Der Marquis de Luchet, welcher als ein eitler Parvenü gern mit Kenntnissen und Fähigkeiten glänzen wollte, die er nicht besaß, und sich mit Dingen beschäftigte, von denen er nichts verstand, würde nachmals von deutschen Schriftstellern, namentlich Schlözer, nicht so unbarmherzig an den Pranger gestellt worden sein, wenn er sich auf die Leitung seines französischen Schauspiels beschränkt hätte. Hier stand er ganz an seinem Platze und entfaltete Geschmack nnd guten Takt. Seine gesellschaft-

lichen Talente befähigten ihn besonders zu dieser Stellung und sofern es seine Aufgabe war, die dramatische Poesie Frankreichs in ansprechender Darstellung dem deutschen Publikum vorzuführen, zeigte er sich auch im Besitze der nöthigen Kenntnisse, so daß er bis zur gänzlichen Verbannung des französischen Wesens aus den Mauern Kassels die Gunst des Hofes genoß. Es fehlte seinem Repertoire kein Name von Bedeutung, der bessere Theil der dramatischen Literatur war überwiegend und die Zahl der Stücke doch so groß, daß verhältnißmäßig wenig Wiederholungen vorkamen.

In der großen Tragödie dominirte natürlich Voltaire. Es waren Merope, Zaire, Olympia, Mahomed, selbst die kostspielige Semiramis mit angemessenem Pomp in Scene gesetzt. Der als dramatische Dichter weit höher stehende Racine war aber nicht mehr recht heimisch auf der französischen Bühne; um jedoch „Bajazet“ wirkungsvoll vorzuführen, ließ de Luchet eine damals gefeierte Schauspielerin, Demoiselle Raucourt, von Paris kommen, welche für 100 Thaler nebst Reisekosten die Roxane spielte. Häufiger wurden die Stücke der beiden Corneille aufgeführt; Laharpe, Belloy, sowie Diderot und La Chaussée mit der neuen Gattung des rührenden Schauspiels waren gleichfalls vertreten. Auch Hamlet, dessen Schatten damals auf allen deutschen Bühnen hauste und der sogar von Frauen gespielt wurde, hatte das Unglück, Herrn de Luchet in die Hände zu fallen, der aber den blassen Träumer neben den pathetischen „haarbuschigen Gesellen“ Roms und des Morgenlandes nicht zu halten vermochte. Das Publikum fiel dabei wahrscheinlich eben

so sehr durch, als der französische Bearbeiter. — Die erhebende Tragödie nahm übrigens den geringsten Theil des Repertoires ein. Da das Theater mehr zur Zerstreuung diente und man wenig Lust hatte, sich durch ein tieferes Eindringen in eine Dichtung und eine Kunstleistung einen höheren Genuß zu verschaffen, so sagte die heitere Comédie dem Publikum besser zu. Molière erschien fast in jeder Woche ein Mal auf dem Repertoire, dann der witzreiche Destouches, Regnard, der das moderne Gesellschaftsleben geißelte, Lafontaine, Lesage, Delisle, Beaumarchais und viele jener Tagesdichter, welche die Pariser Theater mit zum Theil geschmacklosen Frivolitäten versorgten. Wunderlich genug nimmt sich Lessings „Minna von Barnhelm," dieses ächt deutsche Geisteswerk in dieser Gesellschaft aus. Das Stück war, wie Hamlet, grausam verhunzt und theilte auch dessen Schicksal: es fiel unter dem Titel les amoureux genereux durch, weil man action und intrigue darin vermißte.

Die „Comédie melée d'ariettes" wurde mit vollkommenem Rechte dem damaligen deutschen Singspiele vorgezogen. Es hatten sich dieser Kunstgattung begabte Dichter in Frankreich zugewendet und ein Vaudeville des originellen und witzigen Sedaine von der leichten lieblichen Musik Gretry's, Monsigny's und Philidor's begleitet, stellte leicht Alles in Schatten, was in dieser Beziehung in Deutschland geboten wurde. Die Zahl der durch Ritter von Trestondam in Scene gesetzten Operetten stieg daher auch in einem Jahre auf 60—70. Unter den Componisten finden wir außer den genannten Franzosen besonders die Italiener Sacchini, Ciampi und

Piccini beliebt. Auch Glucks „l'arbre enchanté“ wurde mit größtem Beifall aufgenommen und Herr de Luchet machte bei dieser Gelegenheit die nicht üble Bemerkung: l'Allemagne et l'Italie fournissent les musiciens à la France, qui en échange leur fournit un théatre complet!

Für das französische Schauspiel und das Vaudeville bestand ein eignes von der italienischen Oper getrenntes Theater, ein hohes massives Gebäude, vom Landgrafen Moritz erbaut, bei der Rennbahn, also ganz in der Nähe des fürstlichen Palais, welches an der Stelle der jetzigen unvollendeten Ruine stand; es wurde jedoch auch in dem Palais selbst gespielt. Im Sommer begab sich die Gesellschaft auf eine fröhliche Wanderschaft von einem fürstlichen Landschlosse zum andern, nach Wabern, Wilhelmshöhe, Weißenstein und nach dem Bade Hofgeismar. Ueberall hin begleitete der Marquis mit seinen Schauspielern den Fürsten und war das Wetter günstig, so improvisirte man auch im Freien eine Bühne und erheiterte sich bei Sing- und Schäferspielen. Erst im August, wo die große Messe begann, kehrte der Hof in die Residenz zurück und dann schwang Maestro Fiorillo den Stab und die italienische Oper entfaltete ihren Glanz. In irgend einem Winkel der Stadt aber schlich die geächtete deutsche Muse über die ärmlichen Bretter einer wandernden Gesellschaft.

Zu derselben Zeit, als sich Kassel mit wenigen deutschen Residenzstädten des Besitzes eines „Théatre français“ rühmen und die Schöpfungen des superioren französischen Geistes aus erster Hand und unverfälscht genießen konnte,

kehrte die italienische Oper, welche bereits fünfzig Jahre früher hier Aufnahme gefunden hatte und nach einem Bestande von 20 Jahren wieder spurlos verschwunden war, mit erhöhtem Glanze zurück. Ein ganzes Dutzend fruchtbarer Componisten hatten den früheren Enthusiasmus für dieselbe in Deutschland wieder erweckt. Sie begnügte sich jetzt nicht mehr mit den naiven Spielereien der Idylle oder einfachen biblischen Scenen, die mit bescheidenen Melodieen durchflochten waren, sie hatte einen ernsten und bombastischen Charakter angenommen und zwang die großartigsten romantischen und tragischen Stoffe in ihre Grenzen, sie hatte einen engern Bund geschlossen mit der inzwischen gleichfalls fortgeschrittenen Tanzkunst und wie die Musik überhaupt im Laufe des Jahrhunderts einen größern Formen-Reichthum entfaltete, so bildete sich zugleich der Gesang zu einer erstaunlichen Kunstfertigkeit aus. Kein italienischer Componist dieser Periode schuf Werke von bleibendem Werthe; aber sie zogen meist im Triumphe durch ganz Europa. Was insbesondere Deutschland angeht, so hatte hier, abgesehen von den Bestrebungen Gluck's, die Opernmusik noch keine rechte Lebensfähigkeit erlangt. Mozart's classische Thätigkeit fällt in die achtziger Jahre und die volksthümliche Operette im Style Müller's, Schubauer's und Dittersdorf's (Doktor und Apotheker) 2c. sagte dem verdorbenen Geschmacke der sogenannten gebildeten Welt nicht zu; der spielende anspruchslose Liederton deutscher Componisten mußte vor der schwungvollen Bravour der überall dominirenden Italiener verstummen.

Daß Kassel in der Bewunderung der italienischen

Musik und der Verherrlichung des Castratenthums nicht zurückblieb, war bei der schon geschilderten Geistesrichtung des Hofes und der vornehmen Stände ganz natürlich. In der Dichtung und Philosophie betrachtete man die Franzosen als Vorbilder und Gesetzgeber des Geschmacks. Um sie recht zu genießen und zu würdigen, gab man ihnen eine Freistatt an den Sitzen der Wissenschaft und Kunst, den Akademien, hegte sie bei Hofe und räumte ihnen die Bühne ein. Wir finden sie in diesen verschiedenen Richtungen des öffentlichen Lebens in Kassel, wie gleichzeitig in Berlin, thätig. In der Musik hatten die Italiener eine absolute Oberherrschaft gewonnen, und so finden wir denn auch eine italienische Oper im Solde des freigebigen Landgrafen und in hohem Ansehen bei den feineren Klassen der Gesellschaft.

Landgraf Friedrich II., ein Universalkopf und allen Strömungen seiner Zeit leicht zugänglich, liebte nicht nur die Musik, sondern machte sie zu seinem eifrigsten Studium und einer täglichen Beschäftigung. Er spielte die Geige und hätte einen Kapellmeister abgeben können, denn in den Opernproben, welchen er zuweilen beiwohnte, rügte und verbesserte er die geringsten Fehler und legte im Kreise seiner Componisten und Virtuosen oft Zeugniß von feinem Geschmack und Verständniß ab. Er hatte namentlich durch den Aufenthalt in Italien seinen Sinn für die Tonkunst gebildet und wie in den Wissenschaften, die ihn mehrmals auf das Katheder der Société des antiquités führten, war er auch auf diesem Gebiete ein geistreicher und liebenswürdiger Dilettant. Wie sehr er Talent und Verdienst zu schätzen wußte und wie sehr es

ihm Ernst war um die Pflege einer Kunst, zu welcher er von Jugend auf mit ganzer Seele hinneigte, sehen wir aus der musterhaften Besetzung der Kapelle, welche in der Oper und wöchentlich zweimal bei Hofe spielte.

An der Spitze dieser Kapelle stand Ignazio Fiorillo, aus Neapel, im Jahre 1763 an den Kasseler Hof berufen. Er interessirte sich um so mehr für die solide Zusammensetzung derselben, als es hauptsächlich seine Opern waren, welche zur Aufführung gelangten. Er war kein Componist von großem Verdienst und machte sich vielleicht mehr durch die Masse als den Werth seiner Werke bekannt. Mit Ausnahme einiger Kirchen-Concerte werden sie als flüchtig und trivial bezeichnet. Aber seine Compositionen gefielen außerordentlich, und wie für alles Wunderliche interessirte man sich zugleich für die wahrhaft unheimliche Fruchtbarkeit des Maestro, welcher die großen Opern aus dem Aermel schüttelte. Sein Lieblings-Instrument war die Mandola, eine kleine Laute mit sechs Stahlsaiten. Er spielte auf derselben mit einem Federkiel zum großen Entzücken der Kasselaner, die ihn gern zu ihren Liebhaber-Concerten einluden.

Der Landgraf, der seine Tondichtungen schätzte, verschaffte ihm die nöthige Muse zum Componiren, denn es standen ihm nicht weniger als drei Kapellmeister zur Seite: Morelli, Benozzi und Regnaud, während der bekanntere Componist Rochefort das französische Singspiel dirigirte. Wir finden ferner zwei Musik-Direktoren angestellt, Marchand und Darondeau und zwei Concertmeister: Heuzé und Esser, denen sämmtlich diese Aemter nicht drückend zu werden schienen, denn

Alle verwendeten einen großen Theil ihrer Zeit mit mehr oder weniger Beruf, auf Compositions-Versuche.

Die genannten Concertmeister und ein Violinist, Namens Braun, waren zugleich die talentvollsten Virtuosen des Orchesters. Jacques Henzé, aus Rouen gebürtig, welcher eine Gage von 1000 Thalern bezog, und von dem ein gleichzeitiger musikalischer Schriftsteller sagt, daß er so schön für das Auge als für das Ohr gespielt habe, scheint dem Landgrafen völlig unentbehrlich gewesen zu sein. Er konnte den jungen Künstler nicht genug hören und ließ sich von ihm sogar auf seinen Reisen begleiten. Esser erwarb sich durch sein Talent die Ritterschaft vom goldnen Sporn. Ein anderes Mitglied des Orchesters, der Horn-Virtuos Barth, wurde auf eine eigenthümliche Weise ausgezeichnet. An seinem Pulte brannten nämlich zwei Wachskerzen. Er war mit beträchtlichen Geldopfern gewonnen worden und brauchte nur größere Soli zu blasen; aber es heißt von ihm, er habe seinem Instrument ein so himmlisch schönes Adagio zu entlocken gewußt, daß die Zuhörer, besonders die Damen, oftmals Thränen vergossen. Der Violinist Rodewald schrieb ein sehr beifällig aufgenommenes Stabat mater, welches in Kassel neben Haydn Aufsehen machte; die Kasselaner Kalkbrenner, Großheim und v. Apell, machten sich durch größere Compositionen bekannt. Großheim schrieb Lieder, Sonaten, Klavierpiecen, Symphonieen und später Opern, die wir auf dem Repertoir der nach Friedrichs Tode errichteten deutschen Bühne wiederfinden*),

*) Er wurde später Musikmeister der Königin von Preußen.

Kalkbrenner setzte für die große Oper in Paris eine „Olympia“, v. Apell, der in der Folge eine vielseitige und einflußreiche Thätigkeit als belletristischer Schriftsteller und Intendant des Theaters in Kassel entfaltete, brachte seine heroischen Ballets mit Chören zur Aufführung.

Das Componiren und Schriftstellern war eine Lieblingsbeschäftigung aller Musiker und Laien in Kassel. Ein Regierungsrath, Hans v. Eschstruth, der ein Lehrbuch der höhern Musik und eine Biographie Bach's schrieb, gab Lieder und Märsche heraus, ein Hoboist, Eberhard aus Hanau, schrieb die Operette: „Das talarische Gesetz“, welche 1780 aufgeführt ward, der Organist der großen Kirche, Johann Becker, versah das Gesangbuch mit neuer Musik und componirte für eine Wasserorgel, welche zu Wilhelmshöhe spielte; der Sänger und Violinist Drestler schrieb über die bessere Aufnahme der Musik in Deutschland, Violinist Braun componirte Ballets, Esser: Symphonien und Violinconcerte, Großheim und Kalkbrenner: Lieder und Instrumentalsachen, Kellner, der Organist der katholischen Hof-Kapelle: Präludien, Cantaten und eine komische Oper: „Die Schadenfreude“. Der musikalische Schriftsteller Gerber spricht mit Entzücken von dem Kunstleben in Kassel. Im Jahre 1786 befand er sich daselbst, als im kleinen und großen Theater die „Meisterstücke“ von Hasse, Gluck, Paesiello, Martini, Schweizer, Holzbauer aufgeführt wurden und die Virtuosen in den Concerten glänzten. „Hier war es,“ ruft er aus, „wo ich die großen Horn-Künstler Palsa und Thürschmidt hörte; sie bließen Doppel-Concerte mit Begleitung des Großmann'schen Orchesters und keine

Beschreibung kann die Schönheit in dem edlen Horn-Gesange Palsa's, sowie das Feuer und die bewunderns-würdige Fertigkeit in den Passagen Thürschmidt's erreichen. Sie bließen auf ihren silbernen Hörnern, deren Werth auf 100 Carolin kam, beide Concerte aus E dur, allein in den Rondo's wiesen sie in's E moll, G dur, G moll mit eben der Sorglosigkeit, wie ein Clavierist. Und diese Meisterzüge gaben sie ohne alle Prahlerei. Auch den Hoboist Barth rühmt er als einen der größten lebenden Meister seines Instruments. Mit Bewunderung gedenkt er dreier Musiker Michel aus Helsa, welche in Kassel angestellt waren; der jüngste Ludwig, 16 Jahre alt, entzückte ihn am meisten, „ein allerliebster Junge", sagt er von ihm, und den die ganze Kapelle gern hat. Er verbindet mit dem niedlichsten Tone den empfindungs-vollsten Vortrag. Ich werde es nie vergessen, als er in einem Ballet von Cannabich bei Vorstellung des Elysiums ein Quintett mit Barth, Palsa, mit seinem Vater und einem andern Clarinettisten blies; es waren himmlisch süße Empfindungen, welche diese Künstler erregten.

Es geht aus diesen flüchtigen Notizen zur Genüge hervor, daß die Kapelle des Landgrafen einen wahrhaft seltenen Kreis von Talenten vereinigte und des ausgebreiteten Rufes der Tüchtigkeit, in welchem sie in ganz Deutschland stand, vollkommen würdig war. Man fühlt sich fast geneigt zu bedauern, daß ihr keine bessern Aufgaben gestellt waren, als die oft sehr gehaltlosen Compositionen der Fiorillo, Salieri, Piccini rc. zu exekutiren. Um den Preis vieler dieser Werke war der bezaubernde Bogenstrich der Virtuosen und der Wohllaut der

italienischen Kehlen theuer bezahlt. Erst in der letzten Zeit Friedrichs kamen Gluck's erhabene Schöpfungen zur Aufführung.

Gewiß sind die Kasselaner zu keiner Zeit musikwüthiger gewesen, als damals; denn die Anwesenheit der vielen Virtuosen, Componisten und Sänger blieb nicht ohne Rückwirkung auf das gesellschaftliche Leben der Stadt. Der Dilletantismus verstieg sich bis in den Fürstensaal und nistete sich am häuslichen Herde der vornehmen Bürger ein. Auch die schöne Welt nahm lebhaften Antheil an dem allgemeinen Enthusiasmus und Ovid's Rath:

Laßt entströmen der Lippe Melodieen, gehört im Theater!
Es verstehe die Jungfrau, gebildet nach feinem Geschmack,
Cither und Plectron zugleich zu führen in kundiger Hand!

wurde von den Römerinnen seiner Zeit kaum eifriger befolgt, als von den Schönen unserer klimpernden und trillernden Residenz. Klavierspielen und Singen war ein unerläßliches Anhängsel höherer Bildung. Es hat von jeher in der Musik mehr Dilettanten gegeben, als in irgend einer andern Kunst, aber die bescheidene Stadt von kaum 20,000 Einwohnern, mit einer italienischen und einer französischen Oper, den wöchentlichen Concerts de la cour, den Sociétés philharmoniques oder Academies musicales, wie sich die Liebhaber-Vereine wohlklingend nannten, würde ohne Zweifel einem Satyriker reichen Stoff geboten haben.

Man muß nicht glauben, daß der Hof und diejenigen Kreise, welche der fremden Kunst huldigten, wie es die Mode wollte, diesem Treiben irgendwie Vorschub geleistet hätten; in diesen Sphären war man viel zu sehr

von Vorurtheilen gegen jede Kunstübung der Deutschen umstrickt. Ein schlagendes Beispiel liefert dafür die Biographie der Mara*), der berühmtesten Sängerin des vorigen Jahrhunderts. Sie trat eines Tages in einem Liebhaber-Concerte auf und der Landgraf schickte den Kapellmeister Morelli ab, um sie zu hören. Als der Italiener zurückkehrte und mit den Worten „canta come una Tedesca“ Bericht über sie abstattete, wurde ihrer bei Hofe nicht weiter gedacht. Ganz Europa war wenige Jahre später ihres Ruhmes voll. Deutsche Bühnen-Sänger waren damals jedoch überhaupt noch selten. Der deutsche Operngesang gewann erst viel später das Uebergewicht, indem er durch gefühlvollen, aus der Seele quillenden und dramatischen Vortrag das Bestreben der Italiener verdrängte, welches auf höchste Dressur der Stimme, Biegsamkeit der Kehle, Künstelei und Bravour gerichtet war. So lange es aber keine deutsche Schule gab, war es wohl erklärlich, daß man Italien allein für das Mutterland des Gesanges hielt und seine Schule für die einzige, welche große Künstler hervorbringen könne.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Gesangs-Personal der Oper und zwar zunächst auf die gefeierten Künstler Roms und Venedigs, welche über Kassel einen wunderbaren Glanz verbreiteten. Die erste Primadonna, welche der Landgraf aus Neapel kommen ließ (1763),

*) Eine Kasselanerin von Geburt, Tochter des Kantors Schmehling. Sie verheirathete sich mit dem Cellisten Mara in Berlin.

war Lucia Saint-Pierre, ausgezeichnet durch Schönheit und eine äußerst liebliche Stimme. Sie stand sehr hoch in der Gunst des Publikums; aber ihr Stern ging plötzlich unter, als eine Römerin, Signora Caldinelli erschien und mit ihrem energischen Vortrag und den erstaunlichsten Bravourkünsten Alles hinriß. Leider hinderte eine beträchtliche Korpulenz die Signora frühzeitig am Auftreten, und um sie zu ersetzen, engagirte man gleich zwei Italienerinnen auf einmal, Madallena Felici und Anglia Davia. Zugleich ließ man Lucia Bertolotti von der Münchener Oper, Ottavia Gheri und die berühmte Dominichini gastiren, um den Verlust jener Gesangsriesin vergessen zu machen. Jede der gastirenden Damen erhielt für die Partie 300 Thaler nebst Reisegeld und ansehnlichen Geschenken. Signora Scali aus Rom füllte später das Fach der Primadonna wieder allein aus und hielt sich am längsten in Kassel. Sie war eine gebildete und außerordentlich schöne Sängerin. Ihr folgte Madame Lemelle, eine kleine gewandte Italienerin, die reizend zu singen verstand, die letzte bedeutende Erscheinung. Die Gagen dieser Damen waren zwischen 1000 und 1800 Thlr., dazu wurde ihnen aber die Garderobe gestellt und nach jeder Vorstellung hatten sie die schätzenswerthesten Beweise eines Beifalls zu erwarten, der sich praktischer und freilich auch weniger poetisch äußerte, als in unsern Blumenspenden.

Unter den Tenoristen, welche sich in Kassel auszeichneten, war ein gewisser Ciampi der beliebteste. Er besaß eine unvergleichliche Fertigkeit in der Verzierung seines Gesangs, war aber ganz gegen die Art der fetten,

schleichenden Castraten ein Raufbold und leidenschaftlicher Spieler. Seine glorreiche Laufbahn beschloß er in einem Kuhstalle, wohin er gebracht worden, um ihn von der Schwindsucht zu kuriren. Sein Nachfolger Bertolotti fand ein trauerndes Publikum und fiel in Ohnmacht, als er von dem tragischen Ende seines einst gefeierten Collegen hörte. Er war das Urbild aller Hämmlinge und hatte sich frühzeitig aller Eigenschaften eines Mannes entwöhnt; sein zerfließendes Wesen, die flötende Sprache, machten an seinem Geschlechte vollends irre. Als er zum ersten Male den seelenvollen Gesang der Mara hörte, sank er um und brach in ein lautes Weinen aus. Zwanzig Jahre sang er die Helden-Partien an der Kasseler Oper. Signor Galeazzi löste ihn in seinen alten Tagen ab. Der Landgraf hatte ihn auf dem Teatro Aliberti in Rom gehört und sofort engagirt. Er debütirte als „Göttin Diana" in der Oper „Endimion" von Fiorillo, und zwar mit so großer Täuschung, daß selbst der zarte Bertolotti, der den Endimion sang, neben ihm zum rauhen Manne wurde. Diesem höchst würdigen Trio schloß sich endlich Signor Morelli an, ein Heldentenor, an dessen Person sich noch ein besonderes Interesse knüpfte. Er war in Lissabon gewesen zur Zeit des großen Erdbebens und der Schreck hatte sein Haar gebleicht. Das gab ihm bei seinem dunkeln Teint und den schwarzen, stechenden Augen ein sehr seltsames Aussehen. Seit jener Katastrophe traute er keinem Pflastersteine mehr; sein Gang war zimperlich und ängstlich und Visionen von berstenden Kirchthürmen verfolgten ihn zeitlebens. Er war übrigens ein ganz vortrefflicher Sänger. Da er 1400 Thlr. Gage

und nach Auflösung der Oper ebensoviel Pension bezog und Kassel weit ab von Lissabon lag, so siedelte er sich hier an.

Die bemerkenswerthesten Bassisten waren: Bianchi, Dolo, Gherardi, Toscani und zwei Deutsche: Schrepfer und Dreßler.

Der Personal-Etat hatte beträchtliche Summen aufzuweisen. Es findet sich zwar keine Gage über 2000 Thlr., aber bei dem völlig veränderten Geldwerthe entspricht diese Summe dem doppelten Betrage von heute. Die Gehalte waren im Verhältniß zu der Dotirung hervorragender Stellen im Hofdienste sehr bedeutend und insofern mit den jetzigen Gagen nicht zu vergleichen, als die Lebensmittel in halbem Preise standen und auch die gegenwärtige gesellschaftliche Stellung der ersten Mitglieder des Theaters weit mehr Repräsentationskosten erfordert. Enorme Summen aber verschlang die Ausstattung der Opern und der stärkste Posten darunter war das Ballet. Es liegen mir zwei dicke Quartbände französischer Ballet-Sujets vor, aus denen man auf den Reichthum und den Glanz schließen kann, womit sie in Scene gingen. Der Balletmeister Lauchery, der dieselben erfand, stellt in einer charakteristischen Widmung seiner Tanz-Dichtungen an den Landgrafen das Ballet auf gleiche Stufe mit der Tragödie und dem Lustspiel, ja über beide. In der Tragödie, meint er, bewundere man große, erhabene Ideen, das Lustspiel biete einen noblen und erheiternden Genuß; aber was sei das Alles gegen das Ballet, welches beide Richtungen der Kunst nachahmend in sich vereinige und noch seine eigenthümlichen

Schönheiten hinzufüge? In der That leistete er mit seinem Corps leichtfüßiger, reizender Französinnen Unglaubliches. Seine Sujets waren vorwiegend heroisch-tragisch, dem Charakter der Oper entsprechend. Er nahm die Stoffe dazu aus Homer, Ariost, Tasso, der griechischen Mythologie ꝛc. Historische Personen wie Alexander der Große und Marc Antonius wurden tanzend und pantomimisch dargestellt, Don Quixote, Gil-Blas und ähnliche Romane kapitelweise abgetanzt. Selbstständige Ballets, die nach der Oper aufgeführt wurden, hatten oft fünf Akte und waren mit Chören begleitet und Dialogen vermischt. Der Hofmaler Tischbein hatte den dekorativen Theil der Darstellungen zu leiten, die ersten Mitglieder des Orchesters lieferten die Musik. Der Inhalt dieser ganzen Kunst war ein höchst dürftiger und lächerlicher. In welcher Richtung überhaupt die Phantasie des erfinderischen Balletmeisters thätig war, ist aus einer fête allegorique zu ersehen, mit welcher er im Jahre 1765 die Prinzessin von Soubise (geb. Prinzessin von Hessen-Rotenburg) überraschte. Die hohe Dame feierte in Kassel ihren Geburtstag und befand sich Abends im Theater, als der Vorhang sich hob und der Prospekt das Thal der Fulda bei Kassel zeigte. Bauern schlafen rechts und links und werden durch ein Vögel-Concert geweckt. Sie sind im Begriffe zur Arbeit zu gehen, als eine sanfte Musik sie fesselt und aus dem Schilfe der Fulda steigen reizende Nymphen und bringen ihnen die frohe Kunde, daß sie an diesem Tage nichts anderes zu verrichten haben, als zu tanzen und zu singen, zu essen und zu trinken. Den Leuten ist das ganz recht und sie thun

ihr Mögliches um die Nymphen zufrieden zu stellen. Der zweite Akt hatte einen ebenso naiven Inhalt. Krieger opfern dem Mars; da springen zwei Athleten ins Proscenium, ringen um einen Preis und die Siegesgöttin steigt auf einer Wolke nieder, um den Ueberwinder zu krönen. Dann fraternisiren Götter, Soldaten und Bauern und eine allgemeine Galoppade macht den Beschluß. Höchst ergötzlich ist ferner das Programm eines Festspiels, welches der Balletmeister Asselin an dem Tage in Scene setzte, wo die Statue des enthusiastisch verehrten Landgrafen auf dem Friedrichsplatze aufgerichtet wurde. In diesem Ballet allegorique stellte Demoiselle Rousselois von der französischen Oper die „Nachwelt“ dar, die tragische Heldin Madame Saunier die „Stadt Kassel“, die Sängerin Audibert, welche allerdings Verehrer von Distinction hatte, spielte den „Hessischen Adel“, die „Nymphe von Geismar“ erschien in Gesellschaft der Götter Griechenlands und Jupiter hatte das Vergnügen neben unserm Stadtrath zu stehen, der durch einen würdig aufgeputzten ehemaligen Gamin der Boulevards vertreten war. Kurz das Ungereimte, Abgeschmackte und Sinnlose machte das meiste Glück und Lauchery wagte nicht allzu viel, wenn er seine Tanzgedichte neben die französischen Tragödien stellte; er hatte die glänzende Verschrobenheit und das Pathos, welches dort rhetorisch herrscht, nur ins Pantomimische übertragen.

Für die italienische Oper und das Ballet war im Jahre 1766 zuerst das jetzige Hoftheater-Gebäude, bis dahin Palais des Prinzen Maximilian von Hessen, aufs Prachtvollste hergestellt worden. Der Plafond war mit

reichen Malereien geziert und die Logen des Hofes und des Adels mit jenem Luxus überladen, welcher die ganze Periode charakterisirte. Die Neuheit der Genüsse, der sinneschmeichelnde Glanz der Vorstellungen, die klassischen Leistungen des Orchesters, die Kunstfertigkeit der Sänger und die Reize des Ballets — das Alles füllte Anfangs das Haus, besonders während der Messe, wo man immer eine gesteigerte Thätigkeit entfaltete; allein die italienische Oper wurde niemals populär, weder hier noch irgendwo in Deutschland und das Auditorium derselben reduzirte sich zuletzt auf einen verhältnißmäßig geringen Theil der Einwohnerschaft. Es mag mit der Theilnahme des größeren Publikums in Kassel nicht besser gestanden haben, als in Stuttgart, wo der Herzog seine Soldaten in Civilkleider stecken und in die Oper kommandiren ließ, um die gespenstisch leeren Räume zu füllen. Die Einnahme reichte zur Deckung der Tageskosten nicht hin und die Erhaltung des kostspieligen Zeitvertreibs forderte daher beträchtliche Opfer.

Da übrigens die italienische Oper das französische Schauspiel nach und nach in der Gunst des Hofes verdrängte, so rächten sich die gekränkten Franzosen in Spottgedichten. Eines derselben schildert den Opern-Unsinn und die ganze Ungereimtheit dieses Kunstgenre's in folgender Weise:

J'ai vu le soleil et la lune,
Qui faisaient des discours en l'air.
J'ai vu le terrible Neptune
Sortir tout frisé de la Mer.

J'ai vu l'aimable Cythérée
Au teint vermeil, au doux regard
Dans une machine entourée
D'Amours natifs d'Ober-Velmar.

J'ai vu des ombres trés palpables
Se tremousser au bord du Styx;
J'ai vu l'enfer et tous les diables
A quinze pieds du paradis.
etc. etc.

Diese und ähnliche Reime flossen wahrscheinlich aus der Feder des vielschreibenden Marquis de Luchet, der noch keine Ahnung davon hatte, daß er bald Arm in Arm mit dem Maestro Fiorillo die ihm so lieb gewordene Residenz auf immer verlassen sollte. Im Sommer des Jahres 1784 waren die fremden Künstler und Parasiten noch einmal gemeinschaftlich thätig bei der feierlichen und alle Stände und Klassen zu einem glänzenden Feste vereinigenden Enthüllung des Standbildes Friedrichs, welches noch jetzt den nach ihm benannten Platz ziert. Es wurde in der großen Oper eine fête allegorique arrangirt, wozu der Kapellmeister Rochefort die Musik schrieb. Das Theater war zu einem Feentempel umgewandelt, mit dem Zauber, welchen die vereinten Künste auf der Bühne entfalteten, wetteiferten die strahlenden Toiletten des höheren Publikums. Im folgenden Jahre beschloß Landgraf Friedrich sein interessantes und wirkungsreiches Leben und der besonnene und sparsame Wilhelm IX. bestieg den Thron und führte das öffentliche Leben der Residenz in natürlichere Grenzen zurück. An die Stelle des zwanzigjährigen Carnevals trat eine tiefe, durch die

fern auffsteigenden politischen Stürme nur bedrohte Ruhe. — Die italienischen Sänger schieden zuerst, ohne daß den Bürgern Kassels das Herz dabei schwer geworden wäre; die Kapelle, welche noch ein dem Andenken Friedrichs von Fiorillo geweihtes Requiem in der katholischen Kirche aufführte, zerstreute sich; das französische Schauspiel, welches bereits an anderen Orten in Deutschland dem glorreichen Erwachen des nationalen Geistes weichen mußte, löste sich auf, ohne eine Spur seines Daseins zu hinterlassen; in den Theatern herrschte Nacht und Oede und auf den Brettern tanzten und musizirten eine Zeitlang die Mäuse.

Viertes Kapitel.

(1785 — 1806.)

Deutsches Schauspiel. Director Großmann. Die Räuber. Shakespeare, Lessing. Die Geschwister von Göthe. Mozart. Wandertruppen. v. Apell. Musik-Enthusiasmus. Theater-Unternehmer Haßloch. Deutsche Oper. Kruse und Willmann.

Wir haben die Schauspielerei und den Opern-Unsinn jener Zeit geschildert, wo die Mimen und Tänzer aus Paris, die Castraten und Sängerinnen aus Rom und Venedig in der Landgrafen-Residenz so enthusiastisch gefeiert wurden, wo eine französische Oper unter dem berühmten Rochefort, eine italienische unter dem fruchtbaren Componisten Fiorillo und ein französisches Schauspiel unter des Ritters v. Trestondam galanter Direction blühten; wo in den reichgestickten Uniformen des Hofes

kein deutsches Fädchen schimmerte und von den Hütern des Reiches herab bis zu den Papageien Alles voltairisirt und das Vaterland Gegenstand des öffentlichen Achsel-zuckens war. Nun folgte auf diese Zeit der affektirten Schwärmerei für ausländisches Wesen die gänzliche Beseitigung der so lange unentbehrlich geschienenen und kostspieligen Kunstgenüsse. Der Hof und die Cirkel der Aristokratie säuberten sich von den Parvenü's und der extravagante Ton, welcher durch sie herrschend geworden war, machte jenem Ernste Platz, der sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der europäischen Gesellschaft bemächtigte. Mit den Tagen des harmlosen Scherzes war es vorüber seit man dem Boden nicht recht traute, auf dem man tanzte, und es dauerte nicht lange so spielte sich auf der großen Bühne der Geschichte ein Drama ab, in welchem Demosthenes und Cato, Aristogiton und Brutus nicht schattenhaft in Jamben und Arien, sondern in schauerlicher Realität figürirten.

Im Jahre 1785 starb Landgraf Friedrich II. und von dieser Zeit an bis zu den wunderlichen Tagen des bonapartischen Carnevals — 1806 bis 1814 — lag die Schauspielkunst in Kassel darnieder. Als gleich nach dem Hintritt des Landgrafen jene Umwandlung in dem gesellschaftlichen Leben eintrat, war man keineswegs darüber betrübt, daß der ganzen Musen-Wirthschaft ein Ziel gesetzt wurde; die Vornehmen, welche den fremden Götzen so lange in prunkenden Tempeln gehuldigt hatten, theilten vielmehr mit der Bürgerschaft eine gewisse Befriedigung über den Wechsel der Dinge; aber bei diesem wohlthätigen Katzenjammer, welcher auf den Rausch der französischen

Kunstbegeisterung folgte, kam die deutsche Kunst hier übel weg, während sie anderwärts schon festen Fuß gefaßt hatte, seit der Vorhang vor jenen unsterblichen Dichtungen aufgezogen war, welche noch jetzt unser Stolz sind und es noch lange bleiben werden.

Ich habe schon bei der Schilderung des französischen Schauspiels auf die frische und kräftige Entwickelung hingewiesen, welche das deutsche Drama genommen hatte; wie Lessing, Göthe und Schiller, diese drei Könige im Reiche der Gedanken, die nationale Bühne mit ihrem Geiste befruchteten und Iffland, Kotzebue und eine beträchtliche Anzahl verwandter Schriftsteller, deren Namen seltener noch genannt werden, ein nationales Repertoire schufen. Es bildeten sich zugleich viele Wander-Gesellschaften, unter denen einige den größten Ruf genossen; es gingen stehende Bühnen in den größeren Städten daraus hervor, und wo sich die Höfe ihrer annahmen, entstanden die heutigen Hofbühnen. Das Verlangen nach theatralischer Unterhaltung ist vielleicht nie so allgemein gewesen. Als nun in Kassel, nach der Auflösung des französischen Theaters, eine Reaktion in der Kunstpflege eintrat, wurde die Uebersättigung, welche der übermäßige Genuß der pikanten Sinnenspeise hervorrief, dem deutschen Schauspiel verderblich. Man hatte bis dahin von der vaterländischen Kunst meist nur die Karrikatur gesehen, weil den bessern Truppen, mit Ausnahme einer einzigen, von der unten die Rede sein wird, die Thore gesperrt waren. Der Nachfolger Friedrichs, indem er die Residenz von der fremdländischen Kunst und ihren Priestern reinigte, nahm nicht zugleich die heimische unter seine Protektion,

sondern duldete sie nur, ohne sie irgendwie zum Gegenstand seiner Neigung zu machen. Er gab eine geringe Summe Geldes dazu her, und es kam nichts Respektables auf; von Zeit zu Zeit drangen Gesellschaften ein, die sich temporär hier aufhielten und denen man zögernd das Opernhaus einräumte.

Die erste beachtenswerthe Truppe, welche die Kasselaner mit den Schöpfungen der neuen dramatischen Literatur Deutschlands bekannt machte, erschien noch im Todesjahre des Landgrafen Friedrich: der Schauspiel-Director Großmann wagte es, der Spottlust der übermüthigen Fremden die Stirn zu bieten und hielt seinen bescheidenen Einzug in die Stadt, über welche noch der Hof Friedrichs seinen Glanz verbreitete. Man erwartete nichts Besseres als bisher von den deutschen Truppen geboten war. Es hatten, wie gesagt, schon früher einige solcher Gesellschaften Erlaubniß erhalten, hier zu spielen, allein da die Franzosen und Italiener den Beutel und den Geschmack der Vornehmen für sich ausschließlich in Anspruch nahmen, so machten sie keine brillanten Geschäfte. Sie waren auf Bretterbuden verwiesen oder in das s. g. Tuchhaus am Gouvernementsplatz, wo Marktschreier ihr Wesen trieben; sie konnten nur während der Messe auf einigen Zuspruch rechnen. Unter diesen Umständen blieben größere Gesellschaften, welche berühmte Namen aufzuweisen hatten, fern und die Franzosen behielten ihre Superiorität. Die kleinen Truppen waren bei ihren schwachen Kräften natürlich nicht im Stande, auf den Geschmack einzuwirken und konnten das Publikum nicht mit der anbrechenden Glanzperiode der deutschen dramatischen Dich-

tung vertraut machen; sie brachten schlechte Lustspiele aus dem Englischen und Französischen und mitunter eine größere Dichtung von Gotter, Cronegk, Weiße oder Schlegel, die aber an der mangelhaften Darstellung scheiterten. Stücke, welche die bessere Richtung schon verdammt hatte, wurden in diesen Buden gegeben und der Hanswurst mußte wohl ein mattes Trauerspiel zuweilen mit Lokalspäßen salzen. Wo daher in der Geschichte der modernen deutschen Schauspielkunst von der ersten großen Periode die Rede ist, kann man Kassel höchstens insofern erwähnen, als sich keiner der großen Mimen jener Zeit hier gezeigt hat.

Großmann klopfte an die Pforten, nachdem der Ruf der neuen deutschen Schauspiel-Dichtungen schon deutlicher zu unseren Ohren gedrungen war, und man sah mit einiger Spannung den Leistungen der Truppe entgegen. Sie war zahlreich genug, um große Stücke würdig zu besetzen und durfte sich vor allen Dingen eines Führers rühmen, dessen Name überall mit Achtung genannt wurde. Großmann hatte mit dem Alten entschieden gebrochen, das Neueste zierte sein Repertoire; er vermied die französischen und englischen Uebersetzungen, mit Ausnahme des Shakespeare; er verbannte auch die Spaßmacher und manches rohe Effektmittel; er kultivirte das Lustspiel in einer edlen Richtung, es sollte nicht zum Lachen reizen, sondern geistreich unterhalten; kurz es war ihm um die Kunst zu thun und vor Allem um die deutsche, deren Fortschritte er im Repertoire, in der Sprache und im Kostüm zur Anschauung brachte. Er war ganz der Mann, einen Strauß mit Herrn de Luchet zu wagen,

dem französischen Director der Kunstgenüsse und des öffentlichen Vergnügens in Kassel.

Im April 1785 zeigten die „Petites affiches“, ein damals hier erscheinendes französisches Tageblatt, das Eintreffen der Truppe an und am 14. eröffnete Großmann seine Vorstellungen mit dem Schauspiele: „Die Mündel“ von Iffland, im Comödienhaus *), dem fürstlichen Schlosse gegenüber. Für die Benutzung der Bühne brauchte er nichts zu bezahlen. Er stellte dieselben Preise wie die Franzosen **) und ließ ihrem Publikum die abonnirten Sitze. Der Erfolg des Abends war nicht ermuthigend; Kassel stand überhaupt in der deutschen Theaterwelt nicht im besten Rufe und Großmann hatte wenig Vertrauen. Das Publikum war höchst kritisch und er hörte gleich nach dem Debüt der Truppe beißende Rügen; als ihm gar seine kostbare Taschenuhr am ersten Abend gestohlen wurde, verlor er fast seinen Humor. Aber die zweite Vorstellung brachte die höhnenden Stimmen zum Schweigen. Er gab „Otto von Wittelsbach“ vom Freiherrn v. Babo, unter den Ritterstücken, welche nach Goethe's „Götz v. Berlichingen“ so zahlreich ans Licht traten, unstreitig das beste und noch jetzt beliebt. Die Räume des Theaters hatten sich gefüllt, man folgte mit Aufmerksamkeit der Darstellung und bewunderte namentlich die Sprache Babo's, welche sich von dem

*) Stand bei der Colonnade und brannte 1787 ab.

**) I. Rang 16 gGr. Unter-Loge und Parquet 12 gGr. II. Rang 8 gGr. Im Abonnement: I. Rang zwölf Vorstellungen 4 Thaler. II. Rang 3 Thaler 2c.

trivialen, wässerigen Dialog Iffland's vortheilhaft unterschied. So gewann denn die Gesellschaft festen Boden und deutsches und französisches Schauspiel wechselte fortan ab. Unter dem Personal Großmann befand sich kein hervorragendes Talent; aber die Truppe war gut geschult und zeichnete sich durch ein Ensemble aus, welches selbst die Franzosen lobend anerkannten. Zwei seiner Schauspielerinnen wurden sogar bald Lieblinge des Publikums, die eine seine reizende Tochter, eine muntere, naive Soubrette und Fräulein Bösenberg, die jugendliche Heldin, welche in den „Petites affiches“ u. a. in folgendem schlechten Style angesungen ward:

En vous applaudissant, aimable Eléonore,
L'un songe à vos talens, l'autre à votre beauté.
Mais du vrai connaisseur, plus satisfait encore,
L'esprit avec le coeur est alors de moitié.

Großmann selbst war Schauspieler und der begabteste in der Gesellschaft. Er spielte Intriguants und Chevaliers und sein Triumph waren „Marinelli“ und „Ricaut de la Marliniere“. Er war ein fein gebildeter Mann, klein, gewandt und wahrhaft originell. Im Extemporiren Meister, ließ er einst seinem zündenden Witz so sehr die Zügel schießen, daß man ihn sechs Monate lang in Cöln einsperrte. Er schrieb mehrere Lustspiele, welche sich lange erhielten, bearbeitete Shakespeare und erwarb sich überhaupt um die Beförderung der deutschen Schauspielkunst nicht geringe Verdienste. Dies Alles trug dazu bei, seinem Unternehmen sehr bald die Achtung des spröden Publikums zu erwerben.

Am 7. Juni 1785 brachte Großmann zum ersten

Male in Kassel die „Räuber“ zur Aufführung, eine „tragedie par le Conseiller Schiller“, wie die Ankündigung sagte. Der arme Conseiller fiel natürlich bei den Franzosen durch, überhaupt bei den „Gebildeten“, deren Nerven zu schwach waren für solch' eine kräftige Speise. Man sah sich das haarsträubende Experiment eines stürmenden Genies an und schüttelte bedenklich den Kopf. Die Einen vermißten allen akademischen Anstand dabei, Andere witterten wahrscheinlich Morgenluft und nur ein kleiner Theil begrüßte das Stück mit jenem Enthusiasmus, den es anderwärts in Deutschland gefunden hatte. Die „Räuber“ waren zwar schon drei Jahre gedruckt und 1782 in Mannheim zuerst aufgeführt worden, allein die Wenigsten kannten das Stück. Der literarische Ruf, der jetzt mit elektrischem Funken blitzesschnell seine Bahn beschreibt, fuhr damals noch mit Postkracken auf holperigen Wegen und das Publikum, welches sich vor den Lampen einfand, brachte nur eine unbestimmte Ahnung mit, daß es in dem Stück „toll hergehe“, obgleich innerhalb eines Jahrhunderts wenige Bücher geschrieben werden, welche geeignet sind, ein so großes Aufsehen zu machen. Dem Titel nach warf man die „Räuber“ zu den Schauerstücken, welche in den kleinen Wandertruppen ihre Existenz fristeten und erwartete als Exposition die beliebten Raufereien; als aber der Vorhang aufging und in der gewölbten Halle der alte Moor saß und Franz über ihn gebeugt, mit Schlangenblicken ihn belauernd, flüsterte: „Ist Euch auch wohl, Vater?“ und nun die Scene sich fesselnd steigerte bis zu dem großen Monolog, — als man erst diese Sprache hörte,

die so ganz abwich von den geleckten Phrasen der französischen Trauerspiele und dem hausbackenen Tone des Iffland'schen bürgerlichen Drama's, da herrschte Todtenstille im ganzen Hause und man hielt den Athem zurück. Großmann selbst spielte den Franz Moor, zwar noch in der unvermeidlichen Maske des häßlichsten Schurken und mit den herkömmlichen Attributen des Bösewichts ausgestattet, aber gewiß mit dem ihm eignen edlen Maß in der ganzen Darstellung. Karl befand sich in rauhen Händen; es war ein gewisser Hagemann, welcher auch den „Otto von Wittelsbach“ spielte und so ziemlich in diesem Geiste den genialen Himmelsstürmer repräsentirte; der Schwerpunkt seiner Charakteristik lag in den gewaltigen Stiefeln und der dröhnenden Stimme, womit der Hauptmann seine Bande einschüchterte. Obgleich der ganzen Aufführung des Stückes die ideale Seite abging und Großmann und die Bösenberg (Amalie) allein ihren Aufgaben nahe kamen, so blieb sie doch nicht ohne Wirkung und mancher Zuschauer schüttelte im Nachhausegehen den Kopf darüber, daß der Landgraf so viel Geld an die Fremden verschleudere und es vorziehe, sich von glänzenden Marionetten mit Racine'schen und Voltaire'schen Versen in den Schlaf leiern zu lassen, während die jugendliche deutsche Kunst ohnmächtig in Fesseln schmachtete. Der glückliche Erfolg, welchen die „Räuber“ gehabt, veranlaßte Großmann nun, den „Fiesko“ folgen zu lassen, nach dessen Aufführung die Franzosen ganz wichen und den Deutschen für einige Wochen das Comödienhaus allein überließen. Sensation machte sodann Shakespeare's „Macbeth“, trotz der Schröder'schen Verstümmelung; als

nämlich Großmann den Wunsch äußerte, diese gewaltige Tragödie in Scene zu setzen, räumte man ihm bei erhöhten Preisen das Opernhaus ein, da die Natur des Stückes einen großen Raum erfordert. Die folgenden Wiederholungen fanden dann immer im Opernhause statt. Auch „Lear" kam am 13. Juni 1785 zum ersten Male zur Aufführung und dann folgte „Hamlet", der übrigens nicht an dem Degenstoße des Laertes starb, sondern zum fröhlichen Beschlusse den Thron von Dänemark bestieg. Das Publikum nahm damals noch einen tiefen und ernsten Antheil an der Handlung und der Darstellung und war der mächtigsten Erschütterung zugänglich; es ist bekannt, daß in der ersten Vorstellung des Othello in Hamburg viele Zuschauer von der erschütternden Wirkung des Stückes aus ihren Logen getrieben wurden und dasselbe erst wieder besuchten, nachdem Schröder wie im „Hamlet" auch hier einen versöhnlichen und tröstlichen Schluß gefunden hatte. Den Shakespeare'schen Tragödien folgte „Emilie Galotti" und von Göthe nur das kleine rührende Schauspiel „Die Geschwister". Von den übrigen Stücken, welche jetzt nicht mehr existiren, nenne ich die „Lanassa" von Plümecke (der Stoff der Jessonda), ein Trauerspiel mit Chören, sodann „Agnes Bernauerin", „Der deutsche Hausvater" von Baron v. Gemmingen, „Der Fähnrich" vom Schauspieler Schröder, Iffland's „Jäger", „Verbrechen aus Eifersucht" und andere bürgerliche Milchsuppen, wie „Die vergiftete Taube" von Eckhardt oder die „Frau von zwei Männern" von Babo. Es war ein Schauspiel-Repertoire wie es die besten stehenden Bühnen kaum aufweisen konnten. Und dennoch schwächte sich die

Theilnahme viel eher ab, als Großmann erwartet hatte; diese ganze Kunstrichtung schien den verwöhnten Kasselanern zu ernsthaft gemeint. Waren sie doch gewohnt, das Theater der sinnlichen Genußsucht und der bunten Phantasterei dienen zu sehen, und hier gab man das menschliche Leben in einem geistigen Spiegel wieder mit der bestimmten Aufforderung an die Zuschauer, sich ernste Lehren daraus zu ziehen. Was das Iffland'sche Genre betrifft, so hörte da freilich die Kunst des Scheins auf; es war die platte Wirklichkeit und das Ohr erfüllt von den blendenden, pathetisch hingeschleuderten Phrasen einer „Semiramis", konnte sich das aristokratische Publikum nicht an diese nüchternen Sachen gewöhnen. Die Vorstellungen wurden zuletzt schlechter besucht und das traurige Resultat einer zum Besten eines Lessing-Denkmals bei aufgehobenem Abonnement angesetzten Aufführung der „Minna von Barnhelm" entmuthigte den Director beträchtlich. Er nahm nämlich den lächerlichen Betrag von 11 Thalern ein, beschämte aber das Publikum damit, daß er unter seinen Schauspielern eine Sammlung anstellte, welche 80 Thaler zu dem genannten Zwecke aufbrachte.

Das Lustspiel-Repertoire enthielt die glänzenden Namen Shakespeare, Lessing und Beaumarchais, dann die vergessenen Gotter, Jünger, Brenzner rc. Wenige Stücke gehören noch der Gegenwart an: „die Comödie der Irrungen", „Minna von Barnhelm", „die beiden Billets", der „Strich durch die Rechnung" u. A. „Figaro's Hochzeit" wurde in diesem Jahre zuletzt als Lustspiel gegeben; Mozart hatte sich des Stoffes schon bemächtigt. Großmann's Lustspiele waren gern gesehen.

Zwischendurch gab man kleine Opern und Singspiele, unter Direction Anselm Webers, eines beliebten Componisten, so am 26. Mai 1785 zum ersten Male die „Entführung aus dem Serail“ von Mozart, dessen Name noch sehr unbekannt gewesen zu sein scheint, denn in der französischen Zeitung war er nicht einmal richtig geschrieben, erst Morat und dann Mazart, bis man endlich dahinter kam, daß es ein „gewisser Mozart“ sei, der es wagte, neben die populärsten Vaudeville-Componisten Gretry und Monsigny zu treten. Man gab damals auch die Oper „Romeo und Julie“ von Benda und verstieg sich in der August-Messe sogar bis zur „Alceste“ (Text von Wieland) von Schuster und der großen Oper „Günther von Schwarzburg“ von Holzbauer. Die Singspiele waren meist von den Italienern Cimmarose, Pansiello, Sarti und Salieri und den Deutschen Schubauer, Neefe, Kosboth und Schuster.

Im September 1785 verließen die deutschen Schauspieler die Stadt und räumten den Franzosen wieder die Bühne ein: „Ils ont fait beaucoup de plaisir“ sagte das Tageblatt mit herablassender Protektor-Miene, „dans cette ville qui a rendu justice à leurs talens,“ und offenbar war es eine Wirkung ihrer kurzen Anwesenheit, wenn es bald darauf, nach einer französischen Vorstellung des „Misanthrop“ von Molière hieß: „il faut toujours revenir aux bonnes pièces; les petits opéras et les bluettes du siècle peuvent amuser en passant, mais non intéresser et fixer l'esprit.“ Man schien also, als die frühere Comödie wieder begann, dieser Bagatellen-Kunst selber müde zu sein, und wollte nun, wie die

Deutschen, auf den Geist wirken; aber so wichtig und ernst die ausländische Muse sich auch geberden mochte, das Ganze war doch Farce und Puppenspiel.

Nach Friedrichs Tode wurde Kassel ein Stationsplatz für kleine reisende Gesellschaften, denn sein Nachfolger erkannte zwar die nationale Selbstständigkeit der deutschen Bühne an, war ihr aber kein so freigebiger Schirmherr als Friedrich der welschen Kunst gewesen.

Im Rückblick auf die bisher gegebenen historischen Darstellungen drängt sich die Bemerkung auf, daß in Kassel, trotz eines regen, vielgestaltigen Kunstlebens, von dem lateinischen Theater des Jahres 1600 bis zur deutschen Hofbühne von 1800, also zwei volle Jahrhunderte hindurch, der Geschmack und die Bildung der Kreise, von welchen die verschiedenen Kunstbestrebungen ausgingen, eher ein Verdienst und einen Ruhm darin suchten, mit den poetischen und musikalischen Erzeugnissen anderer Völker zu prunken, als sich die Pflege der nationalen Kunst angelegen sein zu lassen. Unsere lateinische und griechische Hofcomödie stand in Opposition zu dem satyrischen Volkstheater; dann kam die italienische Oper von 1700—1730 und darauf folgte das französische Theater von 1770—1785. Einzelne Gesellschaften machten das Publikum mit deutschen Bühnenwerken wenig empfehlend bekannt, zuletzt wohl anregender, aber immer noch mangelhaft mit den dichterischen Schöpfungen der Goethe-Schiller-Epoche.

Trotz der Revolutions- und Kriegsstürme, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts die civilisirte Welt in Athem hielten und dem Gedeihen der friedlichen und heitern

Kunst nichts weniger als förderlich waren, machte die Schauspielerei in Deutschland in dieser Zeit sehr bedeutende Fortschritte und feierte sowohl in einzelnen berühmten Persönlichkeiten, als in der Gesammtheit ihrer Produktionen glänzende Triumphe. Sie verdrängte die welsche Muse und gewann immer festern Boden durch die Errichtung deutscher Hofbühnen, in welche die Gesellschaften, erlöst vom Fluche des Wanderns und nach einer langen Zeit der Prüfung einzogen. Diesen Kampf und die frische Entwickelung des Schauspielwesens habe ich in den Mittheilungen über das Unternehmen des Theater-Directors Großmann schon geschildert. Nachdem er durch Darstellung einiger Dichtungen Schillers und Shakespeare's die Bewunderung der Franzosen auf ein natürliches Maß herabgesetzt, räumten diese, zunächst aus Veranlassung des Ablebens ihres großmüthigen Protektors Friedrich, ganz das Terrain. Die Gesellschaften, welche sich nun drängten, reichten nicht an die Großmann'sche an, und bewegten sich auf einem Gebiete, welches die gewaltigen Gestalten eines Shakespeare, die ideale Poesie Schillers nicht vertrug; aber sie hatten ein anderes Verdienst, sie brachten zunächst die deutsche Operette zur Geltung. Die derben komischen Singspiele von Müller, Dittersdorf, Hiller ꝛc. traten an die Stelle der Seufzerspiele von Paesiello ꝛc. und des mythologischen Unsinns. Wo die Figuren der griechischen Heldenzeit noch erschienen, ward ihnen erbärmlich mitgespielt; das heroische Pathos stellte sich als lächerliche Aufgeblasenheit dar und das ganze Kunstgenre der Götter- und Heldenspiele löste sich in seine Ironie auf. Im Schauspiel dominirten Gotter,

Iffland, Kotzebue und Babo, im Lustspiel der seichte Ziegler und Bretzner.

Im Jahre 1790 war Großmann noch einmal nach Kassel zurückgekehrt und brachte klassische Schauspiele zur Aufführung, ohne mit dieser edleren Richtung der Kunst durchzudringen. Er war der einzige, Kassel besuchende Unternehmer, welcher wahrhaft künstlerische Zwecke verfolgte und zu einer ernsten Würdigung seiner Leistungen aufforderte. Daß ein trefflicher Geist in seiner Truppe herrschte, geht aus einem Gedichte hervor, welches der Schauspieler Hagemann, Namens derselben, an das Kasseler Publikum richtete. In dieser Abschiedsrede, von der Bühne herab gesprochen im April 1791, heißt es unter anderen:

In Deutschlands Musengarten
Ward gallische und welsche Kunst gehegt,
Und ward begossen und gepflegt,
Und deutsche Kunst wie Unkraut ausgerottet.
Sie stand im eignen Vaterland
Gleich einem Nesselstrauch im dürren Sand,
Von Springern und Castraten angespottet.
Was Wunder, daß sie Unkraut blieb,
Nicht Früchte brachte, wilde Zweige trieb;
Was Wunder, daß Hanswurst, wenn er sein Hokupokus brachte,
Die Gallerien brüllend, leer die Logen machte!
Und konnten wohl theilnehmend Thränen fließen,
Wenn goldpapierne Helden sich
Mit schwülst'gem Pathos, jämmerlich
In Gottscheds lahmen Versen niederstießen?

Der Verfasser dieses Gedichts, Friedrich Gustav Hagemann, war ein in Kassel sehr beliebter Schauspieler, der

auch später in der Gesellschaft des Directors Haßloch hier spielte. Er war im Fache zärtlicher, jovialer Liebhaber, jugendlicher Helden und in einigen Charakterrollen ein sehr zu schätzender Darsteller, erregte aber selten die lebendige Theilnahme des Publikums. Uebrigens war er ein umsichtiger Regisseur und glücklicher Theaterdichter, denn fast alle seine Stücke fanden auf der Bühne Eingang und Beifall, namentlich „Ludwig der Springer“, sowie „Otto der Schütz“, ein romantisches Lustspiel, worin derselbe Stoff behandelt ist, den Kinkel zu seinem bekannten Gedichte benutzte; ferner: „Friedrich von Oldenburg“, die Lustspiele: „die Martinsgänse“, „Vetter Paul“, der „Weihnachts-Abend“, welch' letzteres in unseren Tagen noch bearbeitet und aufgeführt worden ist. Die Stücke sind alle verständig angelegt, auf Bühnenwirkung berechnet, weshalb sie auch selten ihren Zweck verfehlten, doch ohne poetischen Gehalt. Bei der Gesellschaft, mit welcher Großmann zurückkehrte, befand sich ferner der Schauspieler Dengel, der sich Schröders Beifall erwarb, weil er sich selbst bei wichtigen Partien nie hervordrängte, sondern nur zum Gelingen des Ganzen zu wirken strebte. Er spielte den Musikus Miller in „Kabale und Liebe“ zu Braunschweig mit größtem Beifall. In Kassel gab er den Oberbramin im Schauspiel „Lanassa“ (Oper Jessonda), den Oberförster in den „Jägern“ und ähnliche Rollen. Den Schauspieler Diestel, welcher als „Fiesco“ und „Hamlet“ großes Glück machte, und seine Frau, eine treffliche Soubrette; den Sänger Ambrosch, später Liebling des Berliner Publikums, der mit einer lieblichen, kräftigen Stimme und einer großen Kehlenfertigkeit eine

Fülle musikalischer Kenntnisse und geläuterten Geschmack verband, nenne ich noch als hervorragende Mitglieder der Truppe, die in der Tochter des Directors, der schönen und jugendlichen Friederike Großmann, eine viel bewunderte Zierde besaß.

Der Stillstand, welcher nach Großmann's Abgang in den theatralischen Genüssen eintrat, ward zuerst durch die Gesellschaft der Italiener Toscani und Santorini unterbrochen. Es war nichts Auffallendes, daß Italiener eine deutsche Truppe anführten. Italien stellte ein ansehnliches Kontingent von Leuten aller Art für die deutsche Theaterwelt und Sänger, welche sich durch ihre Gastspiele in Deutschland Ruf und Geld erworben hatten, schaarten leicht einen Kreis vagabundirender Künstler um sich und spekulirten in Unternehmungen, bei denen es sich weniger um Kunstzwecke als um Gelderwerb handelte. Jedes Mitglied war Sänger und Schauspieler, dies Letztere im weitesten Maße, denn Fächer gab es nicht; Held, Naturbursche und Bösewicht waren eine Person und gar oft spielte ein Einzelner verschiedene Rollen in einem Stück. Uebrigens verstand sich der Impresario einer solchen Gesellschaft immer vortrefflich auf den Geschmack der Masse und wußte, was dem großen Magen des Publikums am Meisten behagte. Die Richtung der Kunst in dieser Sphäre war eine sentimentale, hyperpathetische. Es wurde viel gedonnert und geblitzt, Mondschein-Rührung, mit Begleitung der Glasharmonika, Geisterspuk und ländliche Naivität waren hauptsächliche Requisiten des Repertoirs. Es findet sich kein Name von einiger Bedeutung bei der toskanischen Gesellschaft

und sie machte bald besseren Platz. Eine Truppe, deren Impresario Bossani hieß, folgte, ohne besonderes Glück zu machen, dann kam der Kapellmeister Lusini, ein Florentiner, welcher mit einer Gesellschaft von Sängern Deutschland bereiste. Er fand in Kassel einen ergiebigen Boden für sein Theater, denn in die Zeit seines Aufenthaltes fällt die Glanzperiode der Société philharmonique. Der Dilettantismus war noch in üppigster Blüthe und ward hauptsächlich durch diese Gesellschaft genährt, welche die vornehmsten Bewohner der Stadt zu ihren Mitgliedern zählte und sich seitdem durch die ganze Zeit nach und nach in die heutige „Euterpe“ umgestaltet haben mag. Damals war jedoch das gesellige Amüsement keineswegs Hauptzweck, sondern die Vereinigung hatte ein rein künstlerisches Gepräge; sie war das Terrain, auf welchem die verschiedensten musikalischen Talente wetteiferten. An ihrer Spitze stand Conrad von Apell, ein vielbegabter Dilettant in der theatralischen Darstellung, in der Composition, der Poesie. Aechter Repräsentant der französischen Bildung des Hofes von 1770, schrieb er seine Gedichte französisch und componirte (unter dem Namen Capelli) im italienischen Style. Seine Muse war geschminkt und pomadisirt und beschäftigte sich am liebsten mit Amoretten und Sylphiden. Euthyme schläft auf Rosen, da kommt Amor und schießt ihr einen Pfeil ins Herz; sie erwacht und Lelio kniet neben ihr und spielt die Flöte 2c. Dies war der verschnörkelte allegorische Hof- und Blumengeschmack einer alternden Zeit. Apell war im Jahre 1754 zu Kassel von vornehmen Eltern geboren und gab sich in frühester Jugend der Tonkunst

hin. Seine Leidenschaft ließ ihn alle Hindernisse leicht überwinden, ohne Lehrmeister brachte er es so weit, daß er Concerte und Sonaten auf dem Clavier spielen konnte. Der Hofmusikus Wiesel gab ihm erst im achtzehnten Jahre ordentlichen Unterricht und auf der Universität zu Rinteln lernte er General-Baß. Nach Kassel zurückgekehrt, stand er bald in dem musikalischen Treiben, welches als der Mittelpunkt des damaligen gesellschaftlichen Lebens erscheint. Was der Sauerstoff der Pflanze, war dem gebildeten Kasselaner Musik und auf 1000 Einwohner kam ein Componist. Ich habe früher eine beträchtliche Reihe von Namen aufgezählt, welche in der Composition sich bekannt machten: Fiorillo, Rochefort, Marchand, Heuzé, Kalkbrenner, Großheim, Schmieder, Rodewald und Andere. Apell ließ sich von den Letztern in der Setzkunst unterrichten; das Anhören der vielen Musikwerke, die während der Regierung Friedrich II. in der katholischen Hofkapelle, in den Hofconcerten und auf den italienischen und französischen Theatern aufgeführt wurden, bildete frühzeitig sein Gehör und seinen Geschmack. Im Jahre 1780 trat er zuerst mit einer Composition der Canzonetten des Metastasio hervor, dann schrieb er ein heroisches Ballet Euthyme und Lyris und ein anderes Renaud dans la forêt enchantée; beide wurden in der italienischen Oper aufgeführt. Seine Opern: La clemenza di Tito, Tancrede, L'amour peintre machten kein Glück. Er setzte Symphonien, Quartetten, Psalme, Cantaten, Arien, Märsche und Tänze, und schrieb Musik zu Schauspielen und Prologen. Die Akademien der Philharmoniker in Bologna und in Stockholm nahmen

ihn als Ehrenmitglied auf und als er dem Pabste eine Messe schickte (im Jahre 1800), erhielt er von demselben ein Dankschreiben und die Ernennung zum Ritter vom goldnen Sporn. Das Diplom wurde ihm jedoch nicht ausgefertigt, da er nicht zur katholischen Kirche übertreten wollte. Dieser musikalische Cavalier war nun Präsident der Société philharmonique und versah sein Ehrenamt so splendid, daß die Familie sich genöthigt fand, ihm die Verwaltung seines Vermögens durch gerichtliche Hülfe zu entziehen, eine Maßregel, welche die Scheidung von seiner Frau zur Folge hatte. Wenn man bedenkt, daß der Eintritt in die Concerte dieser Gesellschaft gratis war, daß sie Opern aufführte, oft Sänger von Ruf auf mehrere Jahre engagirte und Virtuosen um bedeutendes Honorar gastiren ließ, so erklärt es sich allerdings, daß der Enthusiasmus Apells seiner Familie etwas theuer zu stehen kam. Auf seine Kunstbestrebungen hatte jedoch jenes Verhältniß keinen lähmenden Einfluß; er warf sich nur um so eifriger auf die Composition. Wir werden ihm im Verlaufe dieser Mittheilungen noch mehrfach begegnen. Große Bewunderung erregten damals auch zwei Töchter des Legationsraths v. Engelbronner d'Aubigny. Apell, welcher ein kleines biographisches Lexikon von hessischen Tonkünstlern herausgegeben hat, sagt von diesen Damen: „Sie singen mit so vieler Kunstfertigkeit und Geschmack, daß sie manche Sängerin von großem Rufe hinter sich lassen und kein Vergnügen kann größer sein, als von diesen Schwestern ein Duett zu hören.“ Eine derselben componirte auch Lieder und schrieb „Briefe an Natalie über den Gesang“. Beide sangen die schwersten

Sachen, sogar Fugen und andere contrapunktische Werke prima vista. Eine brillante Klavierspielerin war die Oberapellations-Räthin v. Jasmund und eine Baronin v. Mönster-Beck ließ sich gleichfalls hören, ebenso der englische Gesandte Brook-Taylor, ein Violin-Virtuos. Ich führe diese Namen nur an, um die Physiognomie dieser Gesellschaft zu charakterisiren.

Der Kapellmeister Lusini wurde mit seiner Truppe sehr freundlich in Kassel aufgenommen; er hatte außer seiner Frau, die Primadonna mehrerer italienischen Theater war, und einem Castraten Bartolini (für den Apell eine Scena setzte), sowie dem Tenoristen und Geigenspieler Musini keine hervorragenden Mitglieder, aber er war ein guter Musiker und reüssirte, so daß man beschloß, im Winter 1792 mit seiner Hülfe ein großes Liebhaber-Concert zu veranstalten. Ein damals oft genannter Musiker, Karl Stamitz, welcher die Bratsche und Viola d'Amore spielte, kam hierher und dirigirte das Concert, bei welchem auch eine Oper Lusini's „Alciade e Tilesia" aufgeführt wurde. Nach diesem Concert verließ die Truppe Kassel wieder und kehrte nie dahin zurück.

Ich habe schon im Eingang von den deutschen komischen Singspielen gesprochen; der Beifall, welchen dieselben fanden, ist als eine glückliche Reaktion im herrschenden Geschmack zu betrachten. Dieses Kunstgenre brachte der Theater-Unternehmer Haßloch nach Kassel, nachdem Lusini mit seinen Sängern abgezogen war. Haßloch bezog das Schauspielhaus und seine Truppe nannte sich Hofschauspieler-Gesellschaft. Ein Abonnement wurde ausgeschrieben und da die Betheiligung lebhaft

war, wurden die Vorstellungen schon am 28. Nov. 1796 mit Müllers Operette, das „Neusonntagskind“, unter dem Zudrang des Publikums eröffnet. Es kamen dann eine Reihe anderer Singspiele und endlich die 1791 componirte „Zauberflöte“ am 5. December 1796 zuerst zur Aufführung. Fast alle Componisten, welche auf dem Repertoire erschienen, gehörten der Wiener Schule an: Wenzel Müller (Böhme), Weigl und Haydn (Ungarn), Dittersdorf und Süßmeyer (Schlesier), endlich Mozart. Es war eine neue und eigenthümliche Richtung der Oper, welche sich nun auf den Bühnen Bahn brach, die italienischen Namen wurden seltener, die Franzosen Gretry und Monsigny, sonst täglich in Kassel gehört, waren bald gänzlich vergessen. Die Singspiele theilten sich in zwei Gruppen: bürgerliche und heroisch-komische. Zu den ersteren gehörten die meisten von Dittersdorf componirten, z. B. Hokus Pokus, die Liebe im Narrenhause, Doktor und Apotheker, das rothe Käppchen, Hieronymus Knicker, Betrug durch Aberglauben 2c. Diter von Dittersdorf, jetzt fast ganz von der Bühne verschwunden, war ein origineller Componist und seiner Zeit fast so populär als jetzt vielleicht Mozart. Seine Texte sprudeln über von naiver Laune und kräftigem Witz. Er schrieb viele derselben selbst und vokalisirte seine Lieder auf eine sehr charakteristische Weise; wenn ihm die Worte ausgingen, so nahm er seine Zuflucht zu Naturlauten, z. B.:

Das Herz schlägt wie ein Hammer mir,
Tapala ta pa la!

oder:

Seid froh und laßt uns tanzen
La borla, borla, borla bo!

ferner:

Danja, danja, danja da!

und;

Ta tioro, tioroto ta!

Der harmlose Humor seiner Dichtungen sagt natürlich unserem raffinirten Geschmack nicht mehr zu und selbst das Singspiel „Doktor und Apotheker", mit seinen drastischen Figuren, hält sich nur noch mühsam auf den Brettern; aber in jener Zeit des schmachtenden Castratenwesens und der französischen Ziererei zündeten diese Sachen und gewannen vor Allem der Bühne das Volk. Diters musikalische Behandlung war sehr gewandt und voll naiver Erfindung. Man sang seine Melodien auf der Straße und die Großen huldigten ihm. Metastasio war sein Freund und der Fürstbischof von Breslau glaubte seinem Genie keine größere Huldigung darzubringen, als daß er ihn zu seinem Forstmeister machte. Mit ihm wetteiferte Wenzel Müller, der sich auch ausschließlich im Volksgenre bewegte und an 150 dramatische Compositionen lieferte, von denen die „Schwestern von Prag" noch auf dem Repertoire stehen. Ein Reichthum gewinnender Melodien und natürliche Frische zeichneten ihn aus und es ist bekannt, daß Goethe seiner Musik vielen Beifall schenkte. Das „Neusonntagskind", die „Teufelsmühle" ꝛc. genossen große Popularität. Neben den Stoffen, welche dem Volksleben der Gegenwart entnommen waren, hielt sich das Genre der heroisch-komischen Oper, wozu auch die „Zauberflöte" gehört, lange auf der Bühne. Der Gesammt-Inhalt desselben war nichts anderes, als die Travestie der heroisch-mythologischen Oper der Italiener.

Oben an stand hier Haydn mit seinem Singspiel „Ritter Roland“. Ich theile den Inhalt desselben kurz mit, theils zum Verständniß der ganzen Kunstgattung, theils um Gelegenheit zu geben, sich einen Begriff von der Bedeutung des Maschinen- und Dekorationswesens zu machen, welches in jener Zeit einen sehr wesentlichen Antheil an der theatralischen Belustigung hatte. Es ist in diesem Singspiele, nächst dem „rasenden Roland“ des Ariosto, zugleich das gespreizte Heldenthum und die Abenteuer-Manie ergötzlich parodirt. Roland, ein pathetischer Held, begleitet von einem humoristischen Schildknappen, und Rodomonte, ein starkknochiger Raufbold und König der Barbaren, bedrängen ein verliebtes, von der Fee Alcina beschütztes, fürstliches Paar, den Prinzen Medor und die Prinzessin Angelika. Der Schauplatz ist Afrika, wohin die Fee die Verfolgten auf Schwänen entführt hat, um namentlich die wunderschöne Prinzessin den Nachstellungen der beiden Helden zu entziehen. Dort wohnen die Glücklichen in einem Schlosse, im Schatten üppiger Wälder; ein Engel überreicht ihnen zur größeren Sicherheit in optima forma einen Schutzbrief der Fee Alcina. In der Nähe des Schlosses lebt ein Bauer, dessen naives Töchterchen den Knappen beschäftigt, während Roland die Entführung der Prinzessin projektirt. In seinem Beginnen überrascht ihn Rodomonte, gerade als er den Prinzen Medor tödten und Angelika rauben will. Die Helden stehen sich bereits mit wüthender Gebehrde gegenüber, aber den Kampf verhindert die erscheinende Fee Alcina, welche den Rodomonte unbeweglich macht und Rolands Blick dermaßen verzaubert, daß er seinen

Knappen für die Prinzessin und die Bauerndirne für den Prinzen hält. Seine Raserei setzt alle in Schrecken und Alcina findet es für gut, ihn von den Aesten eines nahen Busches vollständig umstricken zu lassen, für den Maschinisten gewiß keine Aufgabe gewöhnlicher Art. Der zweite Akt zeigt uns den Prinzen getrennt von seiner Gattin am Meeresufer, wo er ein Klagelied singt. Alcina erscheint und fordert von ihm nichts Geringeres, als daß er sich zum Zeugniß seiner Liebe in die Fluthen stürze. Sobald daher der Prinz mit seiner Arie, die vom Unwerth des menschlichen Daseins handelt, fertig ist, springt er unter Donner und Blitz in's Meer. Die höchst tragische Wirkung dieser Scene mildert der Dichter durch ein komisches Intermezzo zwischen dem Knappen und der Bäuerin. Darauf erscheint die Prinzessin auf einem Felsen, um sich — o Sympathie des Weh's! — gleichfalls in's Meer zu stürzen; aber als sie den Fuß zum Sprunge hebt, öffnet sich der Felsen und sie fällt — dem todtgeglaubten Prinzen in die Arme. Das Glück des Wiederfindens ist von kurzer Dauer. Roland stürzt mit blankem Schwerte in die Scene und die Situation der Liebenden ist durchaus nicht geeignet, ihn zu besänftigen. Schon hat er das Eisen auf Medoro gezückt, als die Verfolgten unter Donner und Blitz verschwinden. Rechts und links verwandeln sich die Büsche in feuerspeiende Ungeheuer, die Erde öffnet sich und nachdem er noch eine Arie gesungen, steigen Furien aus dem flammenden Spalte. Zur Complettirung seines Unglücks stürzen schließlich auch noch die Felsen über ihm zusammen. Im dritten Akte liegt Ritter Roland an Lethe's Strand und

schläft. Charon führt singend Seelen hinüber. Da gebietet ihm Alcina, dem Ritter von dem Wasser der Vergessenheit einzuträufeln und ihn auf die Oberwelt zurückzuführen. Als er jedoch nach Afrika zurückkommt, erwacht in ihm die alte Begehrniß nach der Angelica. Er findet sie gefangen von Rodomonte und den Prinzen getödtet, besiegt den erstern und ist eben daran den Lohn seiner Heldenthat zu genießen, als sich die Scene in einen Tempel verwandelt. Der Prinz erscheint in einer Glorie und Alcina führt ihm die frohe Gattin zu. Ihre Prüfungen haben ein Ende und Roland erhält den Rath, sein Schwert allein der Unschuld und der Schönheit zu weihen. Die tragischen Scenen dieses Singspiels wechseln mit komischem Dialog ab, wovon ich eine kleine Probe mittheile. Roland findet seinen Knappen kauend auf der Bärenhaut liegen:

„Ha, was machst Du hier, Landstreicher?“

Knappe: „Ich komme aus einem großen Gefechte, Herr.“

Roland: „Du? mit wem?“

Knappe: „Mit meinem Magen, Herr. Der Schurke fing an, zu rebelliren. Mit einem tüchtigen Stück Schwartenmagen habe ich ihn überwunden.“

Roland: „Bauchdiener! Ein Held sättigt sich von der Ehre und von dem Blute der Feinde.“

Knappe: „Mir ist eine Bouteille Wein lieber, als eine ganze Ohm Feindesblut.“

Roland: „Stürbest Du als Held, man würde Dir ein Monument errichten, so aber lebst Du als Bärenhäuter.“

Knappe: „Das freut mich sehr, Herr. Ich will lieber lebendiger Bärenhäuter, als ein todter Held sein.“

Es sind im Genre der heroisch-komischen Oper mehrere Stücke über die Bühne gegangen und sie hatten die wohlthätige Wirkung, daß die halbnackten Figuren Arcadiens und des Olymps endlich ganz vom Theater verschwanden. Zur Charakterisirung des damaligen Geschmacks nenne ich noch einige der beliebtesten Singspiele. Der „Spiegel von Arcadien“, heroisch-komische Oper von Süßmeyer, der nichts gemein hatte mit den kernigen und originellen Componisten Müller und Diters, sondern ein Schüler des Italieners Salieri war; „die Zaubertrommel“ und „der Korsar“ von Weigl, dem Componisten der jetzt noch bekannten „Schweizerfamilie“. Seine Musik war voll weicher, einschmeichelnder Sentimentalität und Weber nennt sie eine „weichliche, fleißige und kenntnißreiche Sammetmalerei“. „Die Dorf-Deputirten“ von Schubauer, „der Tyroler Wastel“ von Haibel, „das Sternmädchen“ von Kauer, „Oberon“ von Wranitzky, der die glänzendsten Erfolge hatte und erst durch Weber's Meisterwerk verdrängt wurde; „Titania“ und „das heilige Kleeblatt“ von Großheim, einem Kasselaner, welcher noch im hohen Alter als Gesanglehrer an der hiesigen Bürgerschule thätig war. In den Jahren 1784 und 1785 stand er als Bratschist bei der Kasselschen Kapelle, nach deren Aufhebung er sich mit Unterricht und Composition beschäftigte. „Die beiden Savoyarden“ von Schmieder, gleichfalls Kasselaner. Es waren also fast ausschließlich Deutsche, welche der Theater-Director Haßloch auf sein Repertoire brachte und von den Italienern erschienen nur

noch „Cimarosa“ und „Paesiollo“. Alle diese **Componisten** überlebten sich jedoch bald und vermochten dem **gewaltigen** Schwunge eines Mozart, Beethoven, Weber, **Spohr** ꝛc. nicht zu folgen.

Zwischen dem Singspiele und dem Lustspiele **stand** das Melodrama, eine noch bis in die dreißiger **Jahre** beliebte Gattung von Kunstwerken, deren Erfolg **viel von** der Geschicklichkeit des Maschinisten abhing. Es **haben** Componisten von großem Ruf in diesem Genre geschrieben; so begleitete Winter das Melodrama „**Armida**“ von Babo mit einer trefflichen Musik. Es regnete in diesem Stück Feuer vom Himmel, flammenspeiende **Drachen** spazierten auf der Bühne umher und furchtbare **Explosionen** fanden statt. Benda's Tonmalerei war ebenfalls sehr beliebt und sowohl seine „Ariadne auf Naxos“ als „Romeo und Julie“ von Gotter jämmerlich zugerichtet, wurden in Kassel aufgeführt.

Was das Schauspiel betrifft, so finden wir unter der Haßloch'schen Direction außer Schiller's „Tell“, mit der Musik von Weber, keine der besseren Dichtungen auf dem Repertoire; vielmehr waren es Spieß und Ziegler, welche in den haarsträubenden Ritterstücken das Publikum hinrissen, Iffland, welcher in seinen bürgerlichen Thränenstücken bewundert ward. Von Kotzebue wurden nur Schauspiele gegeben, wie denn überhaupt das Lustspiel ganz vernachlässigt blieb. Welche Popularität Kotzebue schon damals genoß, geht daraus hervor, daß sein schlechtes Rührstück der „Schreibepult“ bei erhöhten Preisen gegeben werden konnte. Sodann waren Gotter (Mariane, die Erbschleicher ꝛc.), Freiherr v. Gemmingen (der deutsche

Hausvater), die Weißenthurn und der Schauspieler Hensler (Donauweibchen) vertreten. Von den Lustspieldichtern sind alle Namen, mit Ausnahme Lessings, verschollen. Die „Minna von Barnhelm" ist zu jeder Zeit, von ihrem ersten Erscheinen an, auf den Theatern in Kassel heimisch gewesen und war sogar, als man kein deutsches Schauspiel hatte, in französischer Sprache (1775) gegeben worden.

Haßloch zählte keine Talente von allgemeinem Ruf in seiner ungewöhnlich zahlreichen Gesellschaft. Er selbst war ein guter Darsteller und componirte auch. Sein Hauptverdienst bestand jedoch darin, daß er eine strenge Zucht in seiner Truppe hielt und ihr die Achtung der Bewohnerschaft erwarb. Der Hof besuchte die Vorstellungen häufig und verwilligte dem Unternehmer zuletzt einen Zuschuß von 5—6000 Thalern. Gleichwohl gelang es ihm nicht, den Ansprüchen des Publikums, welches noch von den Erinnerungen an die Glanzperiode der theatralischen Kunst unter Friedrich II. erfüllt war, auf die Dauer zu genügen. Er strengte sich über seine Kräfte an und mußte endlich im Jahre 1803 die Residenz verlassen, ärmer als er gekommen war, aber nicht, ohne sich die Anerkennung vieler Kunstfreunde erworben zu haben, welche seinen Abgang beklagten.

Das Bedürfniß einer stehenden Hofbühne machte sich bald nach Haßlochs Abreise fühlbar und der Musentempel blieb nur kurze Zeit leer stehen. Im Jahre 1804 wurde v. Apell, welcher inzwischen Geheimerath geworden war, zum Intendanten des Hoftheaters erhoben und dieser trat nun sofort eine Reise durch Deutschland an, um

Sänger und Schauspieler zu engagiren. Seine Entdeckungsreise scheint nicht vom glücklichsten Erfolge begleitet gewesen zu sein und wenn man auch den politischen Stürmen den nachtheiligsten Einfluß auf das Gedeihen seiner Bestrebungen zuschreiben muß, so blieb doch das Resultat hinter allen Erwartungen zurück. Statt gute Schauspieler zu gewinnen, brachte er ein glänzendes Ballet mit und in das Repertoire kam kein Fortschritt. Dem Publikum war damit nicht gedient und da bei den geringen Fonds, welche dem Intendanten zu Gebote standen, die Existenz des Theaters von einem lebhaften Besuche allein abhing, so erreichte die Direction Apells schon nach wenigen Monaten ihr Ende. Die Bühne wurde darauf zwei Privat-Unternehmern, Kruse und Willmann eingeräumt.

Die neue Gesellschaft unter Direction der Schauspieler Kruse und Willmann hatte einige berühmte Namen aufzuweisen, die Familie Engst, den Baß-Buffo Wachsmuth, die Sängerin Haßloch, Frau des früheren Theater-Directors, welche nicht allein mit einer umfangreichen Stimme, sondern auch mit allbewunderter Schönheit begabt war, endlich die Primadonna Willmann, welche die höchste Gage bezog, nämlich 1300 Thaler, während alle übrigen Mitglieder zwischen 3 — 800 Thaler erhielten. Diese Künstlerin galt damals für eine der vorzüglichsten deutschen Sängerinnen und war auf dem Theater Schikaneders in Wien gebildet worden. Beliebt war ferner der Heldenspieler Hartwig, welcher wie viele andere berühmte Darsteller jener Zeit in der Rolle des „Hamlet“ glänzte. Die Oper stand Anfangs unter der

Direction des Kapellmeisters und Violinisten Wessely, dann des Musikdirectors Ruhe, und da sie die besten Talente beschäftigte, so ward sie immer durch die Gunst des Publikums bevorzugt.

Am 14. April 1804 eröffneten die Directoren ihre Vorstellungen mit Schillers „Braut von Messina", erfüllten jedoch in der Folge die Erwartungen nicht, welche sich an diesen vielversprechenden Anfang knüpften. Mit Ausnahme des „Hamlet", Ifflands „Jäger", Babo's „Strelitzen" und Schiller'schen Stücken (namentlich oft das zeitgemäße Kriegsbild „Wallensteins Lager") brachten sie im Schauspiel meist Ritterstücke (die Kreuzfahrer, Bayard, Eduard in Schottland, Fust von Stromberg rc.). In der Oper wurden von besseren Werken die „Entführung aus dem Serail", der „Kalif von Bagdad" und Winters „unterbrochenes Opferfest" gegeben.

Dem krankhaften Behagen an der Travestie fiel damals schon Shakespeare zum Opfer, ehe man ihn noch in seiner wahren, großen Gestalt kannte. Der Handlung aus „Hamlet", bis dahin nur von Schröder trivialisirt auf der Bühne gesehen, war einer Posse in schlechten Knittelversen untergeschoben. Das Ding ist ebenso albern, als plump, mit Arien aus beliebten Opern untermischt und wurde im modernen Kostüm gespielt. Nicht uninteressant ist es, unter den eingestreuten Couplets ein noch jetzt bekanntes und gesungenes Volkslied zu finden; Ophelia singt es mit Beziehung auf Hamlet in ihrem Wahnsinn.

Geh' Du nur hin ich hab' mein Theil,
Und führ' Dich nur am Narrenseil,
Ohn' Dich kann ich schon leben u. s. w.

Obgleich die Posse, welche keineswegs in satyrischer Beziehung zur Zeit, ganz ohne Witz und sehr langweilig ist, so müssen sich doch unsere würdigen Großväter recht gut dabei unterhalten haben, denn sie wurde wiederholt aufgeführt. Von dem berühmten Monolog Hamlets finden wir darin folgende geistreiche Variante: Er erscheint mit einer Pistole in der Hand und sagt —

Heute sein und morgen nicht mehr sein
Das will mir nicht in den Schädel hinein.
Was wird's denn nun endlich um's Sterben sein?
Man schläft so mir nichts dir nichts ein.
Wenn man aber wieder aus dem Schlafe erwacht,
Wird's wieder Tag oder bleibt es Nacht?
Nein, leben will ich, dem Schicksal zum Trotz!
Unfühlbar, wie ein hölzerner Klotz,
Verzehren den letzten Heller, dann sterben.
So warten vergebens die lachenden Erben.

In diesem Geiste ist die ganze Farce gehalten. „Cleopatra und Antonius" mußten sodann in einer vieractigen Fastnachts-Posse auf ähnliche Weise die Gallerien belustigen und wenn ich noch anführe, daß die Ballet-Schauspiele wieder auftauchten, daß „Alexander der Große", die „Spanier in Algier" 2c. tanzend dargestellt wurden und daß das Vergnügen an dieser Art Kunst allgemein gewesen sein muß, da größere Schauspiele nur besucht wurden, wenn noch ein Ballet folgte, so wird man mit mir der Ansicht sein, daß aus der bald erfolgten Auflösung der Gesellschaft, der Kunst kein besonderer Nachtheil erwuchs. Die Parodie in der Posse und der heroisch-komischen Oper, das Melodrama mit seinen Maschinenkünsten und der breit ausmalenden Musik-

begleitung, das pantomimische Ballet mit seinen tanzenden Rittern und in den Soffitten zappelnden Engeln, — das war gewiß eine Richtung des Geschmacks, welche nicht von Dauer sein konnte; da jedoch die Vorstellung eines Schauspiels oft den lächerlichen Betrag von 3—4 Thalern Tageseinnahme — bei einem geringen Abonnement — lieferte, so muß wohl das damalige Publikum zu einem ernsten Kunstgenuß wenig Neigung gehabt haben. Die Truppe wurde vom Hofe einigermaßen unterstützt und besaß in dem Geheimerath v. Apell einen rührigen Intendanten. Die Kriegsstürme von 1806 sprengten sie nach zweijährigem Beistande auseinander und von diesem Zeitpunkt an hatte es mit dem deutschen Schauspiel in Kassel für damals ein Ende, denn die französische Fremdherrschaft bemächtigte sich nun auch der Bühne.

Fünftes Kapitel.
(1807—1814.)

Die Franzosen. Théâtre royal. Intendant Bruguière. Kapellmeister Reichard. Die Kapelle. Blangini. Ballet. Das Schauspiel.

Durch den Tilsiter Friedensschluß war Kurhessen ein Theil des neugeschaffenen Westphalen-Reiches und Kassel die Residenz desselben geworden. Im December 1807 zog der französische König mit einem glänzenden Hofstaate ein, und es nahm jene merkwürdige Episode der deutschen Geschichte ihren Anfang, welche Heinrich König sehr treffend mit dem „Carneval Jerome's" bezeichnet hat. Das erste Auftreten der Franzosen in der stillen deutschen

Residenzstadt hatte etwas Theatralisches und zuweilen Tragi-Komisches; täglich gab es Musik und Tanz und Mummenschanz inmitten der Kriegsstürme, und die Repräsentanten des glorreichen Kaiserreichs priesen ihre Putz- und Pommade-Handlungen an. Man gefiel sich in glänzenden Aeußerlichkeiten, wozu die Franzosen ein angeborenes Talent besitzen und ihnen in Kassel die Chatoulle des Königs stets geöffnet war. Der König aber versteckte nicht nur hinter diesem Belustigungs-System die politische Absicht, seine neuen Unterthanen heiter zu beschäftigen und ihnen das bitterste Schicksal, welches ein Volk überhaupt erfahren kann, einigermaßen erträglich zu machen — dieser junge sanguinische König huldigte auch der Lebenslust aus eigener innerer Neigung und war wohl der Letzte, welcher in dem unterworfenen Lande Schätze aufzuhäufen gedachte.

Die Schauspielkunst in ihrer frivolsten Richtung, Ballet und italienische Oper, erfreute sich einer liberalen Pflege, und das Theater ward bald ein Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in Kassel. Die plastische Kunst, welche für die Dauer schafft, fand keinen Boden in dem unruhigen, bunten Treiben der Zeit, die dramatische sorgte flüchtig für die tägliche Zerstreuung der Menge, und als fühlte man ein wahres Bedürfniß, sich zu berauschen, stürzte man sich in diese sinnlichen Genüsse und vergaß über die schönen Tänzerinnen aus Paris, daß sie Napoleons Siege tanzend feierten.

Als die französischen Schauspieler erschienen und sich in dem ehemaligen Hoftheater häuslich niederließen, fanden sie nicht nur, was sie keineswegs erwarteten, die drama-

tische Literatur ihrer Nation in der Bibliothek aufgestellt und einen reichen Vorrath französischer Partituren, sondern auch, was sie noch viel weniger erwartet hatten, ein freundliches, zutrauliches Publikum statt des gefürchteten widerstrebenden und patriotisch grollenden. Man begrüßte sie, zu ihrer eigenen Verwunderung, als alte Bekannte.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, während der ganzen Regierungszeit des kunstliebenden, mit dem französischen „superioren" Geiste kokettirenden Landgrafen Friedrich, hatten die Franzosen in Kassel die Bretter beherrscht, nicht etwa in der Beschränkung auf das Vaudeville und die komische Oper, worin sie uns überlegen waren, oder auf die amüsanten Lustspielchen des Picard und Destouches, sondern wie wir gesehen haben, gab man während einer ganzen Reihe von Jahren die höhere französische Tragödie, welche Lessing so schlagend bekämpft hatte, und dominirten die Merope's, Zaire's, Roxane's, Alzira's, Medea's ꝛc. der Herren Corneille und Voltaire, da doch Goethe, Schiller, Iffland und der Schröder'sche Shakespeare bereits sich überall Bahn gebrochen hatten.

Nur einmal war es dem trefflichen Impressario Großmann gelungen, den Franzosen den Handschuh hinzuwerfen; aber spätere Gesellschaften verdarben den angeregten besseren Geschmack wieder, und wenn auch das deutsche Schauspiel zuletzt das Terrain behauptete, so war doch das seit 1802 bestehende Hoftheater ein langweiliges Institut. Die Vorstellungen erschienen in einem dürftigen Gewande, es fehlte an Decorationen, Kleidern, an Talenten und freier Entfaltung und Bewegung, weil

es an Geld fehlte. Da sich der damalige Hof wenig für diese Dinge interessirte, so zogen sich auch die höheren Stände zurück, und es entstand weder dem Publikum noch der Kunst ein Nachtheil, als im Jahre 1806 das Theater aufgelöst ward.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, wenn die französischen Schauspieler eine freundlichere Aufnahme fanden, als sie voraussetzen konnten. Es ward plötzlich wieder lebendig in dem alten Musentempel, die Aristokratie, der Hof mit seiner diplomatischen Umgebung zogen in die sonst gespenstisch leeren Räume ein, und das Auditorium bekam eine ganz andere Physiognomie, ein glänzendes, im Toilettenflitter mit der Bühne wetteiferndes Ansehen.

Der König betrat in Kassel seinen Thron und seine Loge fast an einem Tage; das Theater war eher da, als ein vollzähliges Ministerium. In Braunschweig befand sich bis zur Mediatisirung des Herzogthums noch ein französisches Zopf-Theater, und die Mitglieder desselben kamen nun nach Kassel geeilt, um dem ersten dringenden Bedürfniß zu begegnen. Am 22. December 1807 eröffnete man die Vorstellungen mit Gretry und Monsigny, deren „Comédies melées des ariettes" sehr beliebt waren, und fand eine so lebhafte Betheiligung, daß alsbald ein Abonnement ausgeschrieben werden konnte. So ward der Keim zu dem späteren Théâtre royal gelegt, welches für einige Jahre dem gesellschaftlichen Leben in Kassel einen großen Glanz verlieh.

Das Vaudeville der Braunschweiger Schauspieler war nur ein Lückenbüßer bis zur Herstellung der großen

Oper, welche von dem Kabinetssecretair, Chevalier Bruguière, späterem General-Intendanten, betrieben wurde, und der erst die Errichtung einer Kapelle vorausgehen mußte. Den Trümmern der ehemals so bedeutenden Kasseler Hofkapelle wurde das Braunschweiger Orchester zugefügt und ein Dirigent in Johann Fr. Reichard geschaffen, demselben Reichard, welcher sich, was man kaum zu wissen schien, den Franzosen als politischer Schriftsteller so gefährlich gemacht hatte. Da er überhaupt einer der interessantesten Männer seiner Zeit war, so theile ich hier Einiges über ihn mit. Er war ein höchst geistvoller Mann, aber es ging ihm das Talent zu einem bestimmten Berufe gänzlich ab. Man begegnet oft solchen unruhigen Naturen, die sanguinisch Alles ergreifen, nur um es wieder fallen zu lassen und über dem beständigen Experimentiren alt und grau werden. Er war Musiker und Schriftsteller, Aesthetiker und Politiker; man rühmte sein Genie im Portrait-Zeichnen, er war Salinen-Director und Kapellmeister und konnte nirgends und in keiner Situation zu behaglicher Ruhe kommen, sondern fühlte sich immer wieder fortgezogen nach Italien, England, Paris. In Königsberg 1751 geboren, studirte er, machte Reisen in Deutschland und war 1771 als Violinist bei der italienischen Oper in Berlin engagirt. Drei Jahre später finden wir ihn als Secretair der Domainenkammer beschäftigt und zugleich als Componist in so hervorragender Weise, daß ihn Friedrich der Große zum Kapellmeister erhob. Aber er gab diese Stellung bald wieder auf und ging nach Italien, dann nach England und Frankreich, und kehrte

erst bei Friedrichs Tod zurück, um für Berlin eine Trauer-Cantate zu setzen, die beste seiner Compositionen. Er schrieb mit unendlicher Ausdauer große Opern, die nicht aufgeführt wurden. Seine Musik war mehr Resultat der Bildung und Einsicht, als der Eingebung; er componirte in vollständiger Beherrschung der Mittel, aber ohne Genie, und war eben so kunstgerecht und gründlich, als trocken und steif. Es waren seine Compositionen Werke eines Tongelehrten, in welchem, wie ich fast glaube, unsere Zukunftsmusiker einen Vorläufer finden müßten. Er hielt sich vorzugsweise an Gluck und schrieb viele Opern in seinem Style, die aber nie recht bekannt geworden sind, obwohl sie im Stich erschienen. Sein Einfluß als musikalischer Schriftsteller war bedeutend; er behandelte die Kritik auf eine geistvolle, anregende Weise und war in der musikalischen Welt so hoch geachtet, daß er dem königlichen Orchester in Kassel wenigstens den Glanz eines berühmten Namens verleihen konnte, wenn er auch sonst in die Verhältnisse durchaus nicht paßte.

Als politischer Schriftsteller wurde Reichard durch „Vertraute Briefe aus Paris“ bekannt (1792), welche ihn in den Verdacht setzten, ein Freund der Revolution zu sein und seine Entlassung aus preußischen Diensten zur Folge hatten; dann schrieb er das Journal „Frankreich“ und erhielt wieder eine Anstellung als Salinen-Direktor in Halle. Hier componirte er und schrieb das berühmte Pamphlet „Napoleon und das französische Volk unter dem Consulat,“ eine überaus kühne und schlagende Auseinandersetzung der machiavellistischen

Künste, die Napoleon angewendet hatte, um die höchste Gewalt zu erringen. Der Kaiser war höchst ergrimmt über diese anonym erschienene Schrift, und obgleich der Staatskanzler Hardenberg Reichard zu reinigen suchte von dem Verdachte der Autorschaft, so zog derselbe doch vor, nach der Schlacht bei Jena aus Halle zu fliehen. Nach dem Frieden von Tilsit kehrte er zurück und redigirte eine „Musikalische Zeitung“ und endlich sehen wir ihn als Kapellmeister des Königs von Westphalen in Kassel, bemüht, eine große Oper zu gründen.

Ich habe schon angedeutet, daß Reichard nicht der Mann war, dessen man in Kassel bedurfte, besonders deshalb nicht, weil Niemand seine Musik goutirte und namentlich die Franzosen seine künstlerische Richtung nicht theilten. Er dirigirte einige Opern, brachte aber nichts Bedeutendes zu Stande und gab endlich die Stelle wieder auf, nachdem er sich ein Jahr lang — geärgert und sich keine Stunde heimisch gefühlt hatte. An seinen Platz trat ein Italiener nach ächt nationalem Schnitt, Felici Blangini; er schaffte, was man wollte, eine italienische Oper mit ihren Ungereimtheiten und ihrem Sinnenkitzel. Blangini war Componist, Violin-Virtuos und Sänger, 1781 in Turin geboren und schon mit dem 18ten Jahre in Paris concertirend. Im Jahre 1805 war er Kapellmeister in München und 1808 kam er durch die Protection der Fürstin Borghese nach Kassel. Er wurde General-Musikdirector des Königreichs mit einer Gage von 14,000 Frcs. Was den Componisten Blangini betrifft, so rühmen musikalische Kritiker manchen seiner Opern Gediegenheit und Tiefe nach, das Gefällige

und Einschmeichelnde war aber überwiegend, und das rein lyrische Element waltete überall vor.

Unter Blangini genoß die königlich westphälische Kapelle, trotz ihres kurzen Bestehens, einen ausgezeichneten Ruf. Sie bestand, ohne die mitwirkende Militair-Musik, aus fünfzig Mitgliedern, unter denen ich den Violinisten Fesca, dessen Oper Cantemire vielen Beifall fand, den Theoretiker Legaye, die Violinisten Wiele und Markmann, den Oboist Turner und die berühmten Hornisten Brüder Schunk als besonders hervorragend nenne. Die Kirchen-Concerte dieser Kapelle übertrafen Alles, was man bis dahin in Kassel gehört hatte, und das will mit Rücksicht auf das italienische Orchester Fiorillo's unter Landgraf Friedrich II. viel sagen. Es waren für die Concerte sieben Kammersängerinnen angestellt, meist mit 4000 Frcs. Gage, darunter die junge Schwester Blangini's, nach den Recensionen im „Westphälischen Moniteur" eine überaus reizende Erscheinung; die rühmlich genannten Deutschen: Frau Schreuns, Schüler und Willmann, Mutter und Tochter, und einige Französinnen. Signora Taglioni, Frau des ersten Tänzers, sang und spielte Harfe. Auch im Opernhaus fanden im Winter von Zeit zu Zeit große Concerte statt, in denen bedeutende Virtuosen auftraten, wie 1811 der berühmte Violinist Durand. Blangini dirigirte und eröffnete meist das Concert mit einer seiner Ouverturen. Bis zum Jahre 1813 erreichte die Kapelle ihren Glanzpunkt, und es wurden noch in diesem Jahre mehrere Künstler von Bedeutung für dieselbe gewonnen; einige Mitglieder besaßen Contract bis

zum Jahre 1821; doch setzte die Schlacht bei Leipzig die Intendanz bald in die unangenehme Lage, dieselben brechen zu müssen.

Die Oper verfügte über ein ansehnliches Personal. Als erste Sängerin erhielt Madame Delys 9000 Frcs. Gage; vier Sängerinnen, von denen die geringste 6000 Frcs. bezog, standen ihr zur Seite. Die Delys besaß eine sehr klare und weiche Stimme und glänzte in den süßlichen Opern Blangini's. Der erste Tenorist Derubelle (10,000 Frcs.) war Kammersänger des Königs und einer der besten Sänger der kaiserlichen Oper zu Paris, ehe er in das neue Engagement trat; die Tenoristen Cousier und Corbet, der Bassist Bernard und der Baritonist Chodoir werden von den französischen Recensenten des „Kasseler Moniteur“ viel gelobt und erhielten hohe Gagen. — So stand der Oper ein Künstler-Personal zu Gebote, welches in damaliger Zeit in Deutschland nicht seines Gleichen hatte und die enthusiastische Theilnahme des Publikums genoß.

Einen beträchtlichen Antheil hatte das Ballet an den theatralischen Leistungen, und der Gage-Etat allein erreichte in einem Jahre 110,000 Frcs.; die Ausstattung aber war eine so glänzende, daß man wohl das Doppelte dieser Summe dafür annehmen kann. Philipp Taglioni (der Vater der berühmten Maria) war erster Tänzer mit jährlich 14,000 Frcs.; Petipas und Rosier und 13 Eleven und Figuranten bildeten das männliche Personal. Kostspieliger noch waren die Damen. Die ersten Sterne: Couston, Heberti, Adele und Lavancourt umgab eine Schaar von Nymphen, welche ohne den Frieden von

Tilsit die Ufer der Seine nie verlassen haben würden und in diesem lustigen Königreiche so kostbare Talente entfalteten, daß z. B. eine Figurantin in einer Bel-Etage am Friedrichsplatze (mit 1100 Frcs. Miethe) wohnte. König in diesem Reiche war Aumer, derselbe, welcher später in Wien sein berühmtes Ballet Aline aufführte und als Balletmeister der großen Oper in Paris starb. Dieses Völkchen ließ übrigens alles Geld in Kassel sitzen, und als die Kosacken Czernitscheff's vor den Thoren erschienen, flohen sie arm, wie sie gekommen waren, über den Rhein und verloren sich in den Pariser Theatern. Die schönen Tage des „Carnevals" in Kassel kehrten nicht wieder.

Das Schauspiel wurde sehr stiefmütterlich behandelt und erhob sich nur in der letzten Zeit über das Niveau der Mittelmäßigkeit, während man in der Oper und dem Ballet mit der Weltstadt Paris rivalisirte und einen unglaublichen Aufwand entfaltete. Der bedeutendste Schauspieler war der Komiker Bourdais, vom Theater der Kaiserin in Paris, und Penancier, welcher Regisseur war und erste Väter spielte; die Damen Delêtre und Adeline, erste Liebhaberinnen und glänzend honorirt, wurden im Feuilleton des „Moniteur" in den Himmel gehoben, leisteten aber in der That nichts Bedeutendes. Man beschränkte sich überhaupt auf das Lustspiel, und ein einziger Versuch in der höheren Tragödie mißlang so vollständig, daß man sich nie wieder an Racine zu vergreifen wagte. In dem ersten Jahre der Fremdherrschaft war es einer deutschen Gesellschaft gestattet, neben den Franzosen Schauspiele und Opern aufzuführen; allein sie blieb ohne Unterstützung aus öffentlichen Fonds, und schon im Januar

1808 mußte die Zauberflöte mit französischem Text gegeben werden. In der Folge herrschte das französische Schauspiel allein und reizte von Zeit zu Zeit die matte Theilnahme des Publikums durch berühmte Gäste aus Paris. Gegen das Ende seines Bestehens erst nahm es einen bedeutenden Aufschwung und stellte ein vorzügliches Ensemble her, so daß noch jetzt alte Leute in Kassel mit Bewunderung von den vollendeten Darstellungen der Molière'schen Stücke sprechen.

Oper und Ballet verschlangen alles Interesse; diese Pracht- und Massen-Entfaltung hatte eine wahrhaft berauschende Wirkung, und die Zaubereien des Ballets bezauberten Alles. Es ging kein Siegestag Napoleons vorüber, welcher nicht durch großartige Aufführungen gefeiert wurde; die Geburtstage des kaiserlichen Hauses öffneten sogar die Pforten des Theaters der Menge gratis. Der Inhalt dieser Kunst entsprach ganz dem Zweck derselben; das ästhetische Interesse war dem *sinnlichen* gänzlich untergeordnet; man wollte nichts weiter, als sich aufregen, betäuben. Die beständige Unruhe, welche die Gemüther in diesen sieben Jahren der Fremdherrschaft nicht verließ, bedurfte solcher Mittel der Beschwichtigung, und als sich das Schicksal Napoleons erfüllte, schloß auch der Carneval Jerome's, gleichsam eine wüste Parodie des deutschen Siegeszuges seines großen Bruders.

Sechstes Kapitel.

(1814—1821.)

Neue Anfänge. Guhr. Feige. v. Bielen, Niemeyer und Döring. Eröffnung des Theaters. Personal. Löwe. Gerlach. Marr. Fr. Guhr. Berthold ꝛc. Intendanz. Repertoire. Guhr's Abgang. Tod des Kurfürsten Wilhelm I. Schluß des Theaters.

Wir gelangen nunmehr zu dem Theater der Gegenwart, welches seit 1814 keine längere Unterbrechung mehr erlitt.

Hatten seit des Landgrafen Friedrichs Tode die beständigen Kämpfe des deutschen Schauspiels um seine Existenz jedes Weiterstreben im Repertoire vereitelt und waren insbesondere die letzten Unternehmer nüchterne Leute gewesen, die für ihre Kasse sorgten und sich um künstlerische Grundsätze und um die deutschen Dichter wenig kümmerten, sondern bei ihren Ritterstücken und den Schnurren der komischen Oper blieben, so sah sich durch die hinzutretende Fremdherrschaft das Kasseler Publikum vollends der vaterländischen dramatischen Poesie entfremdet. Es war zwar in den Kriegsjahren nicht viel geschaffen worden, aber groß war die Zahl der Stücke, welche aus der jüngsten Vergangenheit noch zu Gebote standen und für das Kasseler Theater völlig neu waren. Ein strebsamer, intelligenter Unternehmer befand sich in der günstigsten Lage und kam wegen des Repertoirs nicht in Verlegenheit, sondern hatte eine so freie Auswahl, daß es ihm leicht werden mußte, nun auf diesem Terrain im Guten zu wirken und einen edleren Geschmack frisch anzubahnen. Es wird sich in der Folge zeigen, inwieweit dies erreicht wurde.

Die Namen der Gründer unseres heutigen Theaters sind noch in Aller Gedächtniß und der verdienstvollste von ihnen, Carl Feige, lebte noch vor Kurzem unter uns. Ihm zur Seite standen im Beginn seiner Theaterführung Carl Wilh. Ferd. Guhr und Aug. v. Zieten, Beide, wie Feige selbst, ausübende Künstler. Freilich war die glückliche Zeit der unbeschränkten Künstler-Directionen vorüber und hier wie überall in Deutschland wurden der Kunst fremde Personen durch die Höfe den Theatern vorgesetzt, doch behielt Feige lange Zeit ziemlich freie Hand in der künstlerischen Leitung der Vorstellungen.

Bei der Rückkehr des Kurfürsten Wilhelm I. im Winter des Jahres 1813 hatte eine Dilettanten-Gesellschaft um des passenden Titels Willen Kotzebue's „Versöhnung" aufgeführt und Gottlieb Ant. Chr. Niemeyer, dem wir später, für die Kunst auf heimischem Boden wirkend, hier und da noch begegnen werden, hatte diese Vorstellung mit einem Prolog begleitet, welcher dem bescheidenen Anfang eine Art von patriotischer Weihe geben sollte.

Noch in demselben Jahre stellte sich auch schon ein Schauspiel-Direktor Namens Sohm in Kassel ein und suchte sich Boden zu verschaffen, ohne jedoch zu reüssiren und bald darauf erschien Guhr von Wiesbaden, wo der Kurfürst, welcher sich gerade dort aufhielt, ihn als Kapellmeister selbst engagirt hatte. Ein Theil der Mitglieder des damals in Auflösung begriffenen Theaters in Wiesbaden folgte und Andere, die schon früher in Kassel gewesen waren, stellten sich zum Engagement wieder ein. Der junge und thatkräftige Kapellmeister brachte das

Unternehmen bald in Gang und am 14. Februar 1814 wurde die Bühne mit Kotzebue's „Kreuzfahrern“ feierlich eröffnet. Georg Döring, vielleicht der fruchtbarste Schriftsteller, den Kassel hervorgebracht hat,*) lieferte für diesen Abend einen viel verheißenden Prolog und was das Publikum betrifft, so gab es der neuen Bühne stürmisch seinen Beifall zu erkennen.

Im folgenden Jahre ging das Unternehmen an Feige über, der gleichfalls von Wiesbaden gekommen war und bisher die Regie geführt hatte. Guhr erwartete wahrscheinlich einen ansehnlichen Zuschuß vom Hofe und fand sich darin allerdings getäuscht. Im Jahre 1816 wurden für Erhaltung des Ballets aus der Oberrent-kammer-Kasse 2000 Thlr. verwilligt, woran sich die Bedingung knüpfte, daß das Ballet nicht unter acht Personen eingeschränkt werde. Außerdem wurde dem Theater die Einnahme von den darin stattfindenden Maskeraden überlassen, Kassel war aber zu klein, um von den Einkünften aus der Tasche des Publikums ein Theater auf anständigem Fuße zu erhalten. Die Entrée-Einnahme war bei den größten Anstrengungen um zwei Drittel ge-

*) Sohn von J. W. Döring, geb. zu Kassel 1760, der für das Theater Shakespeare's Sturm bearbeitete (1798), Ritterschauspiele schrieb und Melodramen: Das heilige Kleeblatt mit Musik von G. C. Großheim (1793), Inkle und Jariko, comp. von K. Müller (1798) ꝛc. Georg Döring machte Glück mit dem Schauspiel „Cervantes“, weniger mit „Gellert“ ein Lustspiel, und „Posa,“ Trauerspiele ꝛc. Er schrieb die Texte zu Spohr's „Berggeist“ und zur „Räuberbraut“ von Ries. Als Novellist dominirte er eine Zeit lang in den Leihbibliotheken und starb zu Frankfurt a. M. 1833.

ringer als jetzt. Dennoch hielt sich Feige, der ein trefflicher Kenner des Theaterwesens war, so brav, daß Guhr 1816 wieder als Mitunternehmer eintrat und es bis 1818 blieb, wo A. v. Zieten, einer jener generösen Kunstjünger, welche jede Gage verschmähten und deshalb auf dem Theaterzetttel den Beinamen Libarati führten, in Folge eines förmlichen Vertrags und nach Zahlung einer Entschädigung an Guhr, dessen Antheil übernahm. Der Letztere behielt die selbstständige Führung der Oper, Feige und v. Zieten die künstlerische Direktion; über Allen aber thronte nun auch eine Intendanz aus dem oft genannten Geheimen Rath v. Apell und dem Polizei-Direktor Manger*), besonders für das Oeconomische gebildet. Das war eine vielköpfige Regierung und es liegt sehr nahe, daß selbst in unwichtigen Fragen oft schwer ein Einverständniß zu erzielen war, abgesehen von der durch eine solche Theilung der Autorität herbeigeführten Verwirrung des Geschäfts-Ganges. v. Apell und Manger lagen beständig im Hader und Feige und Guhr gingen in ihren künstlerischen Anschauungen auseinander. Hatte sich der Letztere mit der Hoffnung geschmeichelt, in der Entfaltung einer glänzenden Oper von

*) Unter dem Willen dieser Herren standen die Beamten und namentlich der Polizei-Direktor machte oft genug seine Autorität fühlbar, die auch hinter den Coulissen waltete. Den Maschinisten Moretti ließ er sofort in's Gefängniß führen, als in der Zauberflöte eine Versenkung nicht ging. Als der Sänger Berthold einst auf ein Männlein im rothen Frack anspielte, das den Tänzerinnen wohl geneigt sei, (nämlich von Apell), ließ er ihn sofort im Costüm auf der Bühne arretiren.

Oben unterstützt zu werden, so war Feige bestrebt, ihn, wo es ging, einzuengen und das Schauspiel zu bevorzugen.

Es ist zu verwundern, daß unter solchen Umständen die Leistungen der Bühne sich auf einem achtenswerthen Niveau hielten. Man hatte so gute deutsche Vorstellungen jedenfalls in Kassel noch nicht gesehen.

Das Schauspiel verfügte über Kräfte von einiger Bedeutung; vor Allem ist hier Ferdinand Löwe zu nennen, als jener zahlreichen Künstler-Familie angehörend, welche dem Theater Sänger, Schauspieler, Musiker und Schriftsteller gegeben hat. Er war ein vortrefflicher Heldenspieler von edlem Wesen und schönen natürlichen Mitteln. Sein jüngerer Bruder Ludwig Löwe *) gehörte gleichfalls später der Kasseler Bühne an. Thieme, ein mit reichen Mitteln und bedeutendem geistigen Fond ausgerüsteter Darsteller im Liebhaberfache, dessen Leistungen zu den bessern seiner Zeit gehörten, Gerlach, welcher Väter und Helden spielte und als ein imposanter „Zriny" vielleicht noch im Gedächtniß alter Theaterfreunde lebt, Marr, der als jugendlicher Liebhaber sich versuchte, ohne daß man an ihm schon den spätern feinen Characteristiker zu erkennen vermochte. Feige selbst, dessen größere Verdienste in der Leitung des Schauspiels und Herstellung eines glatten Ensemble's lagen, war in dumm-komischen Rollen, früher ein beliebteres Genre, ein vorzüglicher Darsteller; v. Zietens enthusiastischer Eifer endlich suchte

*) Schrieb in Kassel das Lustspiel: „Die beiden Machado," welches 1823 aufgeführt wurde.

in großen classischen Aufgaben Nahrung, er spielte den „Lear", „König Philipp", „Tell" 2c. Frau Feige beherrschte das ganze Fach der Heroinnen und ersten Liebhaberinnen.

In der Oper glänzte die Frau des Kapellmeisters Guhr (geb. Epp) in den ersten Partieen; sie besaß eine seltene, fein gebildete Stimme und die gründlichste Schule. Für den colorirten Gesang war Louise Reuter engagirt und wurde nicht weniger vom Publikum ausgezeichnet. Das männliche Personal war nicht viel werth: Lieber, ein schwacher Tenor, Rohde, Kiel, sodann Berthold, nicht ohne künstlerisches Genie, aber ein scandalsüchtiger Mensch und geschickter Schuldenmacher.

Das Repertoire mußte die Kasselaner schon um deswillen befriedigen, weil man in der günstigen Lage war, ihnen viel Neues zu bieten und sie manche früher gesehene Lieblingsstücke lange entbehrt hatten. Der Held des Tages war noch immer Kotzebue. Schiller wurde zwar nicht vernachlässigt, Tell, Fiesco, die Braut von Messina, Turandot, Lessing und Leisewitz (Julius von Tarent) wurden aufgeführt, Shakespeare zeigte sich einige Mal in der alten Verstümmelung von Schröder,*) — Kotzebue's Namen aber leuchtete im Jahr 1815 sechszig Mal auf dem Zettel und zuweilen drei-, viermal hintereinander; insbesondere florirten seine sentimentalen und das ästhetische Gefühl beständig verletzenden Schauspiele.

*) Obgleich schon 1799 in Berlin der Hamlet nach Schlegel und ebenso Lear gegeben wurden, behielt Feige die Schröder'schen Bearbeitungen bei.

Nach ihm kamen die langweilige Frau von Weißenthurn, der pathetische Klingemann, der flache Holbein, dessen Bearbeitung des Käthchens von Heilbronn noch jetzt gegeben wird, Spieß, Zschokke, der Lustspieldichter Ziegler ꝛc. Es waltete im Schauspiel ein heroisch-romantischer Zug; man liebte das Ueberspannte und Unnatürliche. Was aber die Hauptsache war, man fand die wahre Bestimmung der Bühne noch im großen Schauspiel, nicht im Bluetten- und Possenwesen unserer Tage; auch waren die Sonntage, wo der Bürger freier über seine Zeit verfügt, meist den großen Actionen vorbehalten. Man wird sich einen Begriff von dem Fleiß und der ächten Begeisterung der Schauspieler in dieser Zeit, wo die Reclame noch nicht jeden Stümper in den Himmel hob, Kunstverdienst noch über Geldverdienst ging, machen können, wenn man bedenkt, daß in einer Woche von der durchaus nicht zahlreichen Gesellschaft viele große Schauspiele, als Zriny, Moses Errettung, Salomon's Urtheil, Rolla's Tod, Deodata, Moses und Rudolph von Habsburg und mehrere neue Stücke an aufeinander folgenden Tagen gegeben wurden.

Der Leser wird hier fragen, warum dies heutzutage nicht mehr möglich sei? Der Geist des künstlerischen Zusammenwirkens, vermöge dessen ein Jeder für die Ehre des Ganzen einstand, ist verschwunden. Die Führung des Theaters hat einen büreaukratischen Charakter angenommen; was der Einzelne sonst der Kunst zu Liebe that, wird jetzt als „Dienst“ betrachtet; während man früher freudig ein Opfer brachte, ist man jetzt bestrebt, durch vorgespiegelte Unpäßlichkeiten ꝛc. der dirigirenden Behörde Verlegenheiten zu bereiten. Auf ein Ensemble wird

kein Werth mehr gelegt. Die Engagements in den bedeutendsten Fächern wechseln zu häufig; die Contracte lauten auf ein Jahr. Ein neues Opernmitglied veranlaßt doppelte, dreifache Proben. Das Bewußtsein baldiger Aufkündigung benimmt dem Künstler das Interesse. Neue Stücke werden selten gegeben; daher weniger Aufgaben, weniger Fleiß.

Das Repertoire entfaltete sich rasch, sobald die ersten Jahre überstanden waren und legte Zeugniß von einem bewußten, künstlerischen Streben ab. Wir finden von 1818—19: Iphigenie von Göthe, Mahomet von Voltaire, Attila von Werner, Athalia von Racine und dessen Phädra, Nathan der Weise von Lessing, Sappho von Grillparzer, Tancred von Nordeck, die Albaneserin von Müllner, Regulus von Kollin, mehrere Tragödien Shakespeare's und reichlich Schiller.

„Auf classische Werke," sagte der damalige treffliche Führer des Wiener Burgtheaters, Schreyvogel, „muß das Theater einer Nation gegründet werden, wenn es seiner Bestimmung werth sein soll. Ohne ein bleibendes Repertoire solcher Stücke werden wir weder eine tragische, noch eine komische Schaubühne, noch ein Publikum, das sie zu würdigen verstände, noch endlich darstellende Künstler dafür haben." Das schien auch Feige zu beherzigen und mehr als die gern gerühmte Periode von 1821—30 verdient diese kurze Zeit von 1814—21 den Namen einer Glanzperiode. Der Etat der Bühne aber (welcher gegenwärtig an die Summe von 80,000 Thlr. streift) belief sich damals auf kaum 24,000 Thlr. — ein Beweis, daß man

in der Kunst Etwas leisten kann, so lange diese die Hauptsache ist.

Zuweilen erschienen politische Zeitgemälde auf dem Repertoire, denn der Donner der Befreiungskriege hallte noch nach und die Stimmung war noch warm. An den hohen Siegestagen gab es Prologe von Döring oder Niemeyer und patriotisch wirkende Scenen. „Die Schlacht vom schönen Bunde“, „die Alliirten in Paris“, „General Vorwärts“, „Hessentreue“, *) „Heinrich der Eiserne“ von Niemeyer. Indeß auch der „Hund des Aubry“ machte seine Aufwartung trotz des Fußtrittes, den er von Göthe erhalten, und das Publikum wurde auf dem Zettel ersucht, sich beim Erscheinen des Hundes hübsch ruhig zu verhalten. Das schlechte Stück mißfiel übrigens Allen.

Die Oper mußte dem Schauspiel nachstehen, obgleich die Mittel nicht unbedeutend waren. Das Orchester hatte seinen früheren Glanz verloren; Wiele und Barnbeck waren die einzigen Mitglieder von künstlerischem Ruf; es bestand jedoch aus 30 Musikern, die noch von der Militärmusik unterstützt wurden und hatte in Guhr einen ausgezeichneten Dirigenten. Indeß war Feige grundsätzlich gegen die Oper, die zudem viel Geld verschlingt und ob diesen Punktes zu häufigen Conflicten führte, eingenommen und erkannte nur in dem Schauspiel die wahre Aufgabe der Bühne.

---

*) Die Geschichte von Heinz von Lüder darstellend: Paul Wigand, der Verfasser dieses und ähnlicher Stücke lebte in Kassel und war auch als Liederdichter bekannt. So schrieb er u. A. „Cadettenlieder“, die Großheim in Musik setzte.

Das Repertoire weist außer Gluck, Mehul, Beethoven (Fidelio und Symphonia eroica), Spontini und Mozart, viele nun vergessene Namen auf: Seyfried, Himmel, Paër, Bierey, Fränzl, Kuhlau, Catel und Andere. Von Winter, dem Componisten der schönen Oper „das unterbrochene Opferfest“ erschien das „Labyrinth“, eine verunglückte Fortsetzung der Zauberflöte, von dem Kapellmeister Guhr, die auf Wunsch des Kurfürsten componirte „Vestalin“ und „König Sigurd“, zur Feier der Vermählung des Herzogs von Cambridge mit der Prinzeß Auguste von Hessen sehr glänzend inscenirt. Im ernsteren Genre war im Allgemeinen noch immer die aufgeputzte Antike beliebt, Götter, Zauberer und morgenländische Königstöchter, verkleidete Prinzen aus ganz unbekannten Ländern Asiens und Genien, welche durch die Luft fuhren. Der süßliche Weigel ward mehr gehört als Mozart, dessen ewig neue Zauberflöte, Cosi fan tutte und Titus gegeben wurden. Der Geschmack für die niedrig derbe Komik der Deutschen Dittersdorf, Müller und Schenk war gleichfalls noch in voller Herrschaft, ganz entsprechend der Beliebtheit Kotzebue's. Endlich schwärmte man auch für das Melodrama, eine Gattung von Stücken, die wir kaum noch kennen und in denen die Musik den phrasenhaften Dialog, abwechselnd mit Naturscenen und Bildern, begleitete. Man benutzte dazu insbesondere biblische Stoffe und Märchen; der Maschinist war eigentlich der Hauptacteur, denn es wurde viel gedonnert und geblitzt; feuriger Regen fiel, Sturm und Wasserfluthen brachen herein. Die Zauberflöte faßt so recht alle Elemente des damaligen Opern-Apparates zusammen, ein naives Durcheinander

phantastischer Gestalten, Schlangen, Löwen und kämpfender Elemente.

Guhr's Zerwürfnisse mit der Intendanz und Feige führten im Februar 1821 den Rücktritt desselben herbei; man verlor in ihm einen tüchtigen Kapellmeister, an seiner Gattin eine ausgezeichnete Sängerin. Er behauptete stets, daß die Ursache seiner Aufkündigung keine andere sei, als weil Feige den steten Widersacher der Oper spiele und daß aus diesem Grunde an eine gute Oper in Kassel nicht zu denken sei; er folgte einem Ruf nach Frankfurt. *)

Bald nach Guhr's Abgang erfolgte der Schluß des Theaters mit dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I.

Die Unternehmer, vom Hofe spärlich unterstützt, hatten Nichts erübrigt, mit geringen Mitteln aber so viel geleistet, daß man wohl sagen darf, das Theater war für sie kein Gegenstand niedriger Geldspeculation, sondern ein bewußtes Kunststreben die Seele des Ganzen. Man erkannte dies in allen Kreisen der Gesellschaft an und Feige und von Zieten sahen deshalb ruhig der Wiedereröffnung der Bühne entgegen, die nun freilich unter ganz anderen Aussichten erfolgen sollte.

*) Guhr war ein geborner Schlesier und erst 21 Jahre alt Musikdirector in Nürnberg, wo er die Opern „Feodora und Deodata" componirte. In Kassel schrieb er die Opern „König Sigurd" und die „Vestalin", die letztere in beispiellos kurzer Zeit. Seine Compositionen zeichnen sich durch Wahrheit des dramatischen Ausdrucks und Correctheit des Stils aus; seine Instrumentation wird classisch genannt.

Siebentes Kapitel.

(1821 — 1830.)

Glanz-Periode.

Neue Organisation des Theaters. Feige-Manger. Feige's Kunstreise. Seydelmann, Löwe, Gerlach ꝛc. Gastrollen im Schauspiel. Eßlair. Schröder, Devrient ꝛc. Spohr. Orchester. Der Freischütz. Zemire und Azor. Jessonda. Berggeist. Pietro von Albano. Alchymist. Cäcilienverein. Kirchen-Concerte. Opernpersonal. Gerstäcker, Berthold, Demoiselle Dietrich. Wild. Heinefetter. Gastspiele in der Oper. Demoiselle Canzi, Wild ꝛc. Orchester. Barnbeck. Repertoire der Oper. Primavesi. Beuther. Roller. Kobler'sche Gesellschaft. Paganini. Repertoire des Schauspiels. Kotzebue.

Mit dem Regierungsantritt Wilhelm's II. im Jahre 1821 trat das Kasseler Theater in ein neues, entscheidendes Stadium seiner Entwickelung. Bereits im Jahre 1815 erfuhren fast alle Bühnen Deutschlands eine völlige Umgestaltung; ursprünglich auf nationalem Boden entstanden, blieben sie im Wesentlichen Eigenthum der Nation, bis der Donner der Freiheitskriege verhallt und durch den Pariser Frieden den deutschen Fürstenhöfen Glanz und Reichthum zurückgegeben war. Mit der Reorganisation der Staaten und Regierungsformen Deutschlands erlitt auch das Theater eine völlige Metamorphose; aus den Händen der Nation ging es in die Hände der Fürsten über, die bald mit einander wetteiferten, die bestehenden Bühnen glänzend zu reorganisiren und neue zu errichten. Bis dato zumeist in den Händen von Privatunternehmern, fast allein durch die Einnahme von Seiten des Publikums in seinem Bestande erhalten, nur vorübergehend durch

spärliche Zuschüsse des Hofes unterstützt, mußte das Theater durch diese tiefgreifende Umgestaltung sich zu neuem Glanze, neuer Herrlichkeit erheben. Was den großen Begründern der deutschen Schauspielkunst im vorigen Jahrhundert gefehlt hatte, das erste Erforderniß einer guten Regie, Gold, — „an dem Alles hängt, zu dem doch Alles drängt“ — das floß auf einmal in reichem Maße; der Alp des Geldmangels war dem deutschen Schauspiel von Anbeginn an bis zu diesem Zeitpunkt unserer geschichtlichen Entwickelung noch kein Mal genommen; selbst König Jerome's freigebige Protectorschaft kam der deutschen Kunst nicht zu Gute; jetzt zum ersten Male kam Geld, kam ein Fond in die Theaterkasse, ohne den eine wahrhaft freie Entfaltung und Bewegung unmöglich ist. Welcher Intendant, welcher Director existirte, der an dieser Wahrheit zweifeln würde; als geschichtliche Erfahrung verweist sie schlagend auf das 1834 unter Immermann's Intendantur eröffnete Düsseldorfer Actientheater; in künstlerischem Geiste, mit der aufopferndsten Hingebung und Thätigkeit geleitet, sollte dieses Institut, das den höchsten Kunstforderungen genügte und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, schon nach zwei Jahren lediglich am Geldpunkte scheitern. So mancher redliche Versuch einzelner Privatdirectoren, die sich ihren künstlerischen Gesinnungen und Grundsätzen selbst zum Opfer brachten, die meisten Stadttheater der Gegenwart bestätigen die Wahrheit unseres Satzes, daß nur durch den Rückhalt einer dauernden Unterstützung und nicht mehr durch die Speculation auf die Laune des Publikums allein, die wahre Bestimmung der Schaubühne zu erzielen steht.

Der Kreis von Schauspielern, der unter Feige's Leitung sieben Jahre sich redlich abmühte, durch persönliche Leistungen die Ehre der Kasseler Bühne zu wahren und zu fördern, ward durch die Aermlichkeit des Decorationswesens niedergedrückt und litt unter dem Uebelstand, daß jeder Künstler in der Oper wie im Schauspiel verwendet wurde, weil das Personal zu klein war.

„Die Talente", sagt E. Devrient, „waren zu den verschiedenartigsten, oft heterogensten Leistungen genöthigt, heute wurde eine große Rolle, morgen eine Opernparthie, dann ein Charakter auf dem höchsten Kothurn der Tragödie, gleich darauf die Karrikatur einer Burleske von ein und demselben Künstler gefordert, worüber derselbe dann selten dazu gelangte, in irgend einer Gattung vollkommene Haltung, wahren künstlerischen Stil zu bekommen."

Der Gage-Etat war zudem so spärlich, daß nur wenige wirklich talentvolle Schauspieler bezahlt werden konnten; es konnte nicht fehlen, daß mit dem Regierungsantritt Wilhelm's II., des kunstsinnigen Fürsten und Protectors, durch reichlich fließende Spenden allen diesen Uebelständen rasch abgeholfen und das Theater zu nie gekannter Blüthe, zu einem der ersten in ganz Deutschland erhoben wurde.

Indeß muß man die Bezeichnung „Glanzperiode" mit einiger Vorsicht aufnehmen. Der Werth einer Bühne bestimmt sich nach dem Repertoire, das vornehmlich aus classischen Werken bestehen muß, wenn das Theater seinen wahren Zweck erreichen soll; der Werth einzelner Vorstellungen hängt nicht von diesem oder jenem berühmten Namen ab, der auf dem Zettel steht, sondern von dem

Geiste, in dem sie geleitet werden. Und hier lag nicht der Schwerpunkt der Glanzperiode; zu einer Anstalt, wie Immermann's Theater in Düsseldorf, auf dem bei dürftigen Geldmitteln hauptsächlich durch den künstlerischen Geist die richtigen Kunstforderungen erzielt wurden, erhob sich das neue Hoftheater zu Kassel nicht. Nachdem in den Jahren 1814—21 große Erwartungen geweckt, aber durch den Alp des Geldmangels niedergehalten waren, blieb der anjetzt durch die bedeutenden Zuflüsse in Aussicht gestellte Aufschwung aus, insofern man einen streng ästhetischen Maßstab anlegen will.

Immermann, der mit tiefem Schmerze erleben mußte, daß sein mit energischer Begeisterung errichtetes, zu einer wahrhaft großen Kunstanstalt erhobenes, mit klassischem Repertoire versehenes Theater lediglich am Geldpunkte so bald zu Grunde ging, sagt selbst einmal: „Alle ächten Mittel der Kunst, namentlich der scenischen, sind höchst einfach und kosten kein Geld, sondern erfordern nur Verstand. Die heutigen Intendanten aber meinen, das, wofür nicht Geld ausgegeben werde, sei nichts werth."

Etwas von dieser Wahrheit werden wir in der neuen Epoche ersehen; es handelte sich in unserer Glanzperiode nicht um die Kunst allein, sondern auch um das inhaltslose, geldverschlingende Prunken mit derselben; der Sinnenreiz, der bethörende Melodienzauber der glanzvoll ausgestatteten Oper erhielt den Vorzug vor dem Schauspiel, das von seiner Nebenbuhlerin niedergedrückt und stiefmütterlich behandelt wurde. Dieser, wie die anderen Mißgriffe und Uebelstände dieser Periode, die den wahren Glanz derselben trübten, sind zum Theil eine Folge der

neuen Theater-Einrichtung; sie zeigen sich hier wie auf allen Bühnen Deutschlands, die in dieser Zeit den wankend gewordenen nationalen Boden entrissen, in die Hände der Fürsten übergingen. Dadurch wurden sie — Dank ihrer Huld und Freigebigkeit — von dem sicheren Verderben gerettet, neu und glänzend organisirt, in ihrem Bestande gesichert, aber auch gleichzeitig neuen Gefahren ausgesetzt, die sich bis auf den heutigen Tag wie eine ewige Krankheit fortschleppen; die Einrichtung, die Verwaltung und Leitung ward eine rein amtliche. Statt daß wie sonst das Repertoire, die Rollenbesetzung von einem künstlerischen, die gemeinsame künstlerische Thätigkeit der Schauspieler wie in einem Brennpunkt in sich vereinigenden Mittelpunkt, dem Regisseur, ausgingen, anstatt, daß die Schauspieler selber zu den nothwendigsten Inspectorendiensten verwendet wurden, fiel jetzt mit der neuen Hof-Einrichtung der Schwerpunkt in das offizielle, mit tausend Pulten und bretternen Gerüsten gefüllte, labyrinthische Bureau und den starren Formalismus der Beamten; der Regisseur, früher die leitende Persönlichkeit, verlor seinen gewichtigen Posten; der Theaterregie ward der künstlerische Nimbus entrissen, um sie mit einer officiellen zu umhüllen; es konnte nicht fehlen, daß die Wahl der Theaterbeamten sehr oft unglücklich ausfiel, daß Hofleute bei dem Kunst-Institute angestellt wurden, die nichts weniger als Künstler oder Kunstkenner waren. Dadurch litt der Gemeinsinn, der früher unter den Schauspielern geherrscht und jenes glatte, allein den richtigen Kunstforderungen genügende Ensemble im Gefolge hatte, das gegenwärtig, wo es jedem Schauspieler nur um den Einzelvortheil, um die

Gunst des Intendanten ꝛc. zu thun ist, in Scherben und Trümmern liegt.

Indeß muß es Wilhelm II nachgerühmt werden, daß er die Hofbühne vor den aus der neuen Einrichtung resultirenden, oft mit dem besten Willen nicht zu umgehenden Nachtheilen möglichst zu bewahren wußte. Während an vielen Hofbühnen dieser Zeit Intendanten an der Spitze standen, denen die nöthige literarische oder Geschmacksbildung zur Führung eines so complicirten Kunst-Institutes fehlte und die oft zum Gespötte der untergebenen Schauspieler wurden, wußte Wilhelm II. eine Wahl zu treffen, die am ersten mit der neuen, ungewohnten Einrichtung versöhnte. Feige, ein vorzüglicher Schauspieler und genauer Kenner des Theaterwesens, dessen Frau das ganze Fach der Heroinnen und Liebhaberinnen beherrschte, ward zur Würde eines General-Directors *) für das neue Hoftheater ernannt; Polizei-Director Manger, den wir bereits in der vorigen Periode berührt haben, erhielt die Stellung eines General-Intendanten. Die eigentlich künstlerische Direction überließ man in hoher Einsicht Feige, der sie mit außerordentlicher Gewandtheit und Sachkenntniß führte; eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden, um den Kreis der Schauspieler zunächst die ihnen gänzlich fremde Beamtenregie wenig oder gar nicht fühlbar zu machen; leider verfiel nur Feige selbst, der ursprüngliche Kunst-

*) Hauptsächlich soll Feige dieses Amt seiner Frau danken, die eine intime Freundin der Mad. Orlepp, der späteren Gräfin Reichenbach, war.

gänger, zu bald dem strengen, pedantischen Beamten- und Bureaukraten-Formalismus, der mit einer rein künstlerischen Regie unverträglich ist; es ging hierbei Feige, wie so vielen Anderen, die sich schwer aus einer künstlerischen Stellung losreißen lassen, doch zu bald sich in der neuen amtlichen Thätigkeit so sehr gefallen, daß sie den amtlichen Theil mehr als den künstlerischen lieb gewinnen. Wir ersehen hieraus, welch' unberechenbare Folgen die neue Einrichtung unseres Theaters mit sich führte; wie mochte es so vielen anderen Theatern dieser Zeit ergehen, an deren Spitze nicht Künstler als Beamte, sondern Beamte — sit venia verbo — als Künstler gesetzt wurden.

Die Schließung des Theaters ward zunächst dazu benutzt, um Reparaturen der umfassendsten Art vorzunehmen; die Logen wurden verbessert, der innere Raum bedeutend erweitert und insbesondere ein Anbau aufgeführt. Die Restauration, die Vergrößerung des Theaters war so bedeutend, daß sie überall Aufsehen erregte und sich bald die Gewißheit verbreitete, dasselbe werde, dem bekannten Kunstsinne Wilhelms II. entsprechend, zu einem nie erlebten Flor und Glanz erhoben werden. Feige erhielt schon im Voraus die nöthigen Instructionen und begab sich im Mai 1821 auf eine große Kunstreise, um ein gutes, zahlreiches Personal zusammenzubringen; auch in dieser Hinsicht konnte keine bessere Wahl getroffen werden, da Feige ein feiner Kenner und mit vielen Schauspielern und Directoren persönlich bekannt war. Hatte gleich diese Reise nicht den geträumten und ersehnten Erfolg, schrieb er von Berlin aus: „Keiner meiner hiesigen

Bekannten kann mir einen bedeutenden Künstler empfehlen; geht das so fort mit dem Schauspielwesen, so wird man bald die wahren Künstler am hellen Tage mit der Laterne vergebens suchen" — so gelang es ihm doch, die bedeutendsten Talente und größten Schauspieler Deutschlands für die hiesige Bühne zu gewinnen und deren Zahl fort und fort zu completiren; Feige's Name hatte einen zu guten Klang, um das nicht fertig bringen zu können, was einem Anderen nicht so leicht geglückt wäre. Vor Allem wußte er Seydelmann, einen der merkwürdigsten Schauspieler unseres Jahrhunderts, der eine neue Richtung der Schauspielkunst und vielleicht aller Künste anbahnend, zuerst in fruchtbringender Weise am Kasseler Hoftheater bethätigte und zur Geltung brachte, für die hiesige Bühne zu gewinnen. Karl Seydelmann, 1793 in Glatz geboren und für die militärische Laufbahn bestimmt, hatte schon frühzeitig eine so große Zuneigung für die Bühne empfunden, daß er 1815 seinen Abschied nahm und bald durch Vermittelung Holtei's, des damaligen Secretars und Dichters bei dem Theater zu Breslau, daselbst engagirt ward. Er mußte hier vornehmlich Liebhaberrollen spielen, die mit seiner ganzen Erscheinung und seinem Wesen so sehr disharmonirten, daß man ihn von der theatralischen Laufbahn, als einer für ihn vollständig verfehlten, abmahnte.

Seydelmann indeß war so sehr von seiner Fähigkeit überzeugt, daß er mit dem Fuße stampfend ausrief „und Ihr sollt sehen, ich werde doch noch ein Schauspieler" *).

*) Eduard Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

Mit seltener Energie wußte er seine Mängel und Fehler, hauptsächlich die plumpe, unbeholfene Sprache zu bekämpfen; in wahrem Trotze, wie er selbst später sagte, übte er sich im Artikuliren und Sprechen, wie einst Demosthenes, der berühmte Atheniensische Redner; bald gelang es ihm, auf einigen Theatern Proben seiner Kunst abzulegen, aber immer noch im Fache der Liebhaber und jungen Helden; 1820 sehen wir ihn in Prag, wo damals Holbein die Theaterregie führte; dieser hatte auf die Entwickelung von Seydelmann's Talent den heilsamsten Einfluß; ihm dankte er es, bald im Characterfach als einer der glänzendsten Sterne am deutschen Theater leuchten zu können. Durch übergroße Anstrengungen und wahrhaft eiserne Studien zur Bekämpfung seiner Fehler und Entfaltung seines Talentes war Seydelmann's Gesundheit so gestört, daß er alsbald Feige's Vorschlag, der auf seiner Kunstreise auch Prag berührte und ihm die Uebernahme der ersten Fächer und lebenslängliche Versorgung verhieß, acceptirte. In Kassel war es nun, wo sich Seydelmann's merkwürdiges Talent entfaltete, und die von ihm eingeschlagene neue, die Schauspielkunst unseres Jahrhunderts repräsentirende, Richtung sich Bahn und Geltung verschaffte; das Princip der früheren Schulen war Unmittelbarkeit und Naturstudium gewesen; Seydelmann war der erste, welcher diesem Princip schroff entgegen die Reflexion, das verstandesmäßige Berechnen zum Wesen der Schauspielkunst machte; dies Verfahren entsprach dem abgestumpften, entnervten Zeitgeist, der das Frappante, Grelle liebte; es datirt mit dem Auftreten Seydelmann's die neue Richtung der Schauspiel-

kunst, die entschieden realistische, die je später, je mehr durchgriff und jetzt die allein herrschende geworden ist.

Seydelmann's Wirksamkeit am Kasseler Theater umfaßt die Zeit von 1822 — 1828 *), in welchem Jahre er seine Verpflichtung gegen Kassel brach und einen Ruf an das Hoftheater zu Darmstadt annahm; hier wußte er das Schauspiel dem Publikum so interessant zu machen, daß der die Oper vorziehende Großherzog ihm gern die gewünschte Entlassung gab und froh war, ihn loszuwerden.

Außer Seydelmann, der den Glanz- und Brennpunkt der Schauspielkunst dieser Periode repräsentirt, ist noch eine große Zahl bedeutender Kräfte namhaft zu machen, die ihr Talent am Kasseler Theater entfalteten. Ferdinand Löwe, der vortreffliche Heldenspieler und Liebhaber, den wir bereits in voriger Periode berührt haben; Gerlach, der gute Darsteller von Helden, später von alten Vätern, gleichfalls aus der vorigen Periode noch vorhanden; Ludwig Löwe, ein vortrefflicher Repräsentant der ersten Rollen; unter den weiblichen Persönlichkeiten Caroline Lindner, die noch die Unmittelbarkeit und Intuition der früheren Theater-Epoche repräsentirte, in gleicher Weise die sentimentalen wie die komischen Rollen in naturgemäßer Art spielte und durch die seelenvolle Sprache wahrhaft magnetisch auf die Herzen der Zuhörer einwirkte; später Gaßmann, durch Schönheit und Größe des Körpers nicht minder als durch große Darstellungskraft von Helden und in späterer Zeit von Vätern aus-

*) Den 23. Octbr. 1822 trat er als Fritz Berg in „Weltton und Herzensgüte“ von Ziegler, zum ersten Male auf.

gezeichnet; Gerber, im heiteren Fache beliebt und Regisseur; Paulmann, der große Characterdarsteller, der gleich Seydelmann sich den unausgesetztesten Studien und wildem Eifer *) hingegeben und meisterhaft als Lear (an dessen Rolle er acht volle Jahre studirt zu haben sich rühmte) Shylock ꝛc. spielte; Ludwig Löwe **), der früher in komischen Rollen sich ausgezeichnet und später sich mit dem größten Erfolge der Tragödie und dem ernsten Liebhaberfache zuwandte, strahlten als glänzende Sterne an dem Kasseler, an dem deutschen Schauspielerhimmel.

Außer den genannten, hervorragendsten Kräften verdienen noch Viele lobende Hervorhebung: Madame Feige, die wir bereits aus der vorigen Periode her kennen, vertrat noch immer das Fach der Heldinnen und ersten Liebhaberinnen; Maria Stuart, die Bertha in Grillparzer's „Ahnfrau“, das Käthchen von Heilbronn, Klärchen in Göthe's „Egmont,“ die Orphelia im „Hamlet“, Portia im „Kauf- von Venedig“, Julie in „Romeo und Julie“, die Eboli in „Don Carlos“ ꝛc. waren Rollen, die sie vortrefflich darzustellen wußte; nicht minder groß war sie im Lustspiel. Demoiselle Mayer (spielte die Recha, („Nathan der Weise“), Emilie Galotti, Minna von Barnhelm ꝛc.); Demoiselle Thum (Sittah in „Nathan der Weise“, Hedwig in „Wilhelm Tell“, Elisabeth in Schiller's „Maria Stuart“ ꝛc. darstellend); Wüstenberg, der

*) Er starb auf der Bühne während einer Probe, vom Schlage getroffen.

**) Siehe vorige Periode, Seite 352.

beliebte Komiker, der seinem Vorgänger Rohde folgte; derselbe ward später irrsinnig und spielte gleichwohl als solcher die komische Parthie des Sansquartier in „sieben Mädchen in Uniform", was als Merkwürdigkeit hervorgehoben zu werden verdient; er endete sein Leben zu Hameln im Irrenhaus.

Wir reihen hier die noch heute auf unserer Bühne allgemein beliebte Schauspielerin Fräulein Henriette Schmidt an. Dieselbe figurirte bereits im Jahre 1812 mit 300 Francs Gage unter dem damaligen, contractlich engagirten Balletpersonal, das mit der französischen Truppe aus Braunschweig hierher kam und 1808 das französische Theater bildete. Dieselbe dürfte also von Kindesbeinen an auf dem Theater verwendet und mit ihm groß geworden sein. Vor drei Jahren ward ihr Jubiläum als Mitglied der Kurfürstlichen Hofbühne, der sie seit 1814 angehört, in großer Feierlichkeit von Seiten des gesammten Theaterpersonals begangen.

In diese Zeit fallen zugleich häufige Gastspiele, die mit der neuen Richtung, die das Schauspielwesen seit 1815 angenommen, in innigem Zusammenhange stehen; das Streben, jede Rolle zur größtmöglichsten Geltung, unbekümmert um das Ensemble, zu bringen, der Egoismus der Persönlichkeit, hatte nothwendig das Virtuosenthum im Gefolge; die Sucht, bravourmäßig in gewissen Rollen zu glänzen, machte sich geltend; gewisse besonders einstudirte Rollen aber konnten nicht besser als im Gastspiel verwandt werden; dieses damals beginnende Streben ist heutigen Tages zu einer wahren Krankheit geworden; das Reisen auf einige Parade-Rollen, auf die Ströme

des Applauses und der Claque regnen müssen, ist in unserer Jetztzeit zu trauriger Berühmtheit gelangt; das Geschraubte, Gespannte, Unnatürliche der Charakter-Darstellungen war und ist ein nothwendiges Ergebniß derselben; je manierirter gewisse Bravour-Rollen von den betreffenden Künstlern dargestellt werden, um so stürmischer werden sie begrüßt.

In der Periode von 1821—30 sehen wir bereits zahlreiche Gäste auf unserer Bühne. Der berühmte, im Jahre 1820 für den Rest seiner Lebenszeit der damaligen Hofbühne Münchens gewonnene Eßlair gab im Jahre 1824 einen Cyclus von Gastdarstellungen; durch Schönheit und Größe des Körpers (war so groß wie Spohr) ausgezeichnet, entzückte der große Darsteller besonders durch seinen Wallenstein, Tell und Otto von Wittelsbach (von Babo); leider sollte es ihm in der zweiten Hälfte seiner Laufbahn, wie so vielen großen Meistern ergehen; seine Effecte arteten zur Manier aus; im Jahre 1825 war die berühmte, damals gerade auf dem Höhepunkt ihrer Leistungen stehende Sophie Schröder aus Wien hier und erwarb sich als Isabella in Schiller's „Maria Stuart“ großen Erfolg; auch sie verfiel später dem Manierirten, der Dehnung der Effectstellen in ihrem ursprünglich mächtigen, schönen Vortrag. Ende 1825 gastirte der berühmte Devrient aus Dresden in Grillparzer's „Ahnfrau“ als Jaromir und in „Isidor und Olga“ von Raupach. Lebrun, einer der gewandtesten Schauspieler im heiteren Liebhaberfach, Demoiselle Steiger aus Hamburg, die Charakter-Darsteller Henckel und Wagner,

ersterer als Wallenstein, dieser als Tempelherr in „Nathan der Weise" bewundert, waren in den Jahren 1825 und 1826 als Gäste auf hiesiger Bühne; Beide wurden im folgenden Jahre engagirt.

Im Jahre 1828 gastirte Ferdinand Löwe, der zu Beginn dieser Periode unserer Bühne angehört, sowie Demoiselle Sutorius vom Hoftheater zu Berlin (spielte die Bertha in Grillparzer's „Ahnfrau"); in demselben Jahre der bald darauf engagirte Rettich als Marquis Posa, Don Cesar in der „Braut von Messina", Arnold Melchthal in „Wilhelm Tell"; am Ende desselben Jahres Demoiselle Kuhn (Käthchen von Heilbronn, Preciosa); dann Paulmann, der vom 24. November bis 10. December 1828 als Shylock, in „Isidor und Olga" von Raupach, in Körner's „Zriny" als Soliman und andern Stücken auftrat, um, wie wir oben gesehen, dem Theater gewonnen zu werden; den 9. März 1829 spielte er in Iffland's „Die Mündel" die erste, in dem Melodrama „Die beiden Galeerensclaven" von Holbein seine zweite Antrittsrolle. In den Jahren 1829 und 1830 waren gleichfalls zahlreiche Gäste hier; unter ihnen ist besonders Gerlach zu nennen, der nach seinem Gastspiel engagirt und bereits oben von uns besprochen wurde.

Wir sehen, es fehlte nicht an Abwechselung auf der neuen Bühne; es ward dem Publikum Vieles und Neues geboten; im Jahre 1822 wurde auch zweimal im Hoftheater zu Wilhelmshöhe gespielt. Obwohl das neue Hoftheater am 28. Juli 1821 mit Spontini's glanzvoller Oper, der „Vestalin", unter Direction des Musik-

director Benzon, am Geburtstag Wilhelm's II. eröffnet *) wurde und unter Gerstäcker's und des berühmten Bassisten Berthold Mitwirkung sich großen Applaus errang, zeigte sich doch bald das Bedürfniß eines tüchtigen Kapellmeisters, da der zu Anfang des Jahres 1821 nach Frankfurt übergesiedelte, bedeutende Kapellmeister Guhr noch nicht wieder ersetzt war und dem damaligen Musikdirector Benzon es so sehr an Autorität gegen die Orchester-Mitglieder fehlte, daß seine Entlassung nothwendig wurde.

Feige, obwohl Widersacher der Oper, wie wir bereits oben erwähnt, beantragte daher im August 1821, Carl Maria von Weber, der damals in Dresden war, mit 2500 Thlr. Gehalt für die hiesige Bühne zu engagiren; gleichzeitig mit Weber schlug er Lindpaintner und Kreutzer mit 2000 Thaler Gehalt vor. Der Kurfürst entschied sich für Weber. Dieser lehnte indeß ab, da er mit seiner damaligen Stellung in Dresden vollkommen zufrieden war, machte aber in seiner Rückantwort auf den damals in Dresden weilenden Spohr aufmerksam. Da Lindpaintner gleichfalls das Anerbieten abgelehnt, so ward im Auftrage des Kurfürsten Spohr die erledigte Stelle angetragen. Dieser hatte viel von der Pracht des neu hergerichteten Kasseler Theater, sowie vom Kunstsinn Wilhelm's II. gehört und entschied sich daher alsbald für die Annahme des Engagements, zumal die von ihm gestellten Bedingungen: **) Anstellung durch Rescript auf Lebenszeit, 2000 Thaler

*) Preise der Plätze: Erster Rang 1 Thlr. Zweiter Rang und Unterloge 16 Gr. Sperrsitze 16 Gr. Parterre 12 Gr. Amphitheater 8 Gr. Gallerie 4 Gr.

**) Spohr's Selbstbiographie.

Gehalt, ausschließliche Uebertragung der artistischen Leitung der Oper und ein jährlicher Urlaub gewährt wurden.

Am 14. Januar 1822 trat Spohr *) sein Amt mit der Direction des Winter'schen Opferfestes an, dessen Proben bereits unter Leitung des Musikdirector Benzon begonnen hatten. Vom Kurfürsten in wohlwollender, freundlichster Weise empfangen und aufgefordert, geeignete Vorschläge zur Hebung der Oper zu machen, bemühte er sich vor Allem, das Chor-, Orchester- und Sänger-Personal zu vermehren und zu verbessern; zu den bereits vorhandenen, ausgezeichneten Kräften, als Wiele (Sologeiger), Barnbeck (Vorgeiger) und Hasemann (erstem Violincellisten) wurden sein Bruder Ferdinand, sein ehemaliger Schüler Hauptmann, **) beide vortreffliche Geiger, gewonnen.

Die erste Oper, welche Spohr hier einüben ließ, war der Freischütz von Weber, dann sein eigenes Werk „Zemire und Azor." Der Freischütz war zuerst in Berlin gegeben worden; als Maria von Weber am 20. November bei Feige anfragte, ob man die Oper in Kassel geben wollte, ließ dieser sofort die Partitur bestellen, so daß sie schon am 4. Januar hier war. Weber erhielt alsbald

*) Ludwig Spohr, 1784 in Braunschweig geb., ward frühzeitig in der Violine ausgebildet; bald Kammer-Musikus beim Herzog von Braunschweig; 1805 Concertmeister in Gotha; 1813 Kapellmeister in Wien; 1815—17 auf einer großen Künstlerreise; 1817 Musik-Direktor in Frankfurt; starb 1859 als General-Musik-Direktor in Kassel.

**) Hauptmann, 1794 in Dresden geb., von 1822—1844 Violinspieler bei der Kapelle zu Kassel; 1845 Musik-Direktor an der Thomasschule zu Leipzig; ausgezeichneter Theoretiker und gediegener Componist.

100 Thaler Honorar nebst einem schmeichelhaften Schreiben Feige's.

„Der eigentliche hohe Werth," so lautete dieses, „eines jeden Meisterwerkes ist unbezahlbar und kann nur durch die Aufnahme desselben aufgewogen werden. Ich hoffe, im Stande zu sein, durch eine würdevolle Ausstattung mein Scherflein zu Ihrer Zufriedenheit beizutragen. Die Proben haben bereits begonnen. Der wackere Spohr (für dessen Besitz hinsichtlich Ihrer Empfehlung wir Ihnen noch den besten Dank abstatten) umfaßt Ihr Werk mit hoher Liebe. Demoiselle Canzi, eine höchst angenehme, talentvolle Sängerin, ist von mir für einen Aufenthalt bis Ostern gewonnen worden, um namentlich Ihrem Freischütz und Spohr's Zemire und Azor eine würdige Repräsentantin zu werden. An äußerem Glanz und scenischer Präcision soll nichts fehlen und so hoffen wir Ihr Werk dem hiesigen Theater-Publikum in dem Geiste vorzuführen, der ihm nicht abgehen darf, wenn sein hoher Werth empfunden und erkannt werden soll. Binnen 6 Wochen hoffe ich Ihnen melden zu können, daß Max auch hier den Königsschuß gethan und das Herz aus der Gunstscheibe des Publikums sich herausgeschossen habe."

Der berühmte Decorationsmaler Beuther, damals noch in Braunschweig, und den Feige auf seiner Kunstreise von da vergeblich loszureißen versucht hatte, war wenigstens zur Reparatur des Kasseler Theaters beurlaubt worden und malte somit auch für das hiesige Theater die Decorationen zum Freischütz; nur die Wolfschlucht wurde von einem Berliner Maler hergestellt.

Die einfache, tiefe Wahrheit des Ausdrucks, die gleichzeitige Lieblichkeit und Anmuth, die zaubersüßen Melodien, der gefällige, leicht faßliche, durchaus volksthümliche Charakter, mit dem sich ein ideales, schwärmerisch Erhabenes paart und sich wie ein Feengewand um die Kunstwerke webt und ihren romantischen Reiz erhöht — diese Vorzüge der Weber'schen Musik machten, daß der Freischütz, der zuerst in Berlin 1821 gegeben wurde, bald seinen Weg durch die ganze civilisirte Welt antrat.

Canzi,*) die gerade dahier gastirte und bei der Aufführung das Aennchen sang, gehörte zu den ausgezeichnetsten Sängerinnen, die deutsche Wärme und Empfindung mit italienischer Fertigkeit und Anmuth zu vereinen verstand. Der Tenorist Gerstäcker sang den Max, Fräulein Dietrich die Agathe, Häuser den Kuno, Berthold**) den Kaspar, List den Ottokar.

Man kann annehmen, daß durchschnittlich 40 Bühnen seit 1821 befähigt waren, den Freischütz zu geben und daß ihn jede jährlich mindestens zwei- bis dreimal aufführte, so daß eine Zahl von 5000 Aufführungen herauskommt. In Berlin hat derselbe wohl 250 Aufführungen erlebt. Der Freischütz war und ist ein Theaterstück für die Masse, weshalb sich jede, auch die geringste Bühne seiner be-

*) Canzi, geboren 1805 in Baden bei Wien, Schülerin von Salieri, wurde 1820 Opernsängerin in Wien; 1825 ward sie nach Leipzig, 1827 nach Stuttgart berufen; sehr berühmt; Ehren-Mitglied der Academia philharmonica in Bologna, Paris und London; 1830 in Stuttgart verheirathet mit Wallbach.

**) Der noch im besten Andenken stehende vorzügliche Bassist Berthold, als Pensionär lange Zeit in der Nähe der Kaffeemühle wohnend.

mächtigte; jede wandernde Gesellschaft hatte ihn auf dem Repertoire. Der Text von Fr. Kind steht unter den deutschen Operntexten, was Volksthümlichkeit der Auffassung, Gefälligkeit und Anmuth der Lieder und Romanzen betrifft, noch immer oben an. Weber starb in London im Jahre 1826, gerade an dem Tage, wo sein Freischütz aufgeführt werden sollte.

Der Freischütz machte die Reise durch die Welt; Professor Rossi übersetzte denselben in's Italienische; in Berlin ward er von einer italienischen Gesellschaft aufgeführt; Castil Blazi übersetzte ihn in's Französische, Oehlenschläger in's Dänische,*) Tegner in's Schwedische, Stiepaneck in's Böhmische, Boguslawsky in's Polnische, Cornwall Barry in's Englische; auch in's Russische und Holländische ward er übersetzt.

Der Freischütz wurde hier bei Abonnement suspendu drei Mal kurz hintereinander gegeben; den 25. Januar 1857 war er bereits auf hiesiger Bühne zum 106. Mal aufgeführt und zwar mit vollständig neuen Decorationen.

Die Bemühungen Spohr's, das schon damals aus Civil- und Militär-Musikern bestehende Orchester aus lauter Civilmusikern zusammenzusetzen, blieben fruchtlos; auch setzte er es nicht einmal durch, daß die Militair-Musiker, Mitglieder der Leibgarde-Musik, in Civilkleidern erscheinen durften, da Wilhelm II. allzusehr der Militär-Etikette huldigte. So blieb dieses buntscheckige Orchester, wie es Spohr nannte, bis zum Jahre 1832, wo der jetzige Kurfürst Mitregent ward.

*) In Kopenhagen war der Freischütz im Jahr 1861 bereits 100 Mal gegeben.

Vor Allem indeß entfaltete Spohr, der bereits durch die Opern „Alruna“, „der Zweikampf mit der Geliebten“ (in Hamburg aufgeführt) und insbesondere durch die geniale Schöpfung des von ihm als Kapellmeister beim Theater an der Wien componirten „Faust“ die Aufmerksamkeit in Deutschland bereits erregt hatte, in Kassel sein fruchtbares, weniger durch gewaltige Phantasie und Kraft dramatischen Stils, als durch ungewöhnliche lyrische Kraft und Innigkeit ausgezeichnetes Compositionstalent. Gleichzeitig durch seltene Tactfestigkeit des Dirigentenstabes und genaue Kenntniß aller orchestralen Instrumente ausgezeichnet, selber ein meisterhafter, in der Tiefe und Gewalt des Vortrags excellirender Violinist, konnte es ihm nicht fehlen, dem Wunsche Wilhelm's II. entsprechend, die Oper zu einer der glanzvollsten in ganz Deutschland zu erheben.

Rasch hintereinander setzte Spohr eine Reihe von Opern für die hiesige Bühne, die zum Theil eine weite Verbreitung finden sollten; im Sommer 1823 ward die bereits Ende 1822 December beendete Oper „Jessonda“ zur Gebnrtstagsfeier des Kurfürsten in Scene gesetzt; durch Zauber und Lieblichkeit lyrischer Ergüsse, durch wundervolle Harmonie ausgezeichnet, hatte diese Oper, sein Lieblingswerk, *) wie er selbst sagte, den rauschendsten Beifall im Gefolge, der bald an vielen Theatern Deutschlands wiederhallte (im folgenden Jahr ward sie bereits in Leipzig, 1825 in Berlin unter Direction Spontini's gegeben).

Den 23. März 1825 wurde das Kasseler Publikum schon wieder durch die neue Oper Spohr's „der Berggeist“ erfreut, die zur Feier der Vermählung der Prinzeß

*) Spohr's Selbstbiographie, 2r Band.

Marie mit dem Herzog von Sachsen-Meiningen glänzend inscenirt wurde;*) diese Oper, obwohl hier sehr günstig aufgenommen und bald in Leipzig, später zu wiederholten Malen in Prag gegeben, wußte sich indeß sonst keinen Eingang zu verschaffen; im Jahr 1827 ward „Pietro von Albano", 1830 der „Alchymist" aufgeführt, zwei treffliche Tongemälde, die indeß gleichfalls auswärts wenig Verbreitung fanden.

Spohr begnügte sich indeß nicht damit, dem Kasseler Theater eine glanzvolle Oper zu schaffen; von wahrem Kunststreben beseelt, war er auf's Eifrigste bemüht, der veredelnden Macht der Musik möglichste Verbreitung zu schaffen und ein allgemein musikalisches Leben in Kassel anzufachen. Er übernahm die Direktion der Winter-Concerte, die damals im großen Stadtbau-Saale stattfanden und bewirkte, daß der Ertrag derselben in die Unterstützungs-Kasse der Witwen und Waisen der Orchester-Mitglieder floß; Spohr selbst trat öfters als Sologeiger darin auf. Diese edle Einrichtung besteht noch jetzt; nur werden diese Concerte schon seit vielen Jahren im Theater gegeben und haben unter unserem jetzigen, ausgezeichneten Dirigenten Reiß, eine nie erlebte Blüthe erreicht, wovon noch jüngst das erste Winterconcert das redendste Zeugniß ablegte. Zur Erzielung eines wahren Kunstsinnes gründete Spohr auch den Cäcilien-Verein, eine aus Dilettanten bestehende Gesellschaft, die gleichfalls noch jetzt als Kasseler Gesang-Verein unter der Direktion von Reiß besteht.

*) Diese Feier war außerdem eine sehr brillante; ein Fest-Prolog von Hofrath Niemeyer leitete dieselbe ein.

Endlich verdanken wir dem großen Kunstenthusiasten Spohr die Gründung der Kirchen-Concerte, des einzigen, und darum so theuren Kleinods, das der nackten protestantischen Kirche von dem zauberreichen Glanz und Leben des katholischen Cultus geblieben.

Bei der ersten derartigen Aufführung strahlte die Kirche in zahllosen, nach dem Muster der Kreuzbeleuchtung in Rom angebrachten Flammen; das erinnerte noch zu viel an den katholischen Cultus und mußte daher in's Künftige unterbleiben; übrigens bestehen diese Charfreitags-Concerte noch heute unter der Leitung unseres Dirigenten Reiß. Das erste Oratorium, was Spohr zur Einweihung derselben aufführte, war seine großartige Schöpfung: „Die letzten Dinge", ein Werk, das hier einen großen Eindruck auf die gedrängte Zuhörerschaft und eine weite Reise in Deutschland, Holland, der Schweiz ꝛc. machte.

Das Sänger-Personal dieser Periode war gleichfalls ein ausgezeichnetes und zahlreiches. Schon bei Spohr's Amtsantritt waren der berühmte erste Tenor Gerstäcker und die erste Sopranistin Frl. Dietrich vorhanden; Feige stand bereits mit vielen ausgezeichneten Kräften in Unterhandlung und es konnte nicht fehlen, daß Spohr's Namen bald eine Menge neuer und tüchtiger Kräfte hieher zog.

Gerstäcker*), ein vortrefflicher Sänger und guter Darsteller, der als Othello, Nadori ꝛc. glänzenden Beifall erntete, Frl. Dietrich, erste Sopranistin, (Agathe, Elvira ꝛc.), Berthold, der berühmteste Bassist Deutschlands, (Caspar,

---

*) Samuel Friedrich Gerstäcker, leider schon frühzeitig erkrankend, starb 1825 in Kassel.

Mephisto, Rocco in Fidelio ꝛc.), die guten Baritonisten, Hauser (Figaro, Faust), und Pistor*), Demois. Roland, später Föppel**), im Jahre 1825 mit 1200, zuletzt mit 1800 Thalern engagirt, ein meisterhafter Sänger und Darsteller, Sabina Heinefetter, (1825 mit 18 Jahren als Primadonna auf Lebenszeit engagirt), eine imposante Gestalt mit klangvoller Stimme, Feuer und großem mimischen Talent, ehemalige Harfenistin, und berüchtigt durch ihr unruhiges bewegtes Leben***), der ausgezeichnete Tenorist Wild (hatte einen solchen Umfang in der Stimme, daß er den Don Juan singen konnte), Eichberger†), (1827

*) F. Pistor stammt aus der Waldau bei Kassel; Sohn eines Schullehrers; er endete unmittelbar nachdem er die Arie des Dr. Bartholo gesungen, im Garderobezimmer durch einen Schnitt in den Hals sein Leben; der Verdacht, daß seine Geliebte ihm untreu geworden und mit dem Violoncellisten Hasemann und einem Choristen auf vertraulichem Fuße gestanden, wird als Ursache dieser That bezeichnet.

**) Föppel, ein Liebling des Publikums, lebt noch jetzt, nachdem er einen zweimaligen Schlaganfall glücklich überstanden hat.

***) Sabina Heinefetter trat 1824 zuerst in Frankfurt als Opernsängerin auf; seit 1825 in Kassel, wo sie contractbrüchig und deshalb verfolgt wurde; im Jahre 1829 veröffentlichte sie in den »Journal des Debats« ein Rechtfertigungsschreiben ihres Contract- und Eidbruches, den sie als einen »serment forcé« bezeichnete; machte Reisen in Frankreich, Deutschland und Italien; 1835 sechs Monate in Dresden engagirt.

†) Joseph Eichberger, 1808 in Böhmen geb.; Studiosus; 1823 Tenorist in Wien; seit 1827 in Kassel; 1835 in Berlin und zuletzt in Königsberg engagirt; seit 1838 von der Bühne abgetreten.

engagirt), der mit dem Octavio im Don Juan debütirte, und andere bildeten ein ebenso zahlreiches, als vollendetes Sänger-Personal. Viele der Sänger wurden gleichzeitig im Schauspiel verwandt, wie Föppel, Demois. Roland 2c., und es herrschte dazumal noch nicht jener falsche, heutzutage zur Krankheit gewordene Ehrgeiz, nur in großen Rollen auftreten zu wollen. In diese Zeit fielen gleichzeitig, wie es auch beim Schauspiel der Fall gewesen, häufige Gastspiele. Demoiselle Canzi, die ausgezeichnete italienische Sängerin, sang in Spohr's „Zemire und Azor“ die Zemire; der Tenorist Cornet*) und dessen Verlobte, Demoiselle Kiel, beide vom Theater zu Braunschweig, gaben hier lange Zeit Gastrollen; ersterer vertrat den frühzeitig kränkelnden Gerstäcker, zuerst bei der ersten Aufführung von Spohr's „Berggeist“; Demoiselle Kiel spielte gleichfalls zuerst in dieser Oper, zuletzt 1825 im Freischütz; im Jahr 1825 trat Wild, erster Tenor und bald engagirt, als Othello, Don Juan 2c.**) auf; im Jahre 1828 ließ sich die Frl. Seidler aus Berlin, eine schöne Dame mit fein gebildetem Vortrag als Rosine, Rezia 2c. bewundern; ferner Forti aus Wien, (der 1825 den Faust spielte); Demoiselle Schweizer, (Agathe, Donna Anna), Berthold, Sänger und Schauspieler, nicht zu verwechseln mit dem berühmten Bassisten Berthold, mit dem er gleichzeitig auftrat. Im Jahr 1829 finden wir

---

*) Cornet, 1797 in Tyrol geboren; studirte die Rechte; seit 1817 Opernsänger in Baden, dann in Paris und Wien; darauf 6 Jahre am Theater in Braunschweig; 1826 in Hamburg engagirt.

**) Siehe Seite 381, Zeile 11.

abermals viele Gäste auf unserer Bühne, als Albert vom Theater zu Hamburg, Demoiselle Greis vom Theater zu Aachen ꝛc. Im Jahr 1830 steigerte sich der Gastrollen-Cyclus nochmehr, indem an 14 Sänger und Sängerinnen hier spielten; wir erwähnen darunter den Tenoristen Grill vom Hoftheater zu Hannover, der als Max im Freischütz ꝛc. auftrat; die Demoiselle Bamberger, vom Hoftheater zu Berlin, die als Rosine, Myrrha, (Winters unterbrochenes Opferfest) gastirte; die bedeutende Altistin Madame Cornega, eine Schülerin von Salieri, die eine solche Tiefe besaß, daß sie Tenor-Partien ertragen konnte; (beide wurden an der hiesigen Bühne alsbald engagirt;) den Tenoristen Rosner*), vom Theater zu Amsterdam, der nach seinem Gastspiel, als Georg Brown in der „weißen Frau", Almaviva, Max und Othello, sowie die frühere erwähnte Demoiselle Kiel, die Ende des Jahres 1830 zum zweiten Mal hier gastirte, für die Bühne gewonnen wurde.

Wir sehen, es fehlte nicht an einem ebenso zahlreichen, als ausgezeichneten Sängerpersonal, um jede Rolle glänzend zu besetzen und ein ebenso vielfältiges, als gutes Repertoire zu ermöglichen. Dies konnte um so leichter geschehen, als es damals noch Sitte war, daß Schauspieler, selbst ersten Ranges, in kleinen Gesangs-

*) Rosner, 1806 zu Weitzen in Ungarn geboren, und ursprünglich dem Kaufmannsstand bestimmt, trat zuerst als Opernsänger auf der Leopoldstädter Bühne zu Wien auf; ward bald Mitglied der Hof-Oper und 1823 in Amsterdam engagirt; 1825 in Braunschweig; seit 1830 der Kasseler Bühne angehörig, von wo er später nach Stuttgart und schließlich Darmstadt ging.

rollen, selbst im Chor und umgekehrt die besten Sänger im Schauspiel mitwirkten; der Heldendarsteller Gerlach verschmähte es nicht, den Kommandanten in Cherubini's Wasserträger zu spielen; welcher greller Contrast gegen die Jetztzeit, wo die Sänger, von falschem Ehrgeiz geleitet, der Intendanz stets Schwierigkeiten bereiten, wenn sie in kleinen Gesangspartien auftreten sollen, geschweige denn es vollends unter ihrer Würde halten, eine Nebenrolle im Schauspiel zu übernehmen; der Egoismus des Schauspielerkreises, auf den wir oben hingedeutet, tritt damit so recht zu Tage und äußert sich vornehmlich auf den mittleren Bühnen; das Ensemble muß dadurch immer mehr leiden, dessen Rückschritt mit dem Verfall der künstlerischen Moral, des Gemeinsinns Hand in Hand geht.

Dem Orchester fehlte es nicht minder an ausgezeichneten Kräften; jeder Verlust ward alsbald ersetzt. Der oben bereits erwähnte Barnbeck war Concertmeister bis zum Jahre 1836, wo er an einem Schlagflusse starb; an seine Stelle trat der ebenso tüchtige Kammermusikus Wiele, der über diese Periode hinaus dem Theater erhalten blieb bis zum Jahre 1845, wo der junge Bott, Spohr's Liebliegsschüler, diese Stelle interimistisch und im Jahre 1849 definitiv erhielt.

Auch für glänzende Ausstattung der Oper, vorzugsweise in dieser Zeit Liebling der Höfe und des Publikums, war hinlänglich gesorgt; Primavesi, der berühmte Decorationsmaler ward im Jahre 1821 an der hiesigen Bühne mit jährlich 1200 Thaler Gehalt angestellt; 1824 wurde ihm sein Sohn mit 200 Thaler Gehalt, wie es scheint, als Assistent beigegeben; im Jahre 1825

trat noch Beuther, den wir bereits oben erwähnt, hinzu (1400 Thaler Gehalt) und so konnte der Kurfürst mit Recht sagen „und freuen sich Königliche Hoheit an ihm und Primavesi die zwei geschicktesten Maler zu haben“. Beuther war besonders im architectonischen Theil berühmt und verblieb unserer Bühne bis zum Jahre 1846, wo er starb. In den von beiden Malern geschaffenen Decorationen besitzt unser Theater Kunstschätze, die bis jetzt noch nicht übertroffen sind.

Als Maschinist war bis zum Jahre 1827 Girandoni angestellt; an seinen Platz trat der berühmte Roller, der bis zum Ende des Jahres 1830 hier blieb. Roller ging von hier nach Petersburg, wo er noch lebt und mit dem Rufe eines berühmten Maschinisten gleichzeitig den eines geschickten Schuldenmachers genießt.

Der Opernglanz war zum Theil ein übermäßiger und hat manche Summe Geldes verschlungen, die besser hätte verwandt werden können.

Unter solchen Verhältnissen konnte es nicht fehlen, daß das Repertoire und die Aufführungen der Opern das Schauspiel überstrahlten und diese den eigentlichen Mittelpunkt jener Glanzperiode bildeten, zumal die Oper schon an und für sich, durch ihren musikalischen Zusammenhang vor einem Verfall des Ensembles gesichert, insbesondere unter dem mit seltener Festigkeit geführten Tactstock Spohr's und dessen alleiniger, unumschränkter Regie vor vielen Gefahren verschont blieb, denen das Schauspiel nicht entgehen konnte. Das Repertoire dieser Zeit war im Allgemeinen ein ebenso mannigfaches als vortreffliches; indeß läßt sich nicht hin-

wegleugnen, daß auch die Oper in mancher Hinsicht den gehegten Erwartungen nicht entsprach und sich auch in dieser Hinsicht, wenn auch weniger wie im Schauspiel, sich ein überreizter, erschlaffter Zeitgeist wiederspiegelte, der das sinnlich Berauschende lieber gewann, als den wahren poetischen Geist.

Gluck, das Muster einer schönen Einfalt und wahren dramatischen Ausdrucks, mußte von dem Repertoire dieser Periode verschwinden; das Publikum ergötzte sich mehr an den leicht und schlüpfrig fließenden Melodien; die Sänger zogen die gefälligeren Coleraturen vor, weil sie darin mehr die Biegsamkeit der Stimme hören lassen und leichter einen Effect erzielen konnten. Spontini, mit dessen Vestalin das neue Hoftheater eröffnet wurde, der durch reiche, harmonische Figuration, durch echt italienisch-sinnliche Melodik den dramatischen Styl der Musik seiner Zeit gemäß umgestaltete, Rosini's bezaubernde, entflammende Melodien waren es, die besonders Kasse machten. Indeß auch Mehul, Cherubini, die in ihren Werken fast ganz auf deutschem Boden stehen und von denen Jener die Gluck'schen Principien festhielt, Dieser die Haydn-Mozart'sche Musik seinem Schaffen zu Grunde legte, wurden gegeben; Mozart, der auf dem Gebiete der Oper durch Entwickelung des innern dramatischen Ausdrucks und der feinen psychologischen Charakteristik das Höchste leistete, stand über 60 Mal auf dem Theaterzettel; seine genialen Schöpfungen, Don Juan, Zauberflöte, Titus, Figaro's Hochzeit, Entführung aus dem Serail wurden mit großem Eifer gehört; Beethoven, Haydn, die mit Mozart eine Richtung, einen Ton anschlugen, der noch

in den lyrischen Compositionen unserer Tage widerhallt, wurden gleichfalls gepflegt; Haydn's Schöpfung ward mehrmals Abends im Theater aufgeführt. Weber, den wir oben bei Gelegenheit seines Epoche machenden Werkes „Freischütz“ besprochen haben, stand nach Rosini und Mozart am häufigsten auf dem Repertoire; Boieldieu, der zwar nicht jene Tiefe wie Cherubini und Mehul erstrebte und erreichte, bei dem sich aber immerhin noch eine gewisse, psychologische Treue und dramatische, den Italienern fehlende Wahrheit findet, und Auber, dessen Werke, obwohl der neu-italienischen Richtung angehörend, sich doch durch größere dramatische Lebendigkeit vor denen der gleichzeitigen Italiener auszeichnen, wurden gleichfalls häufig auf der Bühne repräsentirt. Dann folgten Winter und Weigel, die in ihren Stücken ein Gemisch von italienischer Musik und volksthümlichen Singspielen brachten; letztere waren durch Himmel vertreten, dessen „Fanchon“ rc. beliebt waren. Daß Spohr's Opern mit am meisten das Repertoire zierten, haben wir bereits oben angeführt; von Lindpaintner ward „Sulmona“, der „Vampyr“, von Kreutzer Libussa einige Male gegeben.

Meyerbeer, der die eigenthümliche Musik-Anschauung der deutschen, italienischen und französischen Meister zu einem Tableau vereinigt und die bereits angebahnte, sogenannte große Oper vollständig ausführte, ward zuerst im Jahre 1828 mit „Die Kreuzritter in Egypten“ dem hiesigen Repertoire einverleibt; es fand diese Oper den 28. Juli zur Geburtstagsfeier des Kurfürsten statt.

Außer den Genannten enthalten die Zettel dieser Periode noch eine Reihe von Opern und Componisten, die heutigen

Tages ziemlich vom Repertoire verschwunden sind, als: Paër, der Vorläufer der Rossini'schen Oper, Nicolo, Isouard, der im Vaudeville-Stil schrieb und Fesca, einer werthlosen Virtuosenrichtung angehörend, wie Schneider, Warnitzky, die gleichfalls gegeben wurden; ferner die italienischen Kirchen-Componisten Nicolo Piccini und Giuseppe Sacchini; endlich müssen wir den oben berührten Hauptmann erwähnen, dessen „Mathilde", große tragische Oper, gegeben ward.

Alle Opern gingen bei glänzender Besetzung und prachtvoller scenischer Ausstattung über die Bretter und wir würden heutigen Tages uns vergeblich nach einer solchen Opernpracht umsehen; daß nicht gleichzeitig, wie auf vielen Bühnen dieser Zeit, besonders in Wien, ein großartiges Ballet mit der Oper verbunden war, können wir nur als ein Glück ansehen, da ein solches noch mehr Geld verschlungen hätte und zwar auf Kosten des Schauspiels, das von der Oper nicht getrennt war. Indeß ging auch in dieser Hinsicht das damalige Publikum nicht leer aus, indem die Familie Kobler im Jahre 1828 zwei Monate große Balletvorstellungen gab, wie den „Raub der Zemira", heroisches Ballet in einem Aufzug mit militärischen Evolutionen, Contretänzen und Combattements. Ende des Jahres 1829 gastirte hier der Solotänzer vom Hoftheater zu Berlin, Hoguet, mit einem Balletpersonal.

Von Virtuosen, die gleichfalls in dieser Periode Amusement und Abwechselung auf das Theater brachten, müssen wir besonders Paganini erwähnen; Paganini, eine gewaltige Erscheinung auf der Violine, der Gipfelpunkt der in jener Zeit herrschenden Virtuosität, der diese zu

einer wahren künstlerischen, genialen Sphäre erhob, gab in Kassel im Jahre 1830 zwei Concerte, die trotz der hohen *) Preise sich eines so dicht gedrängten Publikums erfreuten, daß das Orchester 2c. mit zum Zuschauerraum verwendet wurde.

Wenden wir uns von der Oper zum Schauspiel, so finden wir auch hier ein ebenso reichhaltiges, als glänzend besetztes Repertoire; auch im Schauspiel glänzten damals die ersten Größen Deutschlands auf der hiesigen Bühne; die Gesammtleistungen überragen die unserer Zeit bei weitem, indeß läßt sich hier noch weniger als in der Oper eine Täuschung hinwegleugnen und ist mit der Bezeichnung „Glanzperiode" eine gewisse Vorsicht von Nöthen, wenn das Repertoire im Einzelnen verfolgt und geprüft wird.

Kotzebue, jenes fruchtbare, aber nichts weniger als poetische Talent, der keine Berühmtheit neben sich sehen konnte, kein Mittel, und sei es auch das unsittlichste, scheute, um sich ein großes, die amüsirende Gedankenlosigkeit liebendes Publikum zu schaffen, war in dieser Periode so recht in seinem Element; er beherrschte hier wie auf andern Theatern dieser Zeit die Bühne, deren Effecte er kannte, wie sich selbst; sein Verflachungsweg mit den Original- und Uebersetzungs-Lustspielen war die Lieblingspromenade des damaligen Publikums; sein Name stand unzählige Mal auf den Theaterzetteln; in der Zeit vom 1. August 1822 bis 1. März 1823 gingen mehr

*) Erster Rang 2 Thlr. Zweiter Rang und Unterlogen 1 Thlr. 8 Gr. Sperrsitze und Orchester 1 Thlr. 16 Gr. Parquet 1 Thlr. Dritter Rang (Gallerie) 16 Gr.

als 30 seiner Stücke *) über die Bretter; seine Possen, unter denen sich die erträglichsten Sachen finden, als „die deutschen Kleinstädter“, „der Wirrwarr“ 2c. sowohl als die jammervollen Rührstücke, wie „Menschenhaß und Reue“ überstürzten sich förmlich, um das Publikum in Thränen und Lachen zu versetzen. Neben Kotzebue genossen die platten, wässerigen, aber doch wenigstens das sittliche Gefühl verschonenden Familien- und Rührstücke Iffland's die meiste Autorität; seine Stücke, von denen heutzutage nur einzelne, wie die „Jäger“ dem Repertoire erhalten sind, gingen sehr häufig über die Bühne; nach ihm kamen Holbein, Lebrun, Clauren u. A., deren Stücke freilich weniger, aber als genaue Copien Kotzebue's, noch häufig genug gegeben wurden; der seichte Ziegler und Bretzner, Frau von Weißenthurn 2c. erhielten sich, wie in der früheren Periode, auf dem Repertoire, ebenso Klingemann. Eine Menge französischer Uebersetzungen von Castelli, Hell 2c. füllten das Repertoire; das französische Melodrama, das wir bereits in voriger Periode erwähnt und bei dem die begleitende Musik gleichsam das Ungeheuere, Nervenerregende versinnlichen und verstärken mußte, eine Gattung von Dramen, in denen es nur auf Effecte ankam, wurde noch häufig gegeben; besonders beliebt waren „die beiden Galeerensclaven“ von Angely. **)

Indeß finden wir neben diesen schlechten Stücken nicht minder ein klassisches Repertoire; insbesondere war es Schiller, dessen „Maria Stuart“, „Braut von Messina“,

*) Kotzebue schrieb über 200 dramatische Stücke.

**) In einer völlig verunglückten Bearbeitung später von J. Bott als Text zu dessen Oper „Der Unbekannte“ benutzt.

„Wallenstein's Tod", „Wilhelm Tell", „Phädra" nach Racine, „Don Carlos", „Wallenstein's Lager" häufig vorgeführt wurden; neben Schiller finden wir auf dem Repertoire: Göthe („Egmont", „Clavigo", „die Geschwister"), Lessing („Minna von Barnhelm", „Nathan der Weise", „Emilie Galotti"), dann Körner („Zriny", „Hedwig" ꝛc.), Kleist („Käthchen von Heilbronn", „der zerbrochene Krug", „Prinz Friedrich von Hessen-Homburg"), Oehlenschläger, dessen zu den trefflichsten, in deutscher Sprache geschriebenen Dichtungen gehörendes Trauerspiel „Correggio" häufig gegeben ward, lauter Meister, die ebenso ausgezeichnete als nationale Dramen schufen und die, Oehlenschläger ausgenommen, sich auf dem Repertoire bis jetzt erhalten haben. Von den Dichtern, die in dieser Periode lebten und wirkten und trotz ihrer Mängel das Repertoire nicht zu dessen Nachtheil beherrschten, müssen wir Grillparzer nennen. Grillparzer's*) „Ahnfrau" und „Sappho", letztere eine Dichtung von Bedeutung und Schönheit, wurden häufig gegeben; Raupach, der beinahe zwei Decennien das deutsche Repertoire beherrschte, ward gleichfalls in dieser Periode dem Repertoire einverleibt; seine „Schleichhändler", „Isidor und Olga" ꝛc. wurden häufig gegeben; seine Lustspiele sind noch heute an manchen Theatern beliebt.

Shakespeare endlich, der größte aller dramatischen Dichter, der mit fein psychologischer Entwickelung der Charaktere zugleich das sinnliche Element der Kunst verbindet und dem vor Allem neben Schiller und Göthe

*) Lebt noch jetzt als Archivdirector in Wien.

ein ständiger Platz auf dem Repertoire eingeräumt sein müßte, sofern dieses den wahren Kunstforderungen genügen soll, ward während dieser ganzen Periode mehr als stiefmütterlich behandelt. „Der Kaufmann von Venedig“, worin Seydelmann als Shylok in seltener Höhe prangte, „Romeo und Julie“, „Hamlet“ und „König Lear“ sind die einzigen Stücke, die wir auf den gesammten Theaterzetteln dieser Zeit finden; dazu wurden sie nur vier Mal in der Uebersetzung von Schlegel vorgeführt, die doch ohne Zweifel für alle, nicht an verdorbenem Geschmack erkrankten Zeiten bis jetzt die allein wahre und mustergültige ist; die übrigen 28 Aufführungen brachten Shakespeare in den argen Verstümmelungen von Holbein und schlechten, den Dichter geradezu trivialisirenden Bearbeitungen und Uebersetzungen von Schröder und Deinhardstein.

Das Theater, das in dieser Periode zum ersten Mal nach einem Leben voller Unruhe und Bewegung, in dem es beständig, wie ein Schiff auf den Wogen der See, hin und her getrieben wurde, gerade in dem Momente, wo es auf der Höhe seiner Entwicklung sich selbst zu zerstören drohte, in den längst ersehnten Hafen der Ruhe und Sicherheit aufgenommen und zu nie erlebter Pracht erhoben wurde, sollte schon nach 9 Jahren von Neuem eine, wenn auch vorübergehende Störung erleiden.

Diesmal war es nicht, wie wir so oft im Verlauf unserer Entwickelungsgeschichte des Theaters gesehen, ein Wechsel der Regierung, der einen entscheidenden Einfluß auf dasselbe ausübte; es war die Revolution, die ungemacht, ungekünstelt, wie ein großes Ereigniß der Natur,

über Nacht die gesammte menschliche Gesellschaft aus den Fugen reißt und so auch den Tempel der Muse, der mit ihr nichts zu schaffen hat, nicht ungerüttelt, unverschont läßt. Der Abend des 16. Septembers, der gerade das Raupach'sche Lustspiel „Den Zeitgeist" brachte, gab das erste Signal zum Ausbruch der Unruhen. Zwar sollte der Sturm der Revolution rasch, wie er gekommen, wieder verrauschen, ja sie sollte uns sogar musikalische Genüsse bereiten, indem zur Feier der verheißenen neuen Verfassung am Abend des 15. Septembers eine brillante, gleichsam von der allgemeinen Begeisterung getragene Festvorstellung des „Barbiers von Sevilla" *) und am 19. Sept. zur Feier der einberufenen Stände auf Befehl der Regierung ein festlicher Kirchengesang des Cäcilien-Vereins mit Begleitung des Orchesters stattfand, wozu die von Spohr componirte Cantate: „Die Befreiung Deutschlands" und das weltberühmte Halleluja aus Händel's „Messias" gewählt wurden; — indeß sollten bald ganz unerwartet mit und nach der Revolution für das Theater Verhältnisse und Gefahren auftreten, die dasselbe unterbrachen und gänzlich zu zerstören drohten, und deren Schilderung uns auf ein neues Kapitel verweist.

*) Die ursprünglich angezeigte Vorstellung „Die Ahnfrau" ward auf Wunsch der hiesigen Bürger, die bei einem so freudevollen Ereigniß kein so trauriges Stück sehen wollten, geändert; das alsdann annoncirte „Fest der Handwerker" mißfiel gleichfalls, weil darin eine Frau einem Manne eine Ohrfeige gibt; es ward daher schließlich der „Barbier von Sevilla" gegeben.

Achtes Kapitel.

1830 — 1846.

Neue Versuche, das Theater in Pacht zu geben. Feige. Unruhen. Kurprinz Mitregent. Ausschreiben zur Verpachtung des Theaters; Schließung desselben. Concerte. Bethmann'sches Interimistikum. Wiedereröffnung des Hoftheaters. Personal des Schauspiels. Schenk, Quanter, Koch &c. Jean Bott. Spohr. „Der Matrose". „Der Zweikampf mit der Geliebten". „Die Kreuzfahrer". Opern-Personal. Föppel, Dams &c. Gäste. Wild. Repertoire des Schauspiels. Kotzebue. Raupach. Birchpfeiffer. Repertoire der Oper. „Der fliegende Holländer". „Robert der Teufel". Bellini. Donizetti. Ole Bulle. Liszt. Pott. Theater-Regie. Intendant v. Heeringen.

Wilhelm II., der kunstsinnige Fürst, dem wir den Glanz der vorigen Theaterperiode verdanken, hatte bereits im December 1830 den Gedanken gefaßt, mit dem Theater eine tiefgreifende Veränderung und Umgestaltung vorzunehmen. Kaum war am 9. Januar 1831 dem Kurfürst zur Feier der verkündeten Verfassung von der Kapelle unter Spohr's Leitung ein wundervolles Ständchen gebracht, als von Wilhelmsbad aus, wohin der Kurfürst sich begeben hatte, der Befehl eintraf, das Theater wieder in ein nationales unter Kurfürstlicher Intendanz zu verwandeln.

Der General-Director Feige selbst wurde von diesem unerwarteten Befehl auf's Lebhafteste betroffen; die Garderobe, Coulissen und sonstigen Utensilien des Theaters, so schwer sie auch wogen, fortzuschaffen und zu verkaufen, war ein Leichtes; wie aber sollte er plötzlich die contractlich engagirten Mitglieder des Hoftheaters los werden; die nicht rescribirten und daher ohne Weiteres zu entlassenden Mitglieder belagerten flehend und bittend seine Schwelle; die Inhaber allerhöchster Rescripte widersetzten

sich mit aller Energie und ernstlichen Drohungen. In der Stadt regte sich die lebhafteste Sympathie mit den plötzlich außer Thätigkeit und Brod gesetzten Schauspieler-, Sänger-, Choristenfamilien ꝛc.; mit dieser Sympathie für Jene mischte sich das persönliche Mißvergnügen, sich des Theaters, der Zierde der Residenz, der abendlichen Amüsements plötzlich beraubt zu sehen; der Unmuth konnte nicht länger zurückgehalten werden; es konnte nicht fehlen, daß ernstliche Aufregung und wilde Unruhe unter fast allen Bewohnern Kassel's ausbrach, zumal die Revolutionsstürme noch forthallten; die Aufregung nahm in so bedenklichem Grade zu, daß man das Aeußerste befürchten mußte; da erschien eine beruhigende Proclamation des Ministeriums; das Theater sollte nicht, wie man geargwöhnt und befürchtet, aufgelöst, sondern nur entsprechend der mit den Ständen *) vereinbarten Dotationssumme von 21,000 Thlr. reducirt werden.

Die mit Erledigung dieser Angelegenheit beauftragten Beamten, Feige und Ober-Hofintendant Vogel machten daher geeignete Vorschläge zur Verminderung des Schauspiel- ꝛc., Spohr zur Einschränkung des Orchester-Personals; indeß stieß man auf mancherlei Hindernisse; die

*) Mit der Ertheilung der Constitution trat eine Trennung von Staats- und Hofkasse ein; bei den Verhandlungen über die Dotation des Kurfürstlichen Hofes wurden 21,000 Thlr. zur Erhaltung des Theaters, das somit dem Fürsten ganz überlassen wurde, verwilligt. Diese Summe genügte aber nicht zur Erhaltung des Theaters und mußten daher zur Deckung des Uebrigen jährlich circa 15—18,000 Thlr. aus der Hofkasse zugeschossen werden.

auf längere Zeit engagirten Mitglieder, als Rettich, Rosner, Eichberger, Föppel, Frl. Bamberger und Frl. Mayer wollten sich nur gegen eine hohe Summe abfinden lassen und erhoben, als die Auszahlung ihrer Gagen unterblieb, gegen Feige eine Klage beim Gericht, das Execution ergehen ließ; Feige war daher in einer Verlegenheit, die ihn fast zur Verzweiflung führte.

Da bekam Kassel die Nachricht, daß das Hoftheater als solches mit den bisherigen Zuschüssen bis zu Ostern 1832 unverändert fortbestehen, bis dahin aber die Regelung und Ordnung der Angelegenheit zum Austrag gebracht sein solle. Diese Nachricht ward mit unbeschreiblicher Freude sowohl von den einzelnen so hart betroffenen Theaterfamilien, als von der gesammten Einwohnerschaft begrüßt.

Der Kurfürst hatte seit März 1831 seinen Aufenthalt in Hanau genommen; einer Deputation von Kassel aus gelang es, ihn zur Annahme seines Sohnes, unseres jetzigen Kurfürsten, als Mitregenten, zu bewegen. Da dieser bereits im October 1831 hier eintraf und während der Abwesenheit des Kurfürsten die Regierungsgewalt ausschließlich inne hatte, so knüpfte sich Angesichts seiner Vorliebe für das Theater an dieses mit Freuden begrüßte Ereigniß zugleich die Hoffnung, jenes in seinem Bestande erhalten zu sehen. Er war auch kaum in Kassel angelangt, als sofort Feige und Spohr zu Vorschlägen über Erhaltung des bisherigen Theaters unter Berücksichtigung möglicher Ersparnisse aufgefordert wurden. Indeß convenirten die von Beiden gemachten Vorschläge nicht; es ward daher das Theater den 15. April 1832 geschlossen und zur

Verpachtung ausgeschrieben. Allen Sängern, Schauspielern, der gesammten Kapelle 2c. ward gekündigt, sofern sie nicht Contracte und Rescripte auf längere Zeit hatten; die letzteren wurden ersucht, ihre Stellen gegen eine Entschädigung aufzugeben; da Spohr diesem Ersuchen ein „Nein“ entgegensetzte, so schlossen sich die Uebrigen ihm an; die Kapelle ward somit fast vollständig in ihrem bisherigen Bestande erhalten; die beiden Decorationsmaler Beuther und Primavesi, von dem Opernpersonal Rosner, dessen Frau erste Sängerin war, und Föppel (jener mit 3000, dieser mit 1600 Thlr. engagirt) blieben gleichfalls der Bühne erhalten.

Die Theater-Direction, welche dem Entrepeneur vorgesetzt sein und die eigentliche Leitung in Händen behalten sollte, wurde aus dem damaligen Oberhofmarschall, Graf von Hessenstein, Generaldirector Feige und Kapellmeister Spohr zusammengesetzt und die von ihr aufgestellten Vorschläge und Bedingungen, zu denen der künftige Entrepreneur sich verpflichten sollte, fanden Genehmigung.

Es meldeten sich bald mehrere Directoren und Schauspieler um die Entreprise, als Graf von Hahn, damals Director des Königsberger Theaters, Elsholtz in Frankfurt a. M., der damals in Wien engagirte, früher unserer Bühne angehörige Schauspieler Ferdinand Löwe und endlich Joh. Baptist von Zahlhas, der damals mit einer Gesellschaft, darunter seine vierzehnjährige Tochter, Gastrollen in Deutschland gab; indeß konnte man keine Einigung mit ihnen erzielen, ebenso wenig als mit dem Schauspieldirector Pichler; sie machten sämmtlich geltend, daß ohne Geldzuschuß, durch die blose Einnahme

des Publikums, die jährlich nur circa 19,000 Thlr. betrug, kein Theater mehr unterhalten werden könne.

So trat denn abermals für das Theater eine theatralische Sandsteppe, eine Leere ein, die um so mehr gefühlt ward, als der kaum erlebte Glanz noch im frischen Andenken war. Die Räume, deren prachtvolle Decorationen Zeugniß von der Größe und dem Aufschwung des Theaters ablegten, standen unbenutzt; Spohr, die erwähnten Decorationsmaler und drei Mitglieder des Opernpersonals, die insgesammt über Ostern hinaus contractlich engagirt und rescribirt waren, bezogen ihre hohen Gagen fort, ohne im Theater verwendet zu werden; vergeblich suchte man die allgemeine Mißstimmung, die sich der kunstliebenden Kasselaner mehr denn je bemächtigt, durch eine Reihe von Winter-Concerten im Stadtbau-Saale unter Spohr's Leitung und Mitwirkung der zurückgebliebenen Sänger zu heben; ja das Publikum war in diesen Concerten spärlich vertreten, aus Zorn darüber, daß der Ertrag derselben nicht mehr wie früher in die Unterstützungs-Kasse der Orchester-Mitglieder fließen sollte; das entlassene Chorpersonal gab ebenfalls 12 Abonnements-Vorstellungen. Das Alles indeß half wenig oder gar Nichts, um die herrschende Leere auch nur einigermaßen zu bekämpfen.

Da fand sich endlich der gerade in Meiningen mit einer reisenden Schauspieler- und Sängertruppe, die zu den besten der Art gehörte, anwesende Theaterdirektor Bethmann bereit, vier Monate des Jahres, wöchentlich vier Vorstellungen, auf hiesiger Bühne zu geben; derselbe machte sich verbindlich, die aus Hessenstein, Vogel, Spohr und dem Generaldirector Feige zusammengesetzte Theater-

Direction anzuerkennen; dagegen ward ihm das Theater sammt Decorationen, Orchester und den noch im Engagement befindlichen Sängern zc. zur Verfügung gestellt, und die Erlaubniß ertheilt, während der Messe täglich zu spielen. Bethmann traf am 1. März 1833 hier ein und die Eröffnung *) des Theaters ward lebhaft begrüßt und die erste Vorstellung „der Freischütz" mit großem Beifall aufgenommen; das Repertoire ward von Spohr für die Oper, von Feige gemeinschaftlich mit Bethmann für das Schauspiel bestimmt.

Aus der Zeit des Bethmann'schen Interimistikum ist leider wenig bekannt; acht Theaterzettel, die wir der Güte des Herrn Dr. und Bibliothekar Bernhardi, verdanken, bilden die einzige Hinterlassenschaft; den 21. Mai ward „Fra Diavolo" von Auber gegeben, in dem die Titelrollen von Rosner, Lord Kookburn, ein reisender Engländer von C. Bethmann, der ein Verwandter des Directors B. Bethmann gewesen zu sein scheint, gespielt; außerdem ward Figaro's Hochzeit und der bereits erwähnte Freischütz, worin Frl. Meißelbach als Agathe auftrat und Herold's Zampa gegeben; von den übrigen Stücken erwähnen wir Raupach's „Zeitgeist", der „Nasenstüber", „der Platzregen als Eheprokurator", Holtei's „Wiener in Berlin", „Richard's Wanderleben" von Kettel, „Pfeffer-Rösel" von Charlotte Birchpfeiffer, Iffland's „Spieler", Kotzebue's „häuslicher Zwist", „der

*) Die Bethmann vorgeschriebenen Preise lauteten: Fremden-Loge 1 Thlr. Erster Rang 18 gGr. Sperrsitz 16 gGr. Zweiter Rang und Unterloge 12 gGr. Parquet 8 gGr. Amphitheater 6 gGr. Gallerie 3 gGr.

Bauer als Millionär" von Raimund, worin der jetzige Theater-Inspektor Stübecke den Milchbruder „Neid" spielte, das „Donauweibchen" von Kauer. Der Schauspieler Jenke, der dem späteren Hoftheater zutrat, wirkte in den meisten Stücken mit und zählte zu den besten Kräften des Schauspiels. Daß Bethmann mit der Einnahme von Seiten des Publikums indeß befriedigt gewesen sein muß, geht daraus hervor, daß er erst um einen Monat Verlängerung (er war ursprünglich nur für drei Monate engagirt) und dann um weiteres Engagement für die Wintermonate nachsuchte. Während des Bethmann'schen Interimistikum gab das entlassene Chor- und Schauspielpersonal des früheren Hoftheaters Vorstellungen in Münden (Hannover).

Indeß war man bereits von dem Versuch, das Theater, das kaum festen Fuß gefaßt hatte, wieder zu einem Asyl wandernder Schauspieltruppen zu machen, längst zurückgekommen; ja es scheint als ob der Kurprinz, der der Pflege des Theaters und der Musik sehr zugeneigt war, nur aus Pietät und Rücksicht gegen den Kurfürsten und Vater, dessen Entschluß ausführte, und bald möglichst wieder das Theater als Hoftheater im alten Glanze herzustellen bedacht war. Noch ehe dessen Eröffnung erfolgte, wurden bereits Engagements-Unterhandlungen gepflogen und insbesondere der Tenorist Dams für die hiesige Bühne gewonnen. Nach einem kurzen Interregnum sollte bereits am 10. Novbr. 1833 die Eröffnung des Hoftheaters mit „Fra Diavolo" erfolgen, das bis auf den heutigen Tag keine Unterbrechung wieder erlitten hat. Das Theaterpersonal hatte gleich nach der Eröffnung

gute Kräfte in der Oper, wie im Schauspiel aufzuweisen; die vorhandenen Lücken wurden rasch ausgefüllt — und es prangten bald wieder Namen auf den Theaterzetteln, die denen der vorigen „Glanzperiode“ zum Theil würdig zur Seite standen.

Das Schauspiel-Personal war größtentheils neu zusammengetreten; ein Theil noch aus der Bethmann'schen Zeit vorhanden. Wir nennen vor Allem: Schenk, der sich durch ein sorgsam ausgebildetes, richtig treffendes Talent auszeichnete und später als Helden-Darsteller, eine Zierde des Immermann'schen Theaters in Düsseldorf ward; Quanter, der treffliche Character-Darsteller, spät r in Dresden berühmt, wo er noch jetzt, fast völlig erblindet, lebt *); der berühmte, vor Kurzem in Dresden verstorbene Komiker Julius Koch; Häser, früher in Oper und Drama gleichzeitig verwandt, noch jetzt besonders in komischen Rollen außerordentlich beliebt, und als Lieder-Componist geschätzt; der als jugendlicher Liebhaber Ende 1833 engagirte Mons; Sänger und Schauspieler Birnbaum (1834 engagirt), als burlesker Komiker lange Zeit eine beliebte Persönlichkeit und später Regisseur; Fr. Ahrens (seit 1833), als Liebhaberin und Heldin ausgezeichnet; Franke (seit 1834); Boltzmann (1835 mit 1400 Thaler engagirt), jugendlicher Held und trefflicher Declamator; Pauli (seit 1836), als Liebhaber und später als Character-Darsteller, besonders durch ein ungezwungenes, natürliches Spiel hervorragend; Kaibel **) (seit 1843),

*) Quanter stattete noch vor Kurzem Kassel einen Besuch ab.
**) Kaibel starb 1864 im Irrenhaus.

ein vortrefflicher Darsteller von Intriguantenrollen und bis jetzt noch nicht wieder ersetzter Regisseur; Frau Schaub (vom Jahre 1840 — 1850 engagirt), unvergleichlich in Mütterrollen.

Außer diesen nicht unbedeutenden Kräften brachte das von Neuem an unsere Bühne wieder begonnene, fort und fort mehr florirende Gastspiel, eine Menge von auswärtigen Künstlern, von denen ein großer Theil der genannten, als Birnbaum, Boltzmann ꝛc., engagirt wurde. Wir heben aus der großen Zahl derselben hervor: Herr und Madame Rettich, von denen letztere insbesondere durch tiefes Gefühl, Feuer und Leidenschaft und eine wahrhaft poetische Darstellung berühmt und jetzt noch an dem Wiener Burgtheater hoch geschätzt ist; sie errang sich hier als Julia, Gretchen, Eboli und Clärchen stürmischen Beifall; Herr Rettich trat als Romeo, Marquis, Posa, Faust und Egmont auf; Demoiselle Marie Fürth vom Hofburgtheater zu Wien; Pichler vom Hoftheater zu Detmold; Wohlbrück vom Theater zu Berlin, die beide, ersterer im Jahre 1835, letzterer 1836 hier engagirt wurden; Räder vom Theater zu Hamburg, jetzt Regisseur in Dresden und bekannter Possenspieldichter; Madame Haitzinger, eine der glänzendsten Erscheinungen im Lustspiel, die auf ihren Gastspielreisen wahre Triumphzüge durch Deutschland feierte und im Jahre 1838 auch Kassel besuchte; Demoiselle Schäfer vom Theater zu Aachen, später als erste Liebhaberin und Heldin, Köckert, im Jahre 1846 als zweiter Liebhaber engagirt.

Noch mehr als das Schauspiel, sollte sich die Oper im alten Glanze entfalten. Das Orchester hatte bei der

Schließung des Theaters am wenigsten gelitten, da die meisten Mitglieder, Spohr an der Spitze, Rescripte in Händen hatten; Concertmeister Barnbeck war noch im Beginn dieser Periode als Concertmeister thätig; nach seinem im Jahre 1836 in Folge eines Schlagflusses erfolgten Tode, trat der bisherige Kammer-Musikus Adolf Wiele, in diese Stelle ein, die er bis zu seinem Tode (1845) inne hatte. Es gastirte alsdann zur Wiederbesetzung derselben August Pott, einer der ausgezeichnetsten Violin-Virtuosen und Spohr's Schüler. Die Verhandlungen zogen sich indeß bis zum Jahre 1846 hin und scheiterten an der Forderung Pott's (der neben seinem musikalischen, ein entschiedenes Talent, sich unbeliebt zu machen, besitzen soll), zugleich zweiter Kapellmeister zu werden. Inzwischen hatte der junge Jean Bott, 1826 zu Kassel geboren, ein vortrefflicher Violin-Virtuos und guter Componist, die Stelle versehen und erhielt sie definitiv den 21. Januar 1847. Der Musik-Director Baldewein war gleichfalls noch vorhanden.

Spohr, der an den Revolutionsgelüsten der dreißiger Jahre einen thätigen Antheil genommen, ferner durch viele Reisen das Componiren etwas vernachlässigt hatte, nahm jetzt, wo wieder Ruhe in den gestörten Musen-Tempel eingetreten war, seine Studien in gewohnter Weise in Angriff. Außer einer Anzahl von Liedern, Sonaten, die „Hymme an Gott“, dem später für Harmonie-Musik instrumentirten „Vater-Unser“ (von Klopstock), das auf dem für die Mozartstiftung zu Frankfurt abgehaltenen Musikfest zuerst aufgeführt ward, der zu wiederholten Malen gegebenen Operette, „der Matrose“,

dessen Text der damalige Komiker Birnbaum nach dem Französischen bearbeitet und dessen Musik gemeinschaftlich von Spohr, Hauptmann, Musik-Director Baldewein und dem hiesigen Lieder-Componisten Grenzebach gesetzt worden war, beendigte er im Jahre 1839 seine „historische Symphonie", die hier und auswärts lebhaft begrüßt und mit enthusiastischen Beifall aufgenommen wurde; im Jahre 1840 hatte sich Kassel zum ersten Mal nach dem Theaterinterregnum einer neuen Oper Spohr's, „der Zweikampf mit der Geliebten" zu erfreuen, die ein dichtgedrängtes Auditorium und eine lange nicht erlebte, leider in der folgenden Nacht aus der Theaterkasse gestohlene Einnahme brachte. Wie rüstig und thätig Spohr noch in dieser Zeit, wo er bereits 56 Jahre zählte, war, beweist der damals an ihn ergangene ehrenvolle Ruf als Director des Conservatoriums in dem höchst musikalischen Prag, den er zum großen Glück für Kassel ablehnte.

Am Neujahrstage 1845 ging die kurz zuvor beendete Oper Spohr's, „die Kreuzfahrer", in Scene, dessen Text er mit Hülfe seiner Frau selber nach dem gleichnamigen Kotzebue'schen Schauspiel bearbeitet hatte; auch diese Oper fand hier glänzende Aufnahme, ohne indeß Wiederholungen oder große Verbreitung zu finden.

Mit der Wirksamkeit Spohr's und eines guten Orchesters vereinigte sich bald eine Reihe von Gesangskräften, von denen gleichfalls wie im Schauspiel ein Theil, wie der vorzügliche Bassist Föppel, aus der Zeit vor dem Interregnum stammte, die übrigen neu zusammentraten. Unter die besten zählten: Tenorist Dams, der

bereits in der am 10. November 1833 stattgefundenen Eröffnungs-Oper „Fra Diavolo" die erste Rolle übernahm, die dramatische Sängerin Frl. Meisselbach, die zur Eröffnung des Bethmann'schen Interimistikum als Agathe einen glorreichen Beifall erzielte, die Coloratursängerin Frl. Pistor, der Bassist Dettmer (beide 1833 engagirt), der bereits erwähnte Komiker und Sänger Birnbaum, der erste Tenorist Derzka (den 1. Juni 1836 anfangs mit 1800, später mit 2200 Thaler engagirt), ein richtig treffender, sehr musikalischer Sänger und vortrefflicher Darsteller, dessen imposanter Robert einen stürmischen Beifall errang; er war eine seltene Beliebtheit und mancher Seufzer, insbesondere von Seiten des schönen Geschlechts, folgte seinem am 27. December 1847 nach schwerem Leiden erfolgten Tode.

In der zweiten Hälfte dieser Periode zählte das Personal von bedeutenden Kräften die dramatische Sängerin, Demoiselle Löw, die als Remeo, Norma, Rebecca mit Erfolg gastirte und in den Jahren 1838—1845 mit 1500 Thalern engagirt war, den vortrefflichen Baritonist und meisterhaften Darsteller Biberhofer (den 1. October 1840 anfangs mit 1400, später als Opernregisseur mit 1600 Thaler engagirt und vor Kurzem als Croupier auf Helgoland durch den Schuß einer zufällig entladenen Flinte verstorben), dessen Don Juan (seine Meisterrolle), Figaro, Faust, Templer noch in Aller Gedächtniß ist, die reizende, sehr beliebte Coloratursängerin Eder, die von 1842—1851, zuletzt mit 1600 Thalern hier engagirt war und leider von der Bühne schied, um mit einem Herrn v. Buttlar in der Wüste Amerika's ein sangloses, verschollenes Leben

zu führen; neben ihr glänzte in den Jahren 1845 bis 1851 die allerliebste Soubrette Frl. Molendo, welche jetzt als Frau Podesta zum zweiten Mal unserer Bühne gewonnen ist.

Im Gastspiel entfaltete die Oper gleichfalls großes Treiben und Leben, ja ein noch größeres, als wir es in der vorigen Periode gesehen haben; ein zahlreiches Sänger-Personal wetteiferte auf unserer Bühne und die besten und meisten der angeführten Kräfte, als Derzka, Biberhofer ꝛc. wurden in Folge ihres Gastspiel engagirt. Unter der zahllosen übrigen Menge nennen wir vor Allem den berühmten Tenoristen Wild, der früher unserer Bühne angehört und dann nach Wien berufen wurde. Er sang in „Zampa“, „Stumme von Portici“, „Fra Diavolo“, „Jessonda“, „Othello“ und selbst noch, wie früher, den Don Juan; außer ihm gastirten: Demoiselle Fürth (als Tancred ꝛc.), Hofmann vom Theater zu Amsterdam (als Figaro ꝛc.), Schmetzer (Nadori), Demoiselle Haus (Donna Anna), Stölzel (Faust), Demoiselle Weixelbaum (Jessonda), Heim, nach dem Abgange des obenerwähnten Dams als erster Tenorist engagirt, Demoiselle Pixis (Romeo), Demoiselle Maths vom Hoftheater zu Hannover (Fidelio ꝛc.), Schebest vom Theater zu Pesth, als Romeo, Alice, sich durch eine gute Stimme auszeichnend, Krieg, der hier (1836) engagirt wurde und noch unter uns lebt, Demoiselle Leißring, Demoiselle Hüray, beide als Aennchen im Freischütz auftretend; erstere ward engagirt; Demoiselle Löw, die als Romeo, Norma, Rebecca und Agathe vielen Beifall fand, Mad. Fischer-Maraffa, erste Sängerin des italienischen Theaters in Cadix, die in der

„Nachtwandlerin“, „Romeo und Julie“ rc. auftrat, Mad. Methfessel (Amazili, Rezia) rc.

Wir sehen, man scheute keine Kosten, um dem Theater Rang und Würde zu verleihen; die von den Ständen in die Civilliste aufgenommene Dotationssumme konnte nicht zur Bestreitung der Kosten hinreichen; die fürstliche Hand gab reichliche Zuschüsse; das Orchester-, Opern- und Schauspiel-Personal war ein reichliches und zählte bedeutende Kräfte, wenn auch nicht mehr, wie in der vorigen Periode, Namen wie Gerstäcker, Seydelmann auf den Zetteln glänzten.

Das Repertoire dieser Zeit schloß sich in der ersten Hälfte unsers Kapitels zunächst dem des vorigen an.

Im Schauspiel führte noch immer Kotzebue das Regiment; er stand unzählige Mal auf dem Theaterzettel; nach ihm kamen Iffland, Holbein — lauter Persönlichkeiten, die wie viele andere, als Castelli, Clauren, Weißenthurn, Angely, Lebrun, die Bearbeiter der immer noch massenhaft auftauchenden französischen Vaudevilles, uns aus der Periode von 1821 bekannt sind. Indeß finden wir auch viel von Schiller, Göthe, dessen Faust den 16. April 1834 zum ersten Mal aufgeführt wurde, Lessing, Körner, aber bei weitem nicht in der Zahl, die diesen großen und deutschen Meistern gebührt hätte. Zu den dem Repertoire bereits einverleibten, wenigen Werken Shakespeare's kamen „König Lear“ und der Widerspenstigen Zähmung hinzu und beide noch dazu wiederum in den schlechten Uebersetzungen und argen Verstümmlungen von Deinhardstein rc.; dagegen finden wir wenigstens leichzeitig von den Schlegel'schen Uebersetzungen

weit mehr aufgeführt, als dies in der vorigen Periode der Fall gewesen; Kotzebue begann Ende der dreißiger Jahre vom Schauplatz, der er so viele Decennien beherrscht, abzutreten; auf den Zetteln ward sein Namen immer seltener, um im Jahre 1839 fast zu verschwinden. Kotzebue'sche Kost, die man fast täglich zu genießen nicht verschmäht hatte, schien endlich einen Degout erzeugt zu haben; man sehnte sich nach etwas Neuem, aber es mußte gleichfalls sinnekitzelnd, nervenerregend sein; zu den Schicksals-Tragödien der Müllner und Houwald, die gleichfalls noch gegeben wurden, gesellte sich Raupach als Dritter im Bunde, um an Kotzebue's Stelle zu treten; sentimentale Weichlichkeit und Effect, ohne inneres, wahres Leben, Lockspeise für den frivolen Haufen — das war es, was Raupach, der fast alle vier Wochen ein neues Stück auf das Repertoire brachte und was heißhungrig trotz der Oede und Leere, die in seinen Trauer- wie Lustspielen und Possen zu finden ist, verschlungen wurde. Sein „Isidor und Olga, oder die Leibeignen", „die Schleichhändler" 2c. gingen häufig und hochbewundert über die Bretter. Mit und nach ihm war es Charlotte Birchpfeiffer, die zuerst im October 1829 mit „Fea Bartolomeo" dem Repertoire einverleibt, jetzt die Dictatur über die Bühne erlangte; ein bedeutendes Bühnen- und Schreib-Talent, mit den Mitteln des Bühnen-Effectes auf's Höchste vertraut, begann sie zahllose dramatische Stücke, theils als Original, theils als Bearbeitung französischer und englischer Romane in einem wahren Feuereifer zu schmieden und auf den Markt zu bringen. Ihr „Steffen Langer", „Rubens in Madrid", „Glöckner

von Nôtre-Dame" ꝛc. standen zahllos auf den Zetteln und werden noch heute häufig gegeben; ihre sogenannten Originalstücke zeichnen sich vor den übrigen Bearbeitungen durch Langweiligkeit aus.

Von neuen Stücken und Autoren, die besonders zu Ende dieser Periode aufkamen und fast alle noch heute auf dem Repertoire stehen, sind vor Allem zu nennen: Halm's „Griseldis", „Sohn der Wildniß", die mehrmals aufgeführt wurden, dann des berühmten, 1862 verstorbenen Komikers und Schriftstellers Nestroy: „Talismann", „Einen Jux will er sich machen", Lumpazivagabundus", Stücke, die sich durch lebendige, gesunde Charaktere und gesunde Komik auszeichnen; neben ihm ward der geistesverwandte Raimund gegeben; im Jahre 1841 ward zum ersten Mal Gutzkow's „Herz und Welt", und bald nachher dessen „Zopf und Schwert", „Ein weißes Blatt", „Das Urbild der Tartüffe" (im Jahr 1845) gegeben; endlich kamen am Ende dieser Periode Laube mit „Gottsched und Gellert", „Die Abenteurer", „Rococo", Roderich Benedix mit „Doktor Wespe", (1842 zum ersten Mal gegeben), Gustav Freitag's „Brautfahrt", (gleichfalls im Jahr 1842) und von Robert Prutz „Karl von Bourbon" auf das Repertoire, lauter Stücke, die den Verfall der dramatischen Dichtkunst hinlänglich bezeugen, aber gegen Kotzebue und Consorten immer hin eine beachtenswerthe Stelle einnehmen.

Die Oper bewahrte ihren glänzenden Aufschwung, den sie bereits in der vorigen Periode mit Spohr, Mozart, Weber, Beethoven, Rossini ꝛc. genommen; viele noch in jener Zeit gegebenen Opern von Sacchini, Feska ꝛc. begannen

von dem Repertoire zu verschwinden; dagegen wurden manche neue Stücke der bereits in voriger Periode genannten Autoren, sowie ganz neue Componisten dem Repertoire einverleibt. Boieldieu, Auber wurden häufiger und mannigfaltiger vorgeführt; Meyerbeer bereicherte mit „Robert der Teufel“, (1834 zum ersten Mal gegeben), „Die Kreuzritter in Egypten“ und „die Hugenotten“ das Repertoire; von Herold ward außer „Zampa“, die „Marie“ (1841), „der fliegende Holländer“ von Richard Wagner 1843 zum ersten Mal zur Aufführung gebracht. Vor Allem indeß ward die italienische Oper, die vorzugsweise gepflegt ward, durch Bellini, dessen „Romeo und Julie“, „Nachtwandlerin“, „Puritaner“ 2c. schon im Beginn dieser Periode in's Scene gingen und mit ihren sinnlich reizenden, das Ohr berückenden Melodien besonders gefielen, und Donizetti, („Liebestrank“, „Favoritin“, „Regimentstochter“ 2c.) bereichert. Endlich wurden Marschner („Templer und Jüdin“, „Hans Heiling“), Halevy, („Jüdin“, „Guitarrenspieler“), Adam, („Postillon von Lonjumeau“, „der Brauer von Preston“, „Zum treuen Schäfer“), Lortzing, dessen „Czaar und Zimmermann“ 1843 zum ersten Mal in's Scene ging, Netzer, („Mara“), und endlich Lachner's „Catharina Cornara“ und Andere auf die Bühne gebracht, lauter Componisten, die mehr oder weniger bis heute sich auf dem Repertoire erhalten haben.

Das Repertoire, sehen wir, ließ es nicht an Abwechslung und Mannigfaltigkeit fehlen; alle Opern waren glänzend ausgestattet; die ausgezeichneten Decorations-Maler Primavesi und Beuther waren noch in voller

Thätigkeit; letzterer starb 1846, Primavesi erst 1855; als Maschinist fungirte noch der berühmte Hoffmann, der ebenfalls 1855 von hier abtrat und noch jetzt in Hannover lebt. So sehr die Oper gepflegt und dem Schauspiel vorgezogen ward, so ward doch nicht, wie an anderen Theatern Deutschlands, ein übertriebener Luxus, namentlich nicht in dem mit der Oper verbundenen Ballet, getrieben; letzteres war durch Lepitre, dem jetzigen Privat-Tanzlehrer Labassé, Butterwerk (dem gegenwärtig nicht unberühmten Komiker in Berlin), repräsentirt. Außer der Oper, den ständigen Concerten herrschte noch ein mannigfaches, buntes Treiben in dieser Periode, das unsern Tagen entfremdet ist; in dem Jahre 1834 führte der Bauchredner Alexander „Les ruses de Nicolas, pièce en un acte et en prose, par Mr. Alexander“ (des Nicolaus lustige Streiche) auf, ein Stück, in welchem er sämmtliche darin vorkommende Charaktere darstellte; dasselbe ward mehrmals in deutscher und französischer Sprache gegeben zum unendlichen Vergnügen der schaulustigen Kasselaner. Ein noch originellerer Unsinn ward bereits 1831 in dem Stücke „Affe Jocko“ von Klischnig aufgeführt, worin der Verfasser, ein gelenker Grotesktänzer sich selbst im Costüm eines brasilianischen Affen producirte.

Wir hatten in dieser Periode die Aufführung einer Schillers- und Beethoven's Feier, die zum Besten ihrer Denkmäler veranstaltet wurde; der Violin-Virtuos Ol Bulle ließ sich 1838, Franz Liszt 1841, der obenerwähnte Pott 1846, der Klavier-Virtuos Willmers 1844 hören; in der vorigen Periode hatten steierische

Sänger sich auf der Theaterbühne producirt; in dieser stimmten im Jahr 1841 vierzig Bergsänger aus den Pyrenäen einen Pastoral-Chor an; endlich florirten in 1834 und 1835 die Maskenbälle, deren jährlich sechs auf der Theaterbühne statthatten.

Die Organisation der Theater-Regie betreffend, so machte diese seit 1833 einige Veränderungen durch. Im Jahr 1836 ward die bis dahin bestandene Theater-Direction, (Oberhofmarschall Graf v. Hessenstein, Feige und Spohr), zu deren Vorsitzendem später noch Hofrath Wilhelm Vogel hinzukam, mit der seit 1833 eingeführten General-Intendantur (Emil v. Lepel) vereinigt und erhielt den Namen „General-Intendanz"; 1839 ward Spohr von den Geschäften eines Mitglieds der Theater-Direction entbunden, womit die selbstständige artistische Leitung des Kapellmeisters aufhörte; 1846 erhielt der damalige Kammerherr v. Heeringen die Stelle eines alleinigen Chefs und Intendanten des Theaters; seit dieser Zeit sind keine wesentlichen Veränderungen mit der Theater-Regie vorgenommen.

Mit der Allein-Intendantur des Herrn v. Heeringen tritt eine neue Epoche für die Entwickelungsgeschichte unseres Theaters ein; die Theater-Regie, obwohl bereits seit dem Jahre 1821 eine entschieden amtliche, hatte doch immerhin noch einen gewissen künstlerischen Nimbus behalten; die artistische Leitung der Oper war dem Kapellmeister Spohr, die Leitung des Schauspiels dem General-Director Feige, als eigentlichem Regisseur, überlassen; mit dem Jahre 1839 ward jener, wie wir eben gehört, von den Geschäften eines Mitgliedes der Theater-Direction ent-

bunden; mit dem Jahre 1846 endlich hörte auch Feige's künstlerische Leitung auf; es trat nunmehr eine rein amtliche Regie ein, von der Repertoire, Rollenbesetzung, kurz, alle leitende Thätigkeit ausging. Indeß auch so sollte unser Theater von den mit dieser Einrichtung verknüpften Gefahren bis jetzt möglichst verschont werden; die von dem Souverain getroffene Wahl zur Besetzung des wichtigen Postens eines alleinigen, absoluten Chefs des künstlerischen Instituts konnte keine bessere, keine glücklichere sein; wir danken der ebenso wohlwollenden, als kunstverständigen, umsichtigen Führung des Herrn v. Heeringen einen neuen Aufschwung des selbst in der Glanzperiode stiefmütterlich behandelten, eines classischen Repertoires ermangelnden Schauspiels.

Während von Shakespeare bisher nur „Was Ihr wollt“ und dies noch dazu in schlechter Bearbeitung unter dem Titel: „Viola“, ferner „Hamlet“, „Lear“ und „Kaufmann von Venedig“, und diese nur selten in der Schlegel'schen Bearbeitung gegeben wurden, entriß die neue Intendanz zahlreiche Stücke des großen Poeten der Staubdecke, unter der sie in der Bibliothek vergraben lagen; bald sahen wir „Othello“, den „Sommernachtstraum“, „Viel Lärm um Nichts“, „Heinrich IV.“ (I. Theil), „Comödie der Irrungen“, der „Widerspänstigen Zähmung“ und „Richard III.“ rc. auf dem Repertoire leuchten; die schlechten Bearbeitungen eines Deinhardstein, Holbein, Schröder wurden gänzlich verbannt; im Jahre 1849 ward „Othello“ bereits sechs Mal, im Jahre 1853 der ewig junge und blühende „Sommernachtstraum“ mit Mendelssohn's reizender Musik neunzehn Mal gegeben.

Trotz aller Birchpfeiffer'schen, Raupach'schen Dramen, die wie die Schaaren des französischen Lust- und Possenspiels auch fernerhin auf unserer Bühne herrschten, erfreuen wir uns doch eines wesentlich classischen, den künstlerischen Werth des Theaters bestimmenden Repertoires, das neben Shakespeare reichlich Schiller, Göthe, Lessing aufweist.

Auch die Kräfte des Schauspiels blieben in dieser Periode noch immer nennenswerthe; Frl. Thate, jetzt Frau Otto in Braunschweig, die als erste Heldin und Liebhaberin in dem Beginn dieser Periode hier engagirt war, der jugendliche und zweite Liebhaber Gabillon (gegenwärtig am Wiener Burgtheater, eine beliebte Persönlichkeit), die ersten Heldinnen und Liebhaberinnen Gey, Schäfer, der bereits in voriger Periode berührte vortreffliche Charakterdarsteller Kaibel (von 1847—1856 hier engagirt), die jugendliche Liebhaberin Frl. Lemcke, Lehfeld (1857—1858), der vortreffliche Nachfolger Kaibels &c. sind Persönlichkeiten, deren Namen und Rollen gewiß noch in Jedermanns Gedächtniß und die zum größten Theil noch am Leben und auf der Bühne thätig sind.

Die Oper, das Orchester bewahrten ihren Glanz. Spohr, obwohl schon im vorgerückten Alter, entfaltete noch immer große Thätigkeit als Dirigent der Oper, wenn auch die Gewalt und Kraft seiner schaffenden Phantasie abzunehmen begann. Sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum, als Kapellmeister am Kasseler Hoftheater, ward am 10. Januar 1847 mit seltener Feierlichkeit begangen. In der Frühe des Morgens überraschte ihn ein Ständchen, das ihm seine Schüler J. Bott und A. Malibran

und die besten Musiker der Kapelle mit der Ausführung seines zweiten Doppel-Quartettes brachten; bald liefen Ehren- und Auszeichnungen von Nah und Fern ein; Seine Königliche Hoheit der Kurfürst ernannte ihn zum General-Musikdirector unter Verleihung der Hoffähigkeit; vom König von Preußen erhielt er einen Orden; der hiesige Magistrat überreichte ihm eine ehrende Zuschrift und anderen Tages das Ehrenbürgerrecht; der Göttinger Liederkranz machte ihn zu seinem Ehrenmitglied. Abends ward eine glänzende Festvorstellung im Theater gegeben, die in einer dramatisch-musikalischen Production von Opernstücken des Jubilares bestand und mit einem vom Schauspieler Birnbaum verfaßten Festspiel: „Die Huldigung“ endete; unter dem lauten Jubel des dicht gedrängten Publikums ward schließlich der Jubilar mit einem Lorbeerkranz geschmückt.

Im Jahre 1852 ward Spohr eine große Erleichterung durch die Ernennnug seines ehemaliges Schülers J. Bott zum zweiten Kapellmeister, der die meisten französischen und italienischen Opern unter seine Direction bekam und 1854 den von ihm componirten „Unbekannten“ zur Aufführung brachte, eine Oper, die sich an Wagner's Zukunftsmusik anlehnend, neben viel Verirrungen manch Vortreffliches enthält; nach dessen Abgang im Jahre 1856 ward der damals bei dem Theater zu Mainz angestellte, augenblicklich nach vorübergehender Suspension in sein Amt wieder eingesetzte Kapellmeister Reiß unserer Bühne gewonnen, der, von wahrhaft künstlerischem Eifer beseelt, die Theater-Concerte zu nie erlebtem Flor gebracht hat. Erst 1857 trat Spohr als Pensionär vom Schauplatz ab, um zwei

Jahre nachher den 22. October seine Augen für immer zu schließen.

Die übrige Kapelle hielt sich gleichfalls im Beginn dieser Periode in ihrer Vollendung; an Stelle des Musik-Directors Baldewein trat 1847 Fischer; besondere Erwähnung verdient noch der von 1847—1851 hier engagirte erste Geiger Hilft, ein ausgezeichneter Virtuos, der selbst mit Bott rivalisirte. Von dem Sänger-Personal waren die im vorigen Kapitel genannten Frl. Eder und Molendo noch bis zum Jahre 1851 in voller Blüthe; der verstorbene Tenorist Derzka ward durch den jetzt in Stuttgart berühmten Sontheim, dieser durch den ebenso geschickten Trinker als vortrefflichen Sänger Franke ersetzt, lauter Persönlichkeiten, die, wie die erste Sängerin Walter (bis 1848, wo dieselbe die Stadt bei Nacht und Nebel verließ und contractbrüchig ward) und Bamberg (bis 1857 hier engagirt) noch in jedes Theaterfreundes Gedächtniß sind.

Bereits im vorigen Kapitel mußten wir uns möglichst kurz fassen, da diese Zeit noch allzu sehr in der Tradition fortlebt; noch mehr gilt dies von dieser Periode, deren Schilderung sine studio et ira nicht möglich ist; möchte es uns in einer späteren Zeit gegönnt sein, dieses Kapitel, das Theater unter der Allein-Intendantur des Herrn v. Heeringen, einer genaueren Würdigung zu unterziehen.

Sonetten-Kranz.

I.

So wag ich's denn und mag mich auch verdammen
Dein holder Mund, im Herzen wohl gedeiht
Ein leiser Gnadenspruch, der mild verzeiht
Den wilden Drang, die zu verwegnen Flammen.

Auf Deine Güte trauend will ich's wagen.
Eh' Deine Hand das kühne Wort zerreißt,
Fühlt wohl Dein sanfter, leicht versöhnter Geist
Ein reines Herz in diesen Zeiten schlagen.

Was mich bewegt, was mich unnennbar drängt,
Ich will's im Lied anbetend Dir gestehen,
Will Deinem Willen mich geduldig neigen.

Sei auch Entsagung über mich verhängt,
Um eines laß mich nicht vergebens flehen,
Straf mein Bekenntniß nicht mit stolzem Schweigen.

II.

Und so vernimm es in wahrhaft'gen Worten!
Ich liebe Dich und längst im Sonnenlicht
Der Treue, die aus Deinen Augen spricht,
Ist diese Liebe heimlich groß geworden.

Ich liebe Dich — Dein freundlich sanftes Walten,
Dein sonnig Wesen und Dein treu Gemüth;
Ein Zauber, der mich Dir zu Füßen zieht,
Beherrschet mich mit reizenden Gewalten.

Ich liebe Dich — was Du auch denken magst,
Und soll sich ewig mir Dein Herz verschließen,
Ich liebe Dich und werde nimmer klagen.

Wohl fürcht' ich, daß Du zürnend mich verklagst,
Doch sieh' bereit mich schweigend auch zu büßen,
Muß ich dem süß gehegten Wahn entsagen.

III.

Dir lacht, o schöne Frau, des Lebens Sonne,
Des Frühling's Reiz umstrahlt Dein Angesicht,
Von solchem Munde fiel noch kein Verzicht
Auf dieses Lebens bald verscherzte Wonne.

Dir glüht im Aug' die jugendhelle Seele,
Um Deine Lippen spielt der Liebe Scherz,
In Deinem Busen schlägt ein freies Herz;
O Du verzeihst — was ich nicht länger hehle.

Du zürnest nicht, wenn schüchtern ich gestehe,
Wie sich mein Herz unnennbar süß beglückt
An Deinem Bild, in mancher süßen Stunde.

Wie es erglüht, wenn ich Dich lächeln sehe,
Und wie es, ach! zur höchsten Lust entzückt,
Doch ahnend träumt von einer tiefen Wunde.

IV.

Verheißend blüht ein neues Frühlingsleben,
Aus meinem Herzen flieht das düst're Grau'n,
Der Schönheit schönste Zierde soll ich schau'n,
An ihrer Reinheit sich mein Herz erheben.

In finstrer Nacht ward mir ein Licht gegeben,
Auf meinen Stern darf ich erneut vertrau'n,
Aus ödem Schutt ein Himmelszelt erbau'n,
Aus düstrem Traum zu wachen Freuden streben.

Ein liebend Herz schien ewig mir versagt,
Der wilden Leidenschaft fiel ich zum Raube,
Mit eigner Hand schlug ich mein Glück in Scherben.

In ihr hat neu mein Genius getagt;
Der mir zurückgegeben Lieb' und Glaube,
Und frohen Herzens will ich also werben.

V.

O Lieb', so lang Dir noch die Seel' erglüht,
Bedenke, daß auch frost'ge Tage kommen,
Bedenk', das Feuer ist sobald verglommen,
Des Lebens Lenz so früh hinweggeblüht.

So lange noch Dir frische Blumen sprießen,
O suche nicht die düst're Einsamkeit;
Es kommt ein Herbst, der welke Blätter streut,
Und jeder Kelch der Freude muß sich schließen.

So lang Dir noch ein Herz in Liebe schlägt,
In reiner Gluth und kannst Du es beglücken,
Verschmäh' nicht, was es Dir entgegenträgt.

Es kommt ein Herbst, der in den Staub zerstreut
Die Rosen, die noch Deine Stirne schmücken,
Und nimmer kehrt zurück die Frühlingszeit.

VI.

Wie oft hab' ich mein Herz der Nacht vertraut,
Die tröstend kühlte meine heißen Wangen;
An Deinen Athemzügen muß ich hangen,
Wenn über mir der sonn'ge Himmel blaut.

Wie oft hab' ich mit sehnsuchtsheißem Bangen
Am Fenster dort Dein sinnend Bild geschaut;
Das Herz im Busen klopfte rasch und laut,
Ich zitterte vor stürmischen Verlangen.

Doch süß sind mir der Liebe Gram-Beschwerden,
Ich trage gern die selbstgeschaff'ne Qual
Und frage nicht, wird mir Erlösung werden!

Die Liebe hat mir reichen Trost verlieh'n:
Gott weiß! der Tod nur bliebe meine Wahl,
Wenn die Geliebte ganz für mich dahin.

VII.

Wir saßen einst in einer stillen Stunde,
Umflossen von des Frühlings Wonnepracht;
Süß sang die Nachtigall in dieser Nacht,
Entzückt hing ich an Deinem holden Munde.

Da fragtest Du: „o sprich, noch eh' zum Bunde
Wir ganz vereint, der so viel Lieb' gebracht,
Den Du besungen mit des Liedes Macht,
Wer hat gezeigt Dir meines Herzens Wunde?"

So wisse denn, sanft schlief ich ein und mild
Da ward aus eines Engels ros'gem Munde
Von Deiner Lieb' mir wundersame Kunde.

Die Gluth, die mich unnennbar süß erfüllt,
Ward offenbaret mir in heil'ger Stunde,
Gott leuchtete dem süß beschloss'nen Bunde.

VIII.

Romantik treib' ich nun in meinen Träumen,
Bald ist es Ritterdienst, bald Minnescherz,
Bald schwing' ich hoch den Speer von Erz,
Bald laß ich voll die gold'nen Becher schäumen.

Dann wandelt sie wohl unter dunklen Bäumen,
Die Sonne scheidet und die Luft ist kühl;
Vom Sonnenlicht, das eben scheidend fiel,
Erstrahlt ein Schein in ihren gold'nen Räumen.

Und sinnend schreitet sie hinauf die breite Treppe
Und lächelt grüßend mir holdselig zu,
Sanft fass' ich ihres Kleides Sammet-Schleppe.

Aus ihrem Haar lös' ich die goldene Kette,
Vom zarten Fuß den kleinen seid'nen Schuh
Und halt' als Page Wacht am keuschen Bette.

IX.

So lang schon harr' ich und die Augen schmerzen
Vom sehnsuchtsheißen Schau'n. Sie kommt noch nicht!
Schon scheidet trüb' des langen Tages Licht
Und trüber wird's in meinem bangen Herzen.

Wo weilst Du Heil'ge! die mit Zauberblicken
Mir Sinn und Seel' unnennbar hat verwirrt;
O still, und horch, das dunk'le Fenster klirrt,
Mein Herz erglüht in seligem Entzücken!

Durch's Dunkel send' ich, Heil'ge, Kuß auf Kuß,
Und rings um mich wird's trüb' und immer trüber;
Doch fesselt mich die süße Zaubermacht.

Vielleicht schickt sie mir heute einen Gruß,
Vielleicht blickt flüchtig einmal sie herüber!
Verlor'ner Traum — rings um mich her die Nacht.

X.

Und klopft' ich leise nun an Dein Gemach,
Und würfe selbst mich statt der schwachen Lieder,
O holde Frau, zu Deinen Füßen nieder
Und schwüre laut der Liebe Weh und Ach!

Und raubte mir die Hand zum wilden Kuß
Und ließ in Deine märchenhaften Augen,
In Deine Seel' die trunk'nen Blicke tauchen
Minutenlang — o süßester Genuß.

Doch nein — anbetend schau ich auf zu Dir,
Und einer Gottheit gleich erscheinst Du mir
Und blickst in keuscher Hoheit auf mich nieder.

Dein hohes Wesen scheucht den nied'ren Muth;
Ich nähre reiner meines Herzens Gluth
Und sende zagend meine warmen Lieder.

XI.

Wird sie wohl viel nach meinem Elend fragen!
Umsonst hab' ich mein ganzes Weh geklagt,
Ich muß den Schmerz, der mir im Busen nagt
Und muß die Ironie des Schmerzes tragen.

Wer hieß mich auch, Phantomen nachzujagen,
Verflucht der Wahn, der höhnend mich geplagt,
Als ich für sie zu fühlen einst gewagt,
Als meine Sinne ganz gefesselt lagen.

Die letzten schwachen Hoffnungsbande reißen,
Ich habe ihr und jedem Glück entsagt,
Und über mich kam düsteres Verzagen.

Das Schifflein ward auf öden Strand verschlagen,
Der Himmel grollt, kein Rettungsmorgen tagt,
Und rings nur seh' ich wilde Felsen ragen.

XII.

Im Feuer wilder Sehnsucht zu erglüh'n,
Zu nähren nie befriedigtes Verlangen,
An einem Traum mit trunk'ner Seele hangen,
Um einen Wahn in Leidenschaft sich müh'n;

In eitlen Flammen thöricht zu versprüh'n,
Und irrend scheinbar zwischen Lust und Bangen
Von Rosen träumen, die in vollem Prangen,
Und rings um mich nur trauerndes Verblüh'n!

Das ist die Quintessenz von meinem Lieben,
Ernüchtert von den heißen, wilden Trieben
Seh' ich erschreckt, was mir davon geblieben.

Da ich geträumt von süßen Wonnestunden,
Da ich im Traum die höchste Lust empfunden,
Ist die Erfüllung längst dahin geschwunden.



